Abecedarium der Sprache

Constanze Fröhlich, Martin Grötschel,
Wolfgang Klein (Hg.)

Abecedarium der Sprache

Kulturverlag Kadmos Berlin

Diese Publikation erscheint mit Unterstützung des Regierenden Bürgermeisters von Berlin. Senatskanzlei – Wissenschaft und Forschung und des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg.

Herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

SP R
A C
HE JAHRESTHEMA 2017|18

berlin-brandenburgische
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Der Band dokumentiert ausgewählte Vorträge des Jahresthemas 2017|18 *Sprache* der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Mit Nennung der männlichen Funktionsbezeichnung ist in diesem Buch, sofern nicht anders gekennzeichnet, immer auch die weibliche Form mitgemeint.

Fotos: Jesse Simon für das Buchstabenmuseum e.V.
www.buchstabenmuseum.de
Lektorat: Dagmar Deuring / Constanze Fröhlich / Charlotte Müller
Copyright © 2019, Kulturverlag Kadmos Berlin.
Wolfram Burckhardt
Alle Rechte vorbehalten
Internet: www.kulturverlag-kadmos.de
Umschlaggestaltung: Kaleidogramm. Coverbild: Buchstabenmuseum
Gestaltung und Satz: Readymade, Berlin
Druck: Opolgraf
Printed in EU
ISBN 978-3-86599-416-5

Inhalt

Abecedarium. Ein Vorwort 11
Constanze Fröhlich, Martin Grötschel,
Wolfgang Klein

Akkudativ und Zislaweng
Zur Her- und Zukunft des Berlinischen 19
Michael Solf

Bantu Education, Lungu & Tucholsky
Über die Macht der Sprache der Mathematik 29
Martin Grötschel

Code Poetry
Wortkunst zwischen künstlicher und
natürlicher Sprache 39
Christian Stein

Diagnose Dr. Online
Medizin und medizinischer Dialog
auf der Grundlage von Big Data.
Ein Zukunftsszenario aus der Rheumatologie 49
Gerd-Rüdiger Burmester

Existenzfragen
Bedrohte Sprachen dokumentieren 59
Frank Seifart

Flunkern
Übel und Notwendigkeit einer
sprachlichen Normverletzung 69
Manfred Krifka

Grimms Frösche
Wissenschaftler und Märchenerzähler 77
Wolfgang Klein

Humboldts Projekt
Eine »Encyclopaedie aller Sprachen« 85
Jürgen Trabant

Inter-*nett*?
Extreme Meinungen im Netz erkennen und filtern .. 95
Melanie Siegel

Jugendsprache
Forever young! 103
Nils Bahlo

KISS
»Keep it short and simple!« 113
Maren Jäger

Lesesucht oder Lesen und Lesen lassen?
Charlotte Schleiermachers Leben mit
und in der Lektüre 121
Sarah Schmidt

Migrantensprache
Jugendliche Kreativität im »Kiez« 131
Norbert Dittmar

Nachschlagen
Wo bleibt das Alphabet im digitalen Wörterbuch? ... 143
Alexander Geyken

Otahitischer Mistfink
Goethe, die Liebestriebe und
die Vögel der Südsee 155
Michael Niedermeier

Purismus
Zur polnischen Wissenschaftssprache
des langen 19. Jahrhunderts 165
Jan Surman

Qualm
Die Aromatik von Feuer und Rauch
in Sprache und Chemie 175
Thomas A. Vilgis

Realitätenbesitzerswitwe
Ein Grabstein für die Juristensprache 189
Christine Windbichler

sozudenken
Sprach- und Schreibbewusstsein bei Uwe Johnson. . . 195
Katja Leuchtenberger / Holger Helbig

Trällern und Tirilieren
Biologische Parallelen zwischen
menschlicher Sprache und Vogelgesang. 205
Constance Scharff

Umsteigovajesch' na U-zweitoj?
Russische Stimmen in Berlin. 217
Natalia Gagarina

Vicos *linguistic turn*
Ein italienischer Philosoph macht alles anders 227
Jürgen Trabant

Wonnig lallen
Wie Vögel zu uns sprechen. 233
Jochen Brüning

XY ungelöst
Die Geschlechterfrage zwischen
Wissenschaft, Gesellschaft und Sprache 241
Antje Baumann

YouTube und Rostra
Redebühnen im Wandel der Zeiten. 253
Olaf Kramer

Zwanzig Jahre
Was wird aus der deutschen Orthografie? 263
Peter Eisenberg

Zyselmaus
Tausendundelf japanisch-deutsche und
deutsch-japanische Wörterbücher 273
Jürgen Stalph

Autorinnen und Autoren 281

Abecedarium.
Ein Vorwort

Die Worte »sozudenken« und »Realitätenbesitzerswitwe« kommen Ihnen spanisch vor, aber der Satz »Umsteigovajesch' na U-zweitoj« irgendwie deutsch? Wissen Sie, was »Qualm« mit Sprache zu tun haben könnte, wie Singvögel das »Trällern« lernen und ob »Code Poetry« von Menschen oder vom Computer geschrieben und gelesen wird? Oder ahnen Sie, was es mit dem »otahitischen Mistfinken« auf sich haben könnte? Nein, mit »KISS« hat es nichts zu tun …

Unter dem Titel *Abecedarium der Sprache* versammelt sich hier ein eigensinniges Alphabet: Es nimmt seinen Anfang beim »Akkudativ« in Berlin und endet bei der »Zyselmaus« in Japan. Es untersucht die »Lesesucht« einerseits und erklärt andererseits, wie eine »digitale Diagnose« in der Medizin funktionieren kann. Es ist »Inter-*nett*«, widmet sich aber auch dem »Flunkern«. Thematisch streift das *Abecedarium* dabei durch die Welten des Technischen, des Tierischen und natürlich des Menschlichen – denn in all diesen Welten spielt Sprache eine wichtige Rolle.

Die Themenwahl orientiert sich an den Veranstaltungen, zu denen die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften im Rahmen ihres Jahresthemas 2017|18 »Sprache« eingeladen hat. Ein breites Publikum informierte sich und nahm den Dialog auf in Podiumsdiskussionen, Vorträgen, Ausstellungen und Kongressen, in Schülerworkshops oder im *Salon Sophie Charlotte*, der 2018 unter dem Motto stand: »Ist Sprache eine Waffe?« Als Frucht dieser Auseinandersetzung liegt dieses Buch vor. Wissenschaftlich fundierte, dabei kurze und oft kurzweilige Beiträge sollen hier eine Ahnung vom breiten Spektrum der Sprache geben, zum »Immer-Wieder-Nachschlagen« einladen und die Leserinnen und Leser zum Nachdenken und Weiterlesen anregen.

In der Buntheit der Ansätze und Sichtweisen zeigt sich die Vielschichtigkeit von Sprache ebenso wie die der wissenschaftlichen Disziplinen: Je nach Perspektive kann Sprache als biologisches, soziales oder historisches Phänomen erscheinen, sie lässt sich ästhetisch gestalten oder in ihrem Regelwerk untersuchen. Sprache verbindet, ermöglicht Verständnis und weckt Gefühle, sie kann aber auch als fremd, unverständlich oder gar verletzend erfahren werden. Schließlich wird in allen Lebens- und Wissensbereichen, in allen Wissenschaften und Künsten Sprache unterschiedlich genutzt und auf je eigene Weise über Sprache nachgedacht. Anders als ein Wörterbuch oder Lexikon, das einen Gegenstand oder einen Wissensbereich möglichst vollständig erfassen will und der praktischen Orientierung dient, wirft dieses kleine *Abecedarium der Sprache* nur eine Reihe von Schlaglichtern auf die vielen Themen, denen die aktuelle Forschung zur Sprache nachgeht. Verwendeten schon manche mittelalterliche Gesetzestexte oder alte Fibeln das Alphabet als Ordnungsprinzip oder mnemotechnische Struktur, die das leichtere Auffinden oder Erlernen der jeweiligen Inhalte gestatten sollte, hat es hier eher die spielerische Funktion, zu ungewohnten Gedankengängen einzuladen. Dabei wird zugleich eines der zentralen Themen dieses Bandes deutlich: Sprache ist produktiv. Ihren Gesetzlichkeiten zu folgen kann uns ermöglichen, ins bisher Ungedachte vorzustoßen.

Einige Themengebiete des Jahresthemas »Sprache«, auf die sich im *Abecedarium* gleich mehrere Texte in unterschiedlicher Weise beziehen und die sich als Schwerpunkte herauskristallisiert haben, seien hier beispielhaft genannt: Die schon angesprochene Qualität von Sprache als Modus des Denkens formulierte Wilhelm von Humboldt als eine grundlegende Prämisse seines Sprachstudiums. Seine sich daraus ergebende Einsicht, dass Sprachen immer auch verschiedene »Weltansichten« verkörpern und nur im Zusammenhang mit diesen verstanden werden können, stellt ein starkes inhaltliches Moment für viele andere Texte in diesem Band dar und prägt natürlich auch den Dialog der wissenschaftlichen Disziplinen, die hier zusammentreffen [→ *Humboldts*

Projekt, → *Existenzfragen*, → *Umsteigovajesch' na U-zweitoj?*, → *Zyselmaus*].

Unterschiedliche Formen der Beschäftigung mit der deutschen Sprache bilden einen weiteren Schwerpunkt dieses Bändchens: Mit Ausführungen zum Goethe-Wörterbuch [→ *Otahitischer Mistfink*], zum Grimm'schen Wörterbuch [→ *Grimms Frösche*], zum *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* [→ *Nachschlagen*] wie auch zu Friedrich Schleiermacher [→ *Lesesucht*] sind wichtige aktuelle wie bereits abgeschlossene Akademienvorhaben des Zentrums Sprache an der BBAW inhaltlich vertreten. Die kleinen Essays vermitteln Einblicke in die Potenziale lexikografischer Arbeit und in die individuellen und gesellschaftlichen Wirklichkeiten, die ein Editionsprojekt zu erschließen hat. Ihnen gesellt sich ein Beitrag zum höchst bewussten und kritischen Sprachgebrauch Uwe Johnsons hinzu, dessen Schriften an der BBAW ediert werden [→ *sozudenken*]. Das Thema der sprachlichen Vielfalt zieht sich auch mit Bezug auf das Deutsche durch die Texte: Jugendsprachliche Wendungen [→ *Jugendsprache*], Dialekte und Regionalismen [→ *Akkudativ und Zislaweng*] oder das sogenannte Kiezdeutsch [→ *Migrantensprache*] werden hier als lebendiger Ausdruck des Deutschen verhandelt, der sich auch in den teilweise kontroversen Diskussionen über die deutsche Orthografie [→ *Zwanzig Jahre*] und über gendergerechte Sprache zeigt [→ *XY ungelöst*].

Herausforderungen für den Sprachgebrauch entstehen auch aufgrund eines veränderten Kommunikationsverhaltens – nicht zuletzt durch den vielbeschworenen »Digital Turn«. Im Zeitalter der Kürze und der Powerpoint-Präsentation müssen rhetorische Ideale neu definiert werden [→ *KISS*, → *YouTube und Rostra*], während die Öffnung neuer Kommunikationsräume im Internet dazu führt, die Regeln des sprachlichen Miteinanders neu auszuhandeln. Dies ist erforderlich, etwa um auf Phänomene wie »Hate Speech« angemessen reagieren zu können [→ *Inter-nett?*]. Nicht nur im Internet verändert sich sprachliche Kommunikation, auch im Bereich der Medizin haben Big Data und moderne Technologie tiefgreifenden Einfluss auf den künftigen Dialog zwischen

Arzt und Patient [→ *Diagnose Dr. Online*]. Es zeigt sich, dass auch die Naturwissenschaften Sprache vielfältig reflektieren: sei es als deren genuinen Forschungsgegenstand, beispielsweise in der Biologie [→ *Trällern und Tirilieren*], sei es in der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Übersetzungen oder Beschreibungskategorien [→ *Purismus*, → *Qualm*] oder als wirkmächtige Metapher, wie sie die Rede von der »Sprache der Mathematik« beschwört [→ *Bantu education, Lungu & Tucholsky*].

Zurück zu den sechsundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets: Was wäre ein *Abecedarium* ohne ein schönes ABC? Die hier als Initialen der jeweiligen Essays abgedruckten Abbildungen zeigen Elemente alter Leuchtreklamen und Schriftzüge aus der Sammlung des Buchstabenmuseums in Berlin. Dieses Museum ist das erste weltweit, das Typografie aus dem öffentlichen Raum sammelt und als Teil der Stadtgeschichte präsentiert. In seiner Sammlung und auch auf den hier gezeigten Bildern sind die Buchstaben aus ihrem urbanen Gebrauchszusammenhang herausgelöst und erscheinen so in ihrer je eigenen ästhetischen Qualität. Die Materialien und Formen variieren dabei stark: Filigrane, geschwungene Buchstaben finden ihren Platz neben massiven Objekten aus Neon oder Edelstahl. Manche historische Schriftzüge verströmen eine melancholische Aura, andere dagegen zeugen vom leuchtenden Selbstbewusstsein großer Marken. Bei der Auswahl der hier gezeigten Objekte wurde darauf geachtet, dass alle einen räumlichen Bezug zu den Akademiestandorten Berlin und Brandenburg haben. Auf diese Weise können diese Buchstaben in doppelter Hinsicht Geschichte(n) erzählen: So wie sie früher die Stadträume geprägt haben und nun die Betrachterin und den Betrachter auf kleine Erinnerungsreisen mitnehmen, so gliedern sie im *Abecedarium* den Textraum und laden zur Lektüre jedes neuen Abschnitts ein – zu einem Streifzug durch die Sprache von A bis Z.

Dank

Ein herzlicher Dank gilt allen Autorinnen und Autoren des *Abecedariums*, die sich auf diesen Streifzug eingelassen und den Band mit vielfältigen Perspektiven auf die Sprache bereichert haben. Für die inhaltliche Konzeption des Jahresthemas und seiner Aktivitäten bedanken wir uns bei allen Mitgliedern des wissenschaftlichen Beirats. Unser Dank gebührt außerdem den zahlreichen Kooperationspartnern für die gemeinsame Umsetzung so unterschiedlicher Projekte. Insbesondere danken wir der Hermann und Elise geborene Heckmann Wentzel-Stiftung, der Gesellschaft Deutscher Chemiker, der Humboldt-Universität zu Berlin, dem Exzellenzcluster Topoi und Wissenschaft im Dialog für die Umsetzung einzelner Veranstaltungen sowie dem Museum für Kommunikation Berlin für die Realisierung der Ausstellung »Was fremde Sprachen anders machen«, die vom 4.5.–7.10.2018 in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Bedrohte Sprachen und dem Jahresthema »Sprache« gezeigt werden konnte. Gisela Lerch und dem Team für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit gebührt großer Dank für die Organisation des *Salons Sophie Charlotte* 2018. Nicht zuletzt sei allen Personen innerhalb und außerhalb der BBAW gedankt, die das Programm des Jahresthemas auf ihre Weise mitgestaltet haben – mit ihrer wissenschaftlichen Expertise, ihrer organisatorischen Unterstützung oder ihren künstlerischen Beiträgen und vor allem ihrer Bereitschaft, mit uns gemeinsam über Sprache nachzudenken und zu diskutieren.

Constanze Fröhlich
Martin Grötschel
Wolfgang Klein

A – *Rathauspassagen, Berlin Mitte*

Akkudativ und Zislaweng.
Zur Her- und Zukunft des Berlinischen

Michael Solf

Aufstieg oder Verfall: Das ist eine der Fragen, die nicht nur immer wieder auftauchen, wenn von Berlin die Rede ist, sondern auch wenn Aufstieg oder Untergang von Sprachen diskutiert werden, ihre Herkunft, ihre heutige Verbreitung und ihr schwankendes Prestige [→ *Existenzfragen*]. Dies betrifft auch die Sprache unserer Stadt, das Berlinerische oder Berlinische.

Was ist eigentlich das Berlinische?

Charakteristisch für das Berlinische sind vor allem die Lautung sowie einige typische Leitvokabeln, heute möchte man fast sagen: Leitfossilien. Dazu kommt das Preußisch-Zackige der gesamten Redeweise, die für viele Nichtberliner grob und zu laut, zumindest aber etwas ungeschickt wirkt, in deren Härte man aber überraschenderweise oft einen Zug von Herzlichkeit und Humor – die Berliner sagen Mutterwitz – entdeckt: Das ist die Berliner Stadtsprache.

Gar nicht wichtig ist im Grunde, in welche terminologische Schublade dieses Berlinische passt: Viele nennen es Dialekt. Fest steht, dass das Berlinische vor allem ein mündliches Phänomen ist, das kaum als Schriftsprache gebraucht worden ist, weshalb es schwierig ist, sichere Informationen über seine ältere Geschichte zu finden.

Natürlich wissen wir aber alle, was für das gegenwärtige Berlinische typisch ist – noch kann man das ja hören, wenn auch zunehmend seltener dort, wo es ursprünglich heimisch war, nämlich in den heutigen Innenstadtbezirken Berlins:

Icke, dette, kieke mal (das Berlinische zeigt also Merkmale nicht durchgeführter zweiter Lautverschiebung), *Ogen, Fleesch und Beene – nein, mein Kind, so heißt das nicht: Augen, Fleisch und Beine* (das Berlinische besitzt an vielen Stellen Monophthonge, denen in der Hochsprache regelmäßig Diphthonge entsprechen). Oder: *Eine jut jebratene Jans is eine jute Jabe Jottes* (das Berlinische zeigt *j* für *g* vor Vokal). Und natürlich: *Ick liebe dir, ick liebe dich, / wie't richtig is, dit weeß ick nich'.* (Übersetzt: Das korrekte Berlinisch unterscheidet nicht zwischen Akkusativ und Dativ.) Wir Berliner sagen *Stulle*, wir sagen *Schrippe*, *Deez* und *Eierpampe*, wir sagen *Fisimatenten* und *Ische* und haben ein Bild an der Wand *zu* hängen. Längst nicht alles davon ist übrigens allein für Berlin typisch, und das ist wiederum typisch für diese Sprache, von der immerhin rekonstruierbar ist, dass sie an der Schnittstelle zweier großer Dialektgruppen entstanden ist:

Mehr als alles andere sind die Merkmale des Berlinischen nämlich ein charakteristisches Interferenzmuster nördlicher und südlicher sprachlicher Züge: Je nachdem, welche Phänomene man in den Blick nimmt, kann Berlin, vor allem wenn man an die Karten aus der Zeit der großen Dialektaufnahmen denkt, eine Insel in einem niederdeutschen Meer sein oder Teil der größeren niederdeutschen Dialektlandschaft. Jedenfalls liegt Berlin offenkundig nördlich der sogenannten *ik-ich*-Linie, aber, anders als die umgebenden Dialekte (zur Zeit ihrer heute nicht mehr nachholbaren Aufnahme am Anfang des 20. Jahrhunderts), südlich der sogenannten *maken-machen*-Linie. Beide Linien – die Sprachwissenschaftler nennen sie Isoglossen – fallen auf dem größten Teil ihres Verlaufes zusammen und stehen für eine prägnante Grenze zwischen den nieder- und den hochdeutschen Dialekten. Ist Berlinisch also auch ein niederdeutscher Dialekt – oder ist das nur die Hälfte der Wahrheit?

Berlin im Mittelalter

Im Mittelalter waren die Verhältnisse vergleichsweise einfach: In Berlin spricht man Mittelniederdeutsch, mittelalter-

liches Niederdeutsch im Dialekt der Gegend. Geschrieben wurde hauptsächlich lateinisch, daneben in einer bestimmte Ausgleichsmerkmale zeigenden niederdeutschen Schriftsprache, und spätestens seit dem Aussterben der Askanier im 14. Jahrhundert und mit dem Einwandern hochdeutscher Herrscher und Amtsträger auch schon hochdeutsch. Ein brandenburgischer Askanier, Otto IV., hat es sogar, was viele nicht wissen, mit einigen kurzen (mittel-)hochdeutschen Stücken in die *Manessische Liederhandschrift* gebracht, eine der berühmtesten Quellen mittelhochdeutscher Dichtung, deren Illustrationen, etwa ein Bildnis Walther von der Vogelweides mit in die Hand gestütztem Kopf, sich ebenfalls großer Bekanntheit erfreuen. Otto, von einer ritterlichen Kriegsverletzung her auch Otto mit dem Pfeil genannt, treffen wir in einer Miniatur dieser Handschrift in das Schachspiel vertieft. Unser heutiges Berlinisch allerdings ist zu dieser Zeit noch ganz unbekannt.

Das Aufkommen des Berlinischen

Die Entwicklung des gesprochenen Berlinischen ist über Jahrhunderte kaum greifbar, und als es im 18. Jahrhundert gut dokumentiert ist, trägt es praktisch schon alle Merkmale, die wir dem typischen Berlinischen auch heute zuweisen würden. Geschrieben hat es, wenn es bewusst als Stilmittel eingesetzt wird, von Anfang an etwas Komisches, denn natürlich steht das Berlinische auch schon in dieser Zeit im Kontrast zu einem bereits lange als Schriftsprache anerkannten und verbreiteten Hochdeutschen. Wie kommt es nun von der Blüte des Mittelniederdeutschen zu unserem Berlinischen?

Die Mark Brandenburg bekommt nach dem Aussterben der Askanier hochdeutsche Herren, denn nach einem Intermezzo Wittelsbacher Herrschaft sind es fränkische Hohenzollern, die ihren fränkischen Hofstaat mit nach Berlin bringen, wo er eine regelrechte hochdeutsche Kolonie bildet. Was wir beobachten können, ist sozusagen ein mittelalterlicher Ost-West-Konflikt. Die neuen Herren sind nicht willkommen: Die Berliner setzen sogar die Baugrube des neuen Schlosses unter Wasser. Die

Franken reagieren hart und versuchen, die Verbindungen nach Norden und zur Hanse zu kappen, die ohnehin in den letzten Zügen liegt. Handel und Wandel orientieren sich zunehmend nach Süden, insbesondere nach Sachsen, und einige Berliner wohnen längere Zeit oder dauerhaft dort und bringen das prestigeträchtige Sächsisch mit nach Hause. Ganz vereinfacht gesprochen: Die Oberschicht beginnt im 15. und 16. Jahrhundert sächsisch zu sprechen. Aber: Sie sprechen das Sächsische niederdeutsch aus, brandenburgisch, und: Die sächsische Kanzleisprache, die man *schreibt*, ist nicht das in Berlin *gesprochene* Sächsisch. Dazu gleich mehr.

Ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geht also das mittelalterliche, niederdeutsche Berlin unter, und am Anfang des 16. Jahrhunderts schreibt man in der Doppelstadt Berlin und Cölln hochdeutsch – noch vor der Reformation wohlbemerkt. Damit ist oberflächlich ein neuer Endpunkt erreicht: Fränkische Einwanderer und einheimische Oberschicht scheinen auch sprachlich versöhnt, familiäre und Handelsbeziehungen orientieren sich stark nach Süden, wobei auch die schon längere Zeit zum Hochdeutschen übergegangene wichtige brandenburgische Universitäts- und Druckerstadt Frankfurt an der Oder eine Rolle spielt.

Berlinisch – eine Art Sächsisch?

Besonders stark sind die Verbindungen aber eben in das Sächsische hinein. Agathe Lasch (1928: 64 ff.) geht so weit anzunehmen, dass das Berlinische (das mag für manche Berliner ernüchternd sein) nichts anderes ist als ein Sächsisch mit niederdeutscher bzw. brandenburgisch-niederdeutscher Aussprache. Ist das Berlinische also ein sächsischer Ableger – womit es keinesfalls mehr Teil der niederdeutschen Dialektlandschaft wäre?

Laschs Annahme ist durchaus widersprochen worden. Teuchert (1928/29) etwa nimmt ein starkes niederdeutsches Substrat an, immerhin gibt es ja im traditionellen Berlinischen alte niederdeutsche Merkmale, die entweder altererbt oder zumindest wieder in den Dialekt zurückgekehrt sind. Ein

schönes Beispiel dafür ist der sogenannte Akkudativ, auffällig bei den Pronomina und ebenfalls emblematisch für das Berlinische in dem schon erwähnten Reim *Ick liebe dir, ick liebe dich, / wie't richtig is, dit weeß ick nich' …* Warum ist das so? Das liegt daran, dass es auch im Niederdeutschen keinen Unterschied zwischen den entsprechenden Pronomina des Akkusativs und Dativs gibt. Das ist bereits im Altsächsischen, dem Urplattdeutschen so, und deshalb sagt der Berliner immer *mir*, auch wenn es richtig ist. Das niederdeutsche Fehlen dieser Differenzierung ist noch am Anfang des 19. Jahrhunderts so selbstverständlich, dass selbst ein Hohenzollernprinz wie Louis Ferdinand in einem hochdeutschen Brief an seine Geliebte zu hoffen wagt: »*davon bin ich überzeugt, […] daß das Glück deines Lebens nur von mir, durch mir kommen kann!*« (Louis Ferdinand Prinz von Preußen 1925: 27).

Es bleibt aber dabei, dass Berlin im Wesentlichen sächsischen Vokalismus und großenteils auch Konsonantismus übernimmt – wohlgemerkt: in der gesprochenen Sprache, nicht in der Schriftsprache, in die sich früher höchstens hier und dort eine auch aus dem Sächsischen ererbte Entrundung verirrt (also so etwas wie *scheen* statt *schön*, wie es heute schon wieder aus der Mode gekommen ist). Die obersächsische Aussprache ist ab dem 15./16. Jahrhundert mit einem solchen Prestige behaftet, dass ganz Berlin – wohl von den Oberschichten ausgehend – dieser Norm folgt.

Diese Verschmelzung von Merkmalen zweier durchaus sehr verschiedener Dialekte mit dem Ergebnis einer unverkennbaren Lautung und einer eigenwilligen, aber keineswegs regellosen Grammatik ist das eigentlich Typische am Berlinischen.

Zu einem weiteren Kapitel, den für das Berlinische typischen Wörtern, haben auch andere Sprachen kräftig beigetragen – allerdings haben viele dieser Eigenheiten als bloße Zeiterscheinungen aktuell oft nur noch folkloristischen Wert. Einst – heute kaum noch – in Berlin beliebte Gallizismen wie das Schwung und Leichtigkeit andeutende *Zislaweng* sind insgesamt wohl schon immer viel seltener gewesen als die mehr oder weniger gebildeten Begriffe von *frivol* bis *Balkon*.

Das Deutsche wird ja im 17. und 18. Jahrhundert geradezu überschüttet mit französischen Wörtern und Wendungen, ganz ähnlich wie durch das Englische heute und auch aus ganz ähnlichen Gründen: Der Verwender entschließt sich für eine Prestigeform. Französische Elemente finden sich deshalb auch in vielen anderen deutschen Dialekten (wenn nicht überhaupt in allen): Französische Eleganz, französische (darunter hugenottische) Emigration und französische Besetzung prägen nicht nur das Berlinische. Dazu kommt, dass die prominenten Dialektaufnahmen in eine Zeit fallen, in der die verbreiteten Gallizismen noch nicht massenhaft durch Anglizismen abgelöst oder überlagert worden sind. In diesem Licht sehen manche Erscheinungen wohl typischer aus, als sie es über lange Zeiträume betrachtet tatsächlich sind.

Im Übrigen ist der beobachtbare etymologische Enthusiasmus hier oft übertrieben: Nicht alles, was wie ein französisches oder jiddisches Wort aussieht, ist auch eines. So haben *Fisimatenten* (leider) wohl nichts mit einem *Visitez ma tente!* bzw. *J'ai visité ma tante* der französischen Soldaten während der napoleonischen Besatzung zu tun (Harndt 2007: 39 f.), sondern vielmehr mit lateinischen Vorläufern bereits im 16. Jahrhundert, und *doof* stammt auch nicht von *dow*, dem hebräischen »Bären« (so Nachama 2007: 44), sondern ist das »taub« des Niederdeutschen (auch wenn sich die neue, uns vertraute Bedeutung wohl von Berlin aus verbreitet hat).

Verbreitung und Zukunft des Berlinischen

Die Sprache, wie wir sie etwa um 1850 bei dem Satiriker, Humoristen und Beobachter der Berliner Gesellschaft Adolf Glassbrenner mustergültig dokumentiert finden, wird zunächst nur in der eigentlichen Stadt Berlin gesprochen, heute etwa die Innenstadtbezirke rund um Mitte.

Nachdem das Berlinische seit etwa dem Ende des 19. Jahrhunderts die brandenburgischen Dialekte des Umlandes verdrängt hat, ist es räumlich weiter verbreitet als zu seinen besten Zeiten. Besonderes Prestige allerdings besitzen heute weder das Obersächsische noch das Niederdeutsche noch

deren gemeinsamer Nachkömmling, das Berlinische. Viele Leute sprechen es zwar noch, aber das täuscht eine stabile Lage nur vor. Das Berlinische wird nämlich oft nicht mehr weitergegeben und von Zuziehenden nicht mehr ohne Weiteres erlernt. Durch das Hochdeutsche an den Rand gedrängt, sind die Räume, in denen ein originelles Berlinisch mit einem hohen Prestigewert verbunden ist, zuletzt sehr geschrumpft. Gerade die Urheimat des Berlinischen, die Innenstadtbezirke Berlins, ist wie gesagt praktisch verloren. Dahinter steckt der Druck der Mütter, deren Kinder es einmal gut haben sollen, da sind die hochdeutschen Massenmedien, da ist der Druck der »besseren« Viertel, da sind die hochdeutsch sprechenden Einwanderer oder die Einwanderer, zu denen das Hochdeutsche und nicht der Dialekt die Brücke bildet [→ *Migrantensprache*]. Es gibt inzwischen ganze Bezirke, in denen Kinder kein korrektes Berlinisch mehr lernen können, und auch in Brandenburg ist die Lage keineswegs stabil. Es gibt immer weniger Sprecher, immer weniger Situationen, in denen Berlinisch gebraucht wird, und wenn es gebraucht wird, dann mit immer weniger Dialektmerkmalen. Das ist eine Entwicklung, die heute alle Dialekte trifft. Das Niederdeutsche etwa hat heute noch einige Millionen Sprecher, die den Dialekt aber nicht weitergegeben haben und bis zur Mitte unseres Jahrhunderts gestorben sein werden. Übrig bleiben regional gefärbte Umgangssprachen. Ist es schade um unsere Dialekte? Ganz sicherlich für diejenigen, zu deren Heimatverständnis der Dialekt gehört. Urteilen darüber mag, wer will: Eine sprachwissenschaftliche Frage ist das Für und Wider nicht und als kompetenter Sprecher irgendeiner sprachlichen Variante, die seine jeweilige Identität prägt, wird wohl jeder wie Tucholsky (1995: 278) zu dem Schluss kommen:

> *Det lies man. Und haste det hinta dir,*
> *dreihundert Pfund bedrucktet Papier,*
> *denn leechste die Weisen*
> *beit alte Eisen*
> *un sachst dir, wie Kuhle, innalich:*
> *Sie wissen et nich. Sie wissen et nich.*

Literatur

Harndt, Ewald (2007): *Französisch im Berliner Jargon*. 2. Aufl. Berlin: Jaron.

Lasch, Agathe (1928): *Berlinisch*. Berlin: Hobbing.

Louis Ferdinand von Preußen (1925): *Liebesbriefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel*. Berlin: Tiedemann.

Nachama, Andreas (2007): *Jiddisch im Berliner Jargon*. 2. Aufl. Berlin: Jaron.

Teuchert, Hermann (1928/29): »Besprechung von Lasch, Agathe: Berlinisch«. In: *Teuthonista*. 5. S. 295–306.

Tucholsky, Kurt [1931] (1995): »Also wat nu – ja oder ja?« In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 9. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

B – *Betten Winkler, Berlin Frohnau*

Bantu Education, Lungu & Tucholsky. Über die Macht der Sprache der Mathematik

Martin Grötschel

Dass Kurt Tucholsky ein Meister der Sprache war, weiß jeder. Tucholsky war sich der erzieherischen, gesellschaftlichen und insbesondere der politischen Wirkung gezielt eingesetzter Sprache sehr bewusst. In seiner berühmten Glosse »Mir fehlt ein Wort« formulierte er: »Sprache ist eine Waffe. Haltet sie scharf.« Diese viel zitierten messerscharfen Sätze dienten dem *Salon Sophie Charlotte* der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften des Jahres 2018 als Anregung für das Thema »Ist Sprache eine Waffe?«. Beim Lesen des Tucholsky-Artikels im Zuge der Vorbereitung der Eröffnungsrede für diesen *Salon* kam mir ein Vortrag des Mathematikers Edward Lungu in den Sinn. Dazu gleich mehr.

Doch zunächst zurück zu Kurt Tucholsky, dem klar war, dass Staaten und deren Behörden, die sich der Loyalität ihrer Bevölkerung nicht sicher sind, vor der Wirkung von Sprache Angst haben können. Dies gilt umso mehr, wenn in einem Land auch andere als die jeweiligen Amtssprachen benutzt werden. In jeder Epoche der Geschichte gab es Länder, die Sprachen von eigenen Bevölkerungsgruppen unterdrückt oder gar verboten haben – unter anderem mit dem Ziel, deren besondere Identität zu brechen. So war es zu gewissen Zeiten beispielsweise verboten, Litauisch in Russland, Sorbisch in Deutschland, Kurdisch in der Türkei oder Bretonisch in Frankreich zu sprechen. Ein Straßenschild mit der Aufschrift »DÉFENSE DE CRACHER PAR TERRE ET DE PARLER BRETON« (»Es ist verboten, auf den Boden zu spucken und Bretonisch zu sprechen«) ist nur ein Beispiel für damit einhergehende Diskriminierung – und Ausdruck der

offensichtlichen Angst vor der Waffe Sprache. An Mathematik hat Kurt Tucholsky bei seinen Ausführungen sicherlich nicht gedacht.

Manche Menschen bekommen jedoch auch Angst, wenn sie mathematische Formeln (seltsame Kombinationen von Buchstaben und Sonderzeichen) wie die folgenden sehen:

$$\prod \frac{1}{1-\frac{1}{p^s}} = \sum \frac{1}{n^s} \qquad \frac{D\mathbf{u}}{Dt} = -\nabla p' + \nu \Delta \mathbf{u} + \mathbf{f}' \qquad \begin{aligned} &\min c^T x \\ &Ax = a \\ &Bx \le b \\ &x \ge 0 \end{aligned}$$

$$\left[-\frac{1}{2}\sum_{i=1}^{N} \Delta_i - \sum_{i=1}^{N} \sum_{v=1}^{K} \frac{Z_v}{|x_i - a_v|} + \frac{1}{2} \sum_{i,j=1, i \neq j}^{N} \frac{1}{|x_i - x_j|} \right] \Psi = E_o \Psi$$

Gelegentlich bezeichnen mathematik-inaffine Personen solche Ausdrücke als Hieroglyphen. Dieser eher unbewusste Bezug auf die Schrift der alten Ägypter bringt uns auf die richtige Spur. Auch der Begriff »Ausdruck« ist mit Absicht gewählt, denn Mathematik ist nicht nur ein System von Rechenvorschriften, sondern auch eine Sprache. Mit dem ihr eigenen System von Zeichen, welches spezielle Symbole, aber auch Buchstaben aus unterschiedlichen Alphabeten enthält, ihrem mit Sorgfalt und Genauigkeit definierten Vokabular und der von ihr entwickelten Syntax kann sie viele Vorgänge und Sachverhalte interkulturell und mit höchster Präzision so beschreiben, wie man das in keiner Alltagsprache kann. Dies macht die mathematische zu einer besonderen, universellen Sprache. Wer diese Sprache beherrscht, kann sie für Analyseverfahren und Lösungsalgorithmen nutzen, die ein mächtiges Werkzeug zum Verständnis und zur Bewältigung zahlreicher Probleme der Wissenschaft, aber auch der Wirtschaft und Gesellschaft sind.

Daher kann die Mathematik von denen, die ihre Sprache nicht beherrschen, auch als Gefahr angesehen werden. Und dies in einem sehr konkreten Sinne: Wenn kaum eine Wissenschaft heute in der Lage ist, ihre Theorien ohne Mathematik darzustellen, und Mathematik immer tiefer in unser tägliches Leben eindringt, so beginnt sie – pathetisch formuliert – Macht über uns zu gewinnen. Menschen, die Mathematik

beherrschen, könnten nun auf andere, neuere oder bessere Ideen kommen und die Mathematik sowie die durch sie gewonnenen Erkenntnisse tatsächlich als Waffe benutzen.

Das mag man als eine abstruse Idee betrachten. Diese Gefahr ist aber tatsächlich gesehen worden, und ihr wurde entsprechend aktiv begegnet. Die Augen dafür öffnete mir Edward Lungu mit einem Vortrag, den er 2014 im koreanischen Seoul im Rahmen des Internationalen Mathematikerkongresses (ICM) hielt und in dem er über seine Jugend im noch kolonialen Süden Afrikas sprach. (Auf YouTube kann man diesen Vortrag nachhören.)

Lungu berichtete, dass in seiner Schulzeit die damalige Kolonialregierung im heutigen Sambia die Schüler in vier Gruppen unterteilte: Weiße, Asiaten (im Wesentlichen indischer Abstammung), Mischlinge (»coloured«) und Schwarze. Diese vier Schülergruppen erhielten ganz bewusst unterschiedlichen Mathematikunterricht; schwarze Schüler wurden dabei jedoch so gut wie gar nicht in Mathematik unterwiesen. Man gab ihnen lediglich ein Büchlein mit dem Titel *Native Arithmetic*, um die Befähigung für tieferes und abstraktes Denken und zu logischen Schlussfolgerungen, die mit dem Verstehen der mathematischen Sprache einhergehen, möglichst zu unterdrücken. Man kann das durchaus Angst vor der »Waffe Mathematik« nennen.

Erst durch meinen Besuch des Apartheid-Museums in Johannesburg in Südafrika im Frühjahr 2018 sind mir die Hintergründe dieser diskriminierenden Maßnahmen zur Verhinderung mathematischer Bildung vollends bewusst geworden. Sie waren keine unbedachten Entscheidungen nachgeordneter Schulbehörden, sondern, wie im Museum ausführlich belegt ist, vielmehr Auswirkungen eines perfiden umfassenden Plans.

Die skizzierten Maßnahmen gingen auf Aktivitäten südafrikanischer Nationalisten zurück – insbesondere auf Hendrik F. Verwoerd. Im Jahr 1954 schrieb Verwoerd als »Minister of Native Affairs«, noch bevor er 1958 Premierminister der Union of South Africa wurde: »When I have control of native education I will reform it so that natives will be taught

from childhood to realize that equality with Europeans is not for them.« Und weiter: »What is the use of teaching a Bantu child mathematics when it cannot use it in practice? [...] That's absurd.« Mit diesen Ausführungen begründete Verwoerd den Gesetzesentwurf für den sogenannten *Bantu Education Act*, welcher die Kontrolle über »African education« in sein Ministerium verlagern sollte, und er erklärte: »The Bantu would be given no more education than he needed to perform his menial function in the South African economy.« Bantu ist ein Sammelbegriff, der damals im Sprachgebrauch der »Weißen« Südafrikas als Bezeichnung für alle Subsahara-Afrikaner verwendet wurde. Das von Hendrik F. Verwoerd geforderte Gesetz wurde tatsächlich erlassen und war dreizehn Jahre lang in Kraft.

Der *Bantu Education Act* und die damit verbundene Verwehrung mathematischer Bildung für Schwarze hatten Auswirkungen auf die Schulsysteme der seinerzeit unter britischer Herrschaft stehenden Kolonialgebiete im Süden Afrikas wie beispielsweise Nord-Rhodesien (das heute Sambia heißt), wo verschiedene Schultypen für die von Lungu genannten vier »Rassen« vorgesehen wurden: *Native Schools* (für Schwarze), *Coloured Schools* (für sogenannte Mischlinge), *Indian Schools* und *White Schools*. Die *Native Schools* waren insbesondere auch dadurch von den südafrikanischen Maßnahmen betroffen, dass ihre Lehrer in Südafrika studiert und dort keine mathematische Ausbildung erhalten hatten.

Edward Lungu, 1954 in Nord-Rhodesien geboren und dort aufgewachsen, fühlte sich, nachdem die *Native Arithmetic*-Bücher in den Schulen verbindlich vorgeschrieben worden waren, herausgefordert zu zeigen, dass er dennoch Mathematik lernen und Freude an ihr haben könne. Das bewusste Erlernen von Mathematik war für ihn und einige andere ein Symbol des Widerstandes gegen die Kolonialregierung.

Ein alle Zuhörer berührender Moment seiner Rede war Lungus Geständnis, dass er einmal in seinem Leben Unrechtes getan habe: So hatte er sich unerlaubterweise ein Mathematikbuch für Weiße aus der Schule besorgt, um diese verbotene Sprache zu erlernen. Dies hat ihn tatsächlich zu

einer tiefen und nachhaltigen Beschäftigung mit der Mathematik geführt.

Edward Lungu ist heute Mathematikprofessor in Botswana und einer der führenden Mathematiker in seiner Region. Er engagiert sich intensiv für eine verbesserte Bildung junger Menschen und hat sich im Laufe seines immer noch aktiven wissenschaftlichen Lebens insbesondere mit mathematischen Aspekten von Fragen beschäftigt, die in den Subsahara-Regionen Afrikas von großer Bedeutung sind. Dazu zählen endemische Krankheiten, das Fehlen von sauberem Wasser (trotz ausreichender Wasserressourcen), von sanitären Einrichtungen, Abwassersystemen und Solaranlagen.

Die mathematische Behandlung eines derartigen Problems besteht typischerweise darin, dass man zunächst – basierend auf vorhandenen Kenntnissen, Experimenten oder statistischen Untersuchungen sowie beraten von Fachleuten – die vorliegende Frage in mathematische Sprache übersetzt. Das Ergebnis der Übersetzung ist oft ein System gewöhnlicher oder partieller Differentialgleichungen oder eine komplizierte Optimierungsaufgabe. Das nun in mathematischer Sprache vorliegende Formelwerk wird als *mathematisches Modell* des untersuchten Problems bezeichnet.

Ein solches Modell wird sodann mathematisch analysiert. Es werden besondere Eigenschaften des Modells herausgearbeitet, mathematische Sätze bewiesen oder Algorithmen entwickelt. Die Übersetzungsarbeit ist dann erfolgreich, wenn aus der mathematischen Analyse – zurückübersetzt in die Sprache der speziellen Anwendung – Lösungen für die praktische Behandlung der vorliegenden Frage abgeleitet werden können.

So hat Lungu unter anderem anhand von mathematischen Modellen gezeigt, wie man im ländlichen Raum auf einfache Weise mit solargetriebenen Pumpen sauberes Grundwasser verfügbar machen kann. Durch Untersuchungen von Differentialgleichungssystemen hat er (zum Teil mit Koautoren) wichtige Vorschläge zur Behandlung von HIV/AIDS, Malaria sowie des Kaposi-Sarkoms vorgelegt, insbesondere zur Behandlung von Bevölkerungsgruppen, die unter schwierigen

sozialen Bedingungen leben. Diese Anregungen haben Therapien und Behandlungssysteme in dieser Region beeinflusst. Seine Erfolge hat er dazu eingesetzt, die Forschung in seinem Wirkungsbereich voranzutreiben und die Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten zu verbessern.

Die Welt ändert sich – häufiger als wir denken zum Vorteil ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. War Südafrika vor sechzig Jahren noch eine Region massiver Diskriminierung, so gehen nun von dort starke Impulse der Hoffnung aus. Und wieder spielt die Sprache der Mathematik dabei eine bedeutende Rolle. Im Jahr 2003 gründete der in Kanada lebende Südafrikaner Neil Turok, dessen Eltern Anti-Apartheid-Aktivisten waren, in der Nähe von Kapstadt das African Institute for Mathematical Sciences (kurz: AIMS), welches sich inzwischen zu einem einflussreichen Netzwerk aus Exzellenzzentren entwickelt hat, die Mathematik und Naturwissenschaften im Allgemeinen und die Ausbildung talentierter Studierender und Lehrender im Besonderen fördern. AIMS-Zentren gibt es inzwischen auch in Kamerun, Ghana, Tansania, Ruanda und im Senegal. Die AIMS-Initiative und deren Ziele werden durch viele Institutionen und Stiftungen (aus Deutschland beispielsweise durch die Alexander von Humboldt-Stiftung und die Robert Bosch Stiftung) unterstützt. Ich selbst war an der Einrichtung von fünf Lehrstühlen an den AIMS-Zentren beteiligt, die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanziert werden. Bei meinen Besuchen in diesen Zentren hat mich die Begeisterung der Studierenden aus den unterschiedlichsten afrikanischen Ländern beeindruckt, die nun die Chancen ergreifen, die ihre Vorfahren nicht hatten und die ihnen eine vertiefte Ausbildung in moderner Mathematik ermöglichen. So kann die Sprache der Mathematik zu einem Instrument des Fortschritts werden.

Turok gründete AIMS, um »die mathematische Ausbildung in Afrika auf Weltniveau zu heben«. Mit der Frage »Can the next Einstein come from Africa?« wurde die *Next Einstein Initiative* gestartet, mit der sich die AIMS-Organisation weitere große Ziele gesetzt hat (www.nexteinstein.org). Themen wie »Making the link between African Scientific Discovery and

Global Innovation« werden in einer Vielfalt von Aktivitäten und Programmen behandelt. Dabei arbeiten Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen, Politiker, Industrielle sowie Vertreter der Zivilgesellschaft und der Medien zusammen, um Wissenschaft in Afrika populär zu machen, Wissenschaft nachhaltig zu fördern und auch Führungskräfte auszubilden. Ist es nicht erfreulich zu sehen, wie sich von Südafrika ausgehend aus der Unterdrückung der mathematischen Bildung für Schwarze und der Angst vor der Waffe dieser Sprache genau das Gegenteil entwickelt hat? Mathematik ist zu einem Hoffnungsfaktor und Katalysator für akademischen und wirtschaftlichen Aufschwung geworden.

Literatur

Tucholsky, Kurt (1929): »Mir fehlt ein Wort«. In: *Weltbühne*. 38. S. 459. Wieder erschienen in: Ders.: *Gesammelte Werke*. Band 7. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1995. S. 189 f.

Verwoerd, Hendrik F. (1954): *Bantu education: policy for the immediate future*. Pretoria: Information Service of the Department of Native Affairs, hier zitiert nach dem Apartheid-Museum Johannesburg.

C – *Konditorei Café Richter, Berlin Charlottenburg*

Code Poetry. Wortkunst zwischen künstlicher und natürlicher Sprache

Christian Stein

Die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit und damit auch von Sprache und Denken beschäftigt die Philosophie seit der Antike. Sprache ist die eigentümliche Form großer Teile des Denkens selbst, das Medium jeder Erkenntnis und als solche die Struktur unserer kulturellen wie individuellen Identität. Sprache ist nichts nachträglich Hinzugekommenes, sie ist der »Leib des Denkens« (Hegel 1955: 328) oder das »Haus des Seins« (Heidegger 2003: 313). Wilhelm von Humboldts Überlegungen zur Sprache bringen dies markant auf den Punkt: Die Sprache »ist ein eignes und selbstständiges Wesen, ein Individuum, die Summe aller Wörter, […] eine Welt, die zwischen der erscheinenden außen, und der wirkenden in uns in der Mitte liegt« (Humboldt 1995: 7) [→ *Humboldts Projekt*].

Dieses selbständige Wesen Sprache allerdings kann auch ein Biest sein – eines, das sich nicht packen lassen will, sich immer und immer wieder entwindet und jedem unserer hilflosen Bezähmungsversuche einen Satz voraus ist. Bei aller Erkenntniskraft ist die Sprache nämlich auch »die Quelle aller Missverständnisse« (Saint-Exupéry 1950: 69), denn die Beziehungen zwischen ihr und der Welt sind keineswegs eindeutig. Insbesondere die analytische Philosophie des 20. Jahrhunderts hatte sich zur Aufgabe gesetzt, dieses Biest dingfest zu machen. Ludwig Wittgenstein, einer der prominentesten Vertreter dieser Richtung, stellt dazu fest: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt« (Wittgenstein 1990a: 67) und folgert daraus später die

zentrale Bestimmung der Philosophie selbst: »Die Philosophie ist ein Kampf gegen die Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache« (Wittgenstein 1990b: 299).

Wittgenstein stellt sich diesem Kampf innerhalb seines Denkens auf sehr unterschiedliche Weise. Im *Tractatus logico-philosophicus* von 1921 bemüht er sich, eine Reihe von aufeinander aufbauenden Definitionen aufzustellen, die die Ambiguität der Sprache festsetzen und somit zu einer stringenten und eindeutigen Sprache als Voraussetzung aller Erkenntnis führen sollen. Denn, so behauptet er in seinem Vorwort programmatisch, »was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen« (Wittgenstein 1990a: 9). Es ist die Idee einer idealen Sprache, einer Sprache ohne Missverständnisse und mit einer gerade dadurch umso größeren Wirk- und Erklärmacht.

Wittgensteins Versuch, eine solche Sprache zu erschaffen, ist ebenso monumental wie gescheitert. Seine Sätze sind philosophisch hochinteressant, aber sie verwickeln, verzetteln und verunklaren sich gerade zum Ende des *Tractatus* zunehmend. Es ist ein Sich-Verwickeln in Sprache, die immer nur mit sich selbst erklärt werden kann, so dass er schließlich mit einem Gebot der Begrenzung der Sprache schließt, um diese nicht unsinnig werden zu lassen: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen« (Wittgenstein 1990a: 85). Fortan widmet sich Wittgenstein der Sprache über die Sprachspiele und Familienähnlichkeiten, um sich der Bedeutung der Ambiguitäten und Anwendungsformen der Sprache für unser Denken zu nähern, anstatt sie aufzulösen.

Einige Jahrzehnte nach Wittgensteins *Tractatus* entwickelt sich jedoch eine völlig neue Sprachfamilie, die diesen Versuch von einer ganz anderen Seite wieder aufnimmt: die Programmiersprachen. Im Jahr 1945 veröffentlicht Konrad Zuse mit Plankalkül die erste anwendbare Programmiersprache für Computer. Ihr folgten in den fünfziger Jahren mit Fortran, Lisp, COBOL und Algol die ersten modernen Programmiersprachen, die die Welt erobern sollten. Ging es Wittgenstein zuerst noch um ein Bändigen der natürlichen Sprache, entstehen hier gänzlich künstliche Sprachen, die anfangs sehr den Formeln der Mathematik gleichen [→ *Bantu education,*

Lungu & Tucholsky]. Ihr Ziel ist es nicht, universell zwischen Menschen zu kommunizieren, sondern Menschen und Maschinen miteinander sprechen zu lassen. Die Eindeutigkeit ist dabei nicht erst ihr Ziel, sondern ihre unumgängliche Voraussetzung. Was sich überhaupt sagen lässt, könnte man im Anschluss an Wittgenstein behaupten, lässt sich codieren. Missverständnisse und Interpretationen sind hier keine zu überwindenden Verständnisschwierigkeiten mehr, sondern einfach *Bugs*, Programmfehler. Was der Compiler als höchste Interpretationsinstanz nicht versteht, ist schlicht falsch. (Ein Compiler ist ein Computerprogramm, das den Programmiercode in direkt ausführbare Maschinenbefehle übersetzt.)

Natürlich können solche künstlichen Programmiersprachen nicht alles aussagen, was natürliche Sprachen jahrtausendelang an Sagkraft aufgebaut haben. Die damit einhergehende Begrenzung der Aussagemöglichkeiten entfesselt auf der anderen Seite aber eine ungeheure Wirkmächtigkeit. Das erste Mal bewirkt eine Sprache unvermittelt durch menschliche (oder tierische) Interpretation eine Aktion in der Welt. Diese eigentümliche Aktivität des Programmierens bildet Zusammenhänge unserer Welt nicht nur in Sprache ab, sie verändert sie grundlegend. Heute ist unsere Welt so digital, dass kaum ein Aspekt unserer Gesellschaft ohne diese künstlichen Sprachen verstanden werden kann. Wirtschaft, Politik, Kunst oder Wissenschaft sind unumkehrbar durchzogen von Operationslogiken künstlicher Sprachen und wirken durch diese genauso, wie sie ihnen unterworfen sind.

War es jedoch am Anfang noch die Logik der Rechenmaschine, die die Struktur der Programmiersprachen maßgeblich bestimmt hatte, hielten zusehends mehr menschliche und natürlichsprachliche Logiken Einzug in diese Kommunikation. 1964 beispielsweise wurde mit BASIC der »Beginner's Allpurpose Symbolic Instruction Code« vorgestellt, der gezielt auf Einsteiger abzielte: Der Übergang von der natürlichen Sprache zur künstlichen sollte so einfach wie möglich sein. Seitdem richten sich Programmiersprachen mehr und mehr an den Menschen aus und sehen immer weniger aus wie technische Formeln. Ziel bei der Entwicklung einer neuen

Programmiersprache ist nicht mehr nur deren Performanz, sondern die Lesbarkeit, Schreibbarkeit und Verständlichkeit durch den Menschen. Mitte der 1990er Jahre entwickelte Yukihiro Matsumoto die Programmiersprache Ruby, die sich stärker als je zuvor an menschlicher Sprache sowie den Annahmen und der Logik menschlichen Denkens orientiert. Über sie schreibt er Unerwartetes: »Rubys wesentliches Ziel ist ›Freude‹. Meines Wissens gibt es keine andere Sprache, die sich so sehr auf die Freude konzentriert. Rubys eigentliches Ziel ist es zu erfreuen – Sprachdesigner, Anwender, Sprachlerner, jeden« (Matsumoto 2000, zit. nach der Seite »Ruby (Programmiersprache)« 2018).

Aber nicht nur die Programmiersprachen nähern sich immer mehr den natürlichen Sprachen an, umgekehrt ist dies auch der Fall. Bereits heute lernen Kinder und Teenager Programmiersprachen ganz natürlich parallel zur ersten Fremdsprache. Diesen *Digital Natives* ist der Computer kein zu erlernendes Werkzeug mehr, dem man seine Logik aufzwingen muss, er ist eine Erweiterung ihrer selbst und eine fundamentale Verbindung zur Welt. Im Dialog mit aufkommenden Künstlichen Intelligenzen wie Siri oder Alexa, die über mündliche Sprachbefehle bedient werden, verschränken sich natürliche und künstliche Sprache bereits umfassend. In diesem Sinne gliedern sich die Strukturen der Programmiersprachen auch in unsere Alltagssprache und unser Denken ein – wir lernen so zu sprechen, dass die Maschine uns versteht [→ *Diagnose Dr. Online*].

Aber die Verschränkung macht dort nicht halt, sondern geht weiter. In der Kunst, die seit jeher die Reflexion über unsere Welt und Gesellschaft betrieben hat, steht neben Literatur und bildender Kunst nun die *Code Art*. Spätestens seit der *Ars Electronica* ist digitale Kunst überall präsent. Mit Programmiersprachen lassen sich völlig neue Formen der Kunst schaffen. Aber nicht nur das. Der programmierte Code selbst – nicht nur seine Ausführung – ist zur Kunst geworden. Diese Kunstform nennt man *Code Poetry*.

In *Code Poetry* verschränken sich natürliche Sprache und Programmiersprache zu einer Form der Poesie, die sowohl

für den Menschen verständlich als auch für die Maschine interpretierbar ist. Der Compiler ist dabei in der Lage, das Gedicht als Programmcode zu verstehen und entsprechend zu verarbeiten. Für den Menschen entfalten sich dagegen Bedeutungsdimensionen, die der Maschine verborgen bleiben. Die Bedeutung eines *Code-Poetry*-Gedichts ist somit nur im Dazwischen zu erschließen, dem Verständnis sowohl aus Menschen- als auch aus Maschinensicht: Zwischen den Sprachen findet hier eine neue Form der Kunst statt, die die Ambiguität mit der Eindeutigkeit verbindet.

Das erste berühmt gewordene *Code-Poetry*-Gedicht ist »Black Perl« von Larry Wall aus dem Jahr 1990. Wall ist der Erfinder der Programmiersprache Perl und schreibt ein Gedicht, das aussieht wie natürliche Sprache, allerdings gleichzeitig syntaktisch korrekten Perl-Code darstellt. Gibt man dieses Gedicht in einen Computer ein, läuft es als Programm ab. In diesem frühen Versuch berechnet das Programm zwar nicht allzu viel und bricht de facto bei der ersten Verwendung des Befehles »exit« ab – aber allein die Tatsache, dass ein Gedicht ausführbar ist, ändert Bedeutung und Lesart fundamental:

Das Gedicht liest sich wie ein Zauberspruch und verweist bereits damit auf die besondere Fähigkeit der Programmiersprachen, Worte gleichsam magisch in Aktionen münden zu lassen. In diesem »Zauberspruch« ist nun beispielsweise eine Schleife eingebaut (die Wiederholung der gleichen Code-Segmente bis zum Erreichen einer Abbruchbedingung): »redo ritual until ›all the spirits are pleased‹;«. Als Abbruchbedingung dieser Schleife wird allerdings eine (in sich nicht als Befehl zu lesende) Zeichenkette, ein sogenannter String angegeben (erkennbar an den umgebenden Anführungszeichen), der dann kurz darauf folgt, so dass die Methode »ritual« in Wirklichkeit niemals ausgeführt wird. Man könnte sagen, »all spirits are pleased« verhindert das Ritual. Ein anderes Beispiel: »shift moralities« bedeutet, dass der erste Eintrag des Feldes, in dem das Wort »moralities« steht, gelöscht wird und somit keine einfache Moralverschiebung stattfindet, wie man meinen könnte, sondern stattdessen die erste Moral entfernt wird – welche auch immer das ist.

Das *Code-Poetry*-Gedicht »Black Perl« von Jerry Wall:

```
BEFOREHAND: close door, each window & exit; wait until time.
     open spellbook, study, select it, confess, tell, deny;
write it, print the hex while each watches,
     reverse "its length", write again;
     kill spiders, pop them, chop, split, kill them.
          unlink arms, shift, wait & listen (listening, wait),
sort the flock (then, warn "the goats". kill "the sheep");
     kill them, dump qualms, shift moralities,
     values aside, each one;
          die sheep, die, reverse system
          you accept (reject, respect);
next step,
     kill next sacrifice, each sacrifice,
     wait, redo ritual until "all the spirits are pleased";
     do it ("as they say").
do it(*everyone***must***participate***in***forbidden**s*e*x*).
return last victim; package body;
     exit crypt (time, times & "half a time") & close it,
     select (quickly) & warn next victim;
AFTERWORDS: tell nobody.
     wait, wait until time;
     wait until next year, next decade;
          sleep, sleep, die yourself and
          rest at last
```

Diese Ebenen des Gedichtes sind nur verständlich, wenn man die Perl-Syntax versteht. Nicht der ausgegebene Text – das Resultat des Programms – ist interessant, sondern sein Quellcode. Nicht Englisch ist die Sprache des Gedichts, sondern Perl. Damit führt Wall vor Augen, dass der Code selbst eine eigene Logik, Ästhetik und Aussagekraft hat. Hier verschwimmt die Grenze von Programm-Code und Literatur-Code.

Viele weitere Beispiele von *Code Poetry* sind seither geschrieben worden, auch wenn die Zahl der Autoren noch verhältnismäßig überschaubar ist. Teils sind es vollständige, ausführbare Programme, teils sind es Experimente mit der Syntax und Anordnung unterschiedlicher Programmiersprachen. Fast überall geht es aber um das Spiel mit den Perspektiven zwischen Mensch und Computer. Es ist die Frage nach dem Verhältnis von technischer und natürlicher Sprache oder, wie Friedrich Kittler es formuliert, »die dringliche Frage, was Wörter leisten und was sie nicht leisten, nach welchen

Regeln sie aufgeschrieben und gespeichert werden, nach welchen Regeln gelesen und ausgelegt« (Kittler 2012: 117).

Wahrscheinlich haben sich die meisten Sprachdenker vergangener Jahrhunderte in allen Bemühungen um eine Eindeutigkeit der Sprache nicht träumen lassen, dass es Maschinen bzw. die Kommunikation mit ihnen sein würden, die einen so wesentlichen und wirkmächtigen Beitrag zu einer solchen Eindeutigkeit leisten sollten. Interessanterweise aber zeigt gerade diese Entwicklung, dass sich in die zugrundeliegenden Fragen nach dem Verhältnis von Sprache und Welt niemals Eindeutigkeit bringen lässt. Aber sie sind um eine Dimension erweitert, die die Interpretation nicht mehr nur den Menschen überlässt. Das kann man als eine weitere Kränkung der Menschheit auffassen – oder aber als eine Chance für neue Fragen und neue Antworten.

Natürliche wie künstliche Sprachen codieren so oder so auf bedeutsame Weise unser Denken und Handeln. In diesem Sinne erscheint eine Kunstform wie *Code Poetry* besonders geeignet, die Bedeutung schaffenden Strukturen unserer gleichermaßen analogen wie digitalen Welt aufscheinen zu lassen – in ihrer mechanischen Wirkmacht wie in ihrer unzähmbaren, fantastischen Biestigkeit.

Literatur

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich [1843] (1955): *Die Wissenschaft der Logik*. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Hg. v. Herrmann Glockner. Bd. 8. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann.

Heidegger, Martin [1959] (2003): »Der Weg zur Sprache.« In: Ders.: *Unterwegs zur Sprache*. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 239–268.

Humboldt, Wilhelm von [1806] (1995): »Über die Natur der Sprache im allgemeinen«. In: Ders.: *Schriften zur Sprache*. Hg. v. Michael Böhler. Ergänzte Ausgabe Stuttgart: Reclam.

Kittler, Friedrich (2012): »Aufschreibesysteme 1800/1900. Vorwort«. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*. 6. S. 117–126.

Saint-Exupéry, Antoine de (1950): *Der kleine Prinz*. Übertrag. ins Dt. v. Grete und Josef Leitgeb. Bad Salzig: Rauch.

Seite »Ruby (Programmiersprache)«. In: *Wikipedia. Die freie Enzyklopädie*. Bearbeitungsstand: 15. September 2018, 18:50 UTC. URL: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Ruby_(Programmiersprache)&oldid=180936349 (Abgerufen: 28.9.2018, 12:51 UTC).

Wall, Larry (1990): *Black Pearl*. Auffindbar unter der URL: https://www.perlmonks.org/?node_id=578707 (Abgerufen: 1.10.2018).
Wittgenstein, Ludwig [1921] (1990a): *Tractatus logico-philosophicus*. In: Ders.: *Werkausgabe*. Bd 1. Hg. v. Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 7–86.
Wittgenstein, Ludwig [1953] (1990b): *Philosophische Untersuchungen*. In: Ders.: *Werkausgabe*. Bd 1. Hg. v. Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 225–580.

D – *Für Ihren Bedarf, Beeskow*

Diagnose Dr. Online.
Medizin und medizinischer Dialog auf der Grundlage von Big Data. Ein Zukunftsszenario aus der Rheumatologie

Gerd-Rüdiger Burmester

Wir springen etwa zehn Jahre in die Zukunft. Sabine Meier (fiktiver Name) ist eine 44-jährige IT-Spezialistin. Sie leidet seit vier Monaten unter Gelenkschmerzen, Morgensteifigkeit, geschwollenen Fingergelenken und Zehen sowie Müdigkeit. Was soll sie jetzt tun? Man würde sagen, sie sollte so schnell wie möglich zum Rheumatologen gehen und eine Früharthritis-Klinik aufsuchen. Aber werden wir in zehn Jahren genügend Rheumatologen haben, wird dies gängige Praxis sein? In der hier imaginierten Zukunft geht Sabine Meier morgens ins Wohnzimmer und nimmt via Internet Kontakt auf mit Alessia (fiktiver Name), ihrer cloudbasierten *Voice-Service*-Maschine. Sie berichtet Alessia über ihre gesundheitlichen Probleme. Die Maschine befragt sie ausführlich und stellt ihr einige Fragen, die von einer EULAR(Europäische Gesellschaft für Rheumatologie)-Initiative ausgearbeitet wurden: Wie kann ich dir helfen? Wo hast du deine Schmerzen? Ist es morgens ausgeprägter? Helfen bestimmte Entzündungshemmer? Fühlst du dich »grippig«? Und noch einige andere. Die mündlich gegebenen Antworten werden unmittelbar als schriftlicher Text online in einer strukturierten Patientendatenbank erfasst.

Frau Meier wird nun von Alessia gebeten, eine Selbstuntersuchung durchzuführen, die durch einen großen Bildschirm an ihrer Wohnzimmerwand unterstützt wird. Anhand von Beispielen erkrankter Gelenke, die ihr auf animierten Bildern präsentiert werden, untersucht Frau Meier

ihre schmerzhaften Gelenke und teilt dem System mit, wo etwas geschwollen ist. Eine am Bildschirm angebrachte kleine Kamera unterstützt sie dabei, indem sie auch den Umfang der Fingergelenke und Zehen misst. Diese Ergebnisse werden ebenfalls automatisch in die Gesundheitsdatenbank von Frau Meier eingetragen, in der bereits viele Daten vorliegen, nicht zuletzt die ihres *Healthbit*-Gerätes. Dieser *Activity Tracker*, wie ihn heute schon viele am Handgelenk und mit ihrem Smartphone nutzen, hat festgestellt, dass Frau Meier am Tag weniger Schritte geht als üblich: Die Anzahl sank von 8500 auf durchschnittlich 4700. Sie vermeidet Treppen, aber ihr Herz-Kreislauf-System, das ständig durch EKG, Blutdruck- und Pulsfrequenzmessungen überwacht wird, ist in Ordnung. Es gibt auch kein Fieber.

Anschließend geht Frau Meier zum Einkaufen in den Supermarkt. Am Eingang gibt es ein kleines Servicecenter, das neben der chemischen Reinigung, Schuhreparaturen und Schlüsselschnitten auch sofortige Gesundheitsdienste wie die Darstellung von erkrankten Gelenken und Biomarker-analysen von vor Ort entnommenen Blutproben anbietet. Auf Alessias Rat hin betritt sie diesen Bereich und lässt von einem Lasergerät einen schnellen Scan der Finger- und Hand-gelenke durchführen. Mit ihrer Faszination für Daten verfügt die IT-Spezialistin Sabine Meier auch schon über eine beson-ders avancierte Technik: Unter der Haut ihres Unterarms ist ein winziges Gerät implantiert, in dem Gesundheitsdaten gespeichert sind, die besonderen Datenschutz benötigen und die sie nicht der Cloud überlassen wollte. Hierzu gehören auch alle ihre genomischen Daten, denn ihr Mann hat ihr als Weihnachtsgeschenk eine komplette Aufschlüsselung ihrer in der DNA »niedergeschriebenen« genetischen Informationen ermöglicht. Sie legt ihren Unterarm in das Lesegerät, dem sie für die nun anstehende Untersuchung den Zugriff auf die Daten gestattet. Anschließend werden mit einer kleinen Lan-zette einige Tropfen Blut entnommen zur weiteren Analyse durch Roboter im Keller des Supermarktes. Diese analysieren das sogenannte Genexpressionsprofil – also die konkrete Ausformung der angelegten genetischen Informationen in

den untersuchten Zellen – für bestimmte Bestandteile des Bluts wie Leukozyten-Subgruppen und spezielle Eiweiße. Und sie stellen fest: Die Aktivierung der Fresszellen im Blut ist sehr stark; es gibt jedoch keine Anzeichen für Infektionen. Bestimmte Werte, die auf eine entzündliche Gelenkerkrankung hinweisen, sind erhöht, und es werden auch Rheumafaktoren sowie bestimmte typische Antikörper im Blut nachgewiesen. Das Auslesen des genomischen Profils bestätigt die Ergebnisse der Blutanalyse: Frau Meier hat bestimmte Gene, die mit Gelenkerkrankungen vergesellschaftet sind bzw. auf eine verminderte Aktivität von Enzymen hinweisen, die am Stoffwechsel von Rheumamedikamenten beteiligt sind. Letzteres erklärt denn auch, warum die Schmerzmittel, die sie in den letzten Tagen nahm, in höherer Dosis unverträglich waren.

Es liegen also Informationen in höchst unterschiedlichen Sprachen vor, die bei der Diagnose von Frau Meier genutzt werden können. Diese haben wir:

- Patientenanamnese (Text mit zentralen Stichworten wie Müdigkeit etc.)
- Körperlicher Status (festgehalten in einschlägigen Messdaten zu Blutdruck etc.)
- Bildgebende Daten (teilweise übersetzt in Messdaten zu Fingerumfang etc.)
- Tragbare Gerätedaten (sogenannte *Wearables*)
- Genetische Daten (aus der Nukleinsäurekonstellation der DNA in Buchstabenfolgen übersetzt)
- Genexpressionsdaten (als Text festgehaltene Informationen über die tatsächliche Ausprägung der Geninformationen)
- Autoantikörperbefund (Messdaten)

Das Diagnoseprogramm im Computer »versteht« alle diese Sprachen und kommt mit Hilfe von medizinischem Wissen und auf Statistiken beruhenden Diagnosealgorithmen zu der Diagnose: Mit einer Wahrscheinlichkeit von über 99 Prozent hat Sabine Meier eine rheumatoide Arthritis. Praktisch jeder Arzt würde dieser Diagnose zustimmen, die bisher allein

im Dialog zwischen Alessia und der Patientin sowie auf der Grundlage der verschiedenen erhobenen Daten zustande kam.

Wie ein menschlicher Arzt wird Alessia der Patientin in der nächsten »Sprechstunde« im Wohnzimmer die Diagnose mitteilen – natürlich mit einer einfühlsamen und umfassenden Erklärung, wie gut diese Krankheit behandelt werden kann. Frau Meier fragt den Computer, welche Therapiemöglichkeiten es gibt, und er bietet mehrere Behandlungsoptionen mit detaillierten animierten Entscheidungshilfen an, die die Vor- und Nachteile der einzelnen Therapien sorgfältig darstellen. Auf der Grundlage von Alessias Erläuterungen entscheidet sich Frau Meier für eine Therapie, die die besten Heilungschancen bietet – auch wenn sie recht aufwändig ist: Es handelt sich um die Kombination aus einem biologischen Medikament (»Biologikum«), einem entzündungshemmenden oralen Medikament und einer neuartigen gentechnischen Anwendung, die in der Hämato-Onkologie entwickelt wurde und nun auf die Behandlung von Autoimmunerkrankungen übertragen wird, die sogenannte CAR-Technologie.

Endlich wird Frau Meier in einer speziellen Rheumaklinik in einem großen universitären Zentrum aufgenommen, das diese Behandlung anbietet und wo sie das erste Mal ärztlich betreut wird. Elektronisch übermittelte Daten spielen aber während ihrer Therapie weiterhin eine Rolle, denn möglicherweise bittet Frau Meiers Krankenkasse die Patientin, die Einnahme des recht teuren Medikamentes B elektronisch zu überwachen und daher jedes Mal das Medikament in einer winzigen Kapsel zu schlucken, die beim Eintritt in den Magen ein Signal abgibt, das über ein spezielles Pflaster und das Smartphone an ein zentrales Fernüberwachungssystem gesendet wird. Zusätzlich werden aus Frau Meiers Blutkörperchen gentechnisch regulierende Zellen gegen die Rheumaentzündung hergestellt. Drei Monate lang wird kontrolliert, ob die Zellen tatsächlich die entsprechende Funktion entwickeln. Bestätigt sich dies, wird nach sechs Monaten die Gabe des medikamentösen Entzündungshemmers beendet und auf die Therapie mit den hergestellten Abwehrzellen

umgestellt. Nach einem Jahr sollte Frau Meier gesund sein und keine weiteren Medikamente mehr brauchen. Alessia, die im Verlauf der Therapie erneut um Bilder von der kleinen Kamera bittet, wird ihr das bestätigen. Sollte dennoch ein Schub auftreten, wird sie sich erneut an Alessia mit der Bitte um Rat wenden, die dann auch schnell einen Kontakt mit ihrer Rheumaeinheit herstellen kann.

Ist dieser Fall reine Science-Fiction oder wird dieses Szenario in Zukunft möglich sein? Führen wir einen Realitätscheck durch, um herauszufinden, was jetzt schon verfügbar ist: Die Entwicklung von Programmen, die gesprochene Sprache als Befehle verstehen und umsetzen oder auch in geschriebenen, verarbeitbaren Text übersetzen können, ist bereits jetzt sehr weit entwickelt und wird vermutlich bald unsere herkömmlichen Möglichkeiten der Dateneingabe in einen Computer ersetzen – so wie wir es bereits vor vielen Jahren in den *Star Trek*-Filmen gesehen haben. Klassische Tastaturen und *Stand-alone*-Computer werden in Zukunft nahezu ausgestorben sein oder nur noch für bestimmte Aufgaben genutzt werden. Natürlich ist ein ausgeklügeltes Programm notwendig, um die richtigen Fragen zu stellen, sie zu analysieren und in den Kontext der anderen Daten zu stellen. Selbstuntersuchungsprogramme mit Bildern von erkrankten Gelenken und Haut sind bereits verfügbar und werden in bestimmten Früharthritis-Projekten eingesetzt (etwa im Projekt www.rheport.de). Mobile Geräte können die Kontaktaufnahme zu Spezialisten außerhalb der Klinik ermöglichen. Es wird prognostiziert, dass bis zum Jahr 2021 6,3 Milliarden Smartphone-Abonnements existieren werden, mit denen sich Patientinnen und Patienten einen kostengünstigen universellen Zugang zur diagnostischen Versorgung verschaffen können (vgl. Esteva et al. 2017). Es wird auch einen enormen Fortschritt bei den sogenannten *Wearables* geben, die bereits jetzt Aktivitäten (Schritte, Treppen, Kalorienverbrauch) und kardiovaskuläre Daten erfassen und sicherlich auf die ständige Überwachung von Serumparametern wie Glukose und möglicherweise sogar Entzündungsparametern wie CRP ausgedehnt werden (vgl. Pevnick et al. 2018). Diese werden

auch dazu beitragen, die Einnahme von Arzneimitteln mittels eines oben geschilderten schluckbaren Beobachtungsgeräts, eines *Ingestible Event Markers* (IEM), zu überwachen. Auch implantierbare Geräte zur Datenspeicherung sind verfügbar, und die Aufschlüsselung der gesamten in der DNA ausgedrückten genetischen Informationen eines Menschen wird in Zukunft recht kostengünstig sein. *Instant-Scanning*-Methoden zur Beurteilung von Entzündungen dokumentieren bereits jetzt betroffene Gelenke. Schon jetzt ist (allerdings mit recht komplizierten Methoden) die Genexpressionsanalyse möglich, die aus der Aufschlüsselung der DNA auf die konkrete Ausformung der angelegten Informationen schließt. Ihre Ergebnisse können bereits mit anderen Daten in Tausenden von öffentlich zugänglichen Datenbanken verglichen werden. Anhand der unterschiedlichen Zellzustände kann die Analyse beispielsweise zwischen viralen, bakteriellen oder anderen Entzündungen unterscheiden. Genetische und Autoantikörperanalyse können mit ausgefeilten und schnellen Techniken durchgeführt werden. So können viele dieser Daten bereits heute erfasst werden. Der große Schritt nach vorn wird dann der Prozess sein, den man *Cognitive Computing* nennt und der Elemente der künstlichen Intelligenz sowie »tiefes« und maschinelles (»Selbst«-) Lernen verwendet und strukturierte (z. B. Labor, Bildgebung, Aktivität) und unstrukturierte Daten (z. B. Text) bewertet. Viele der hier skizzierten Ansätze werden Big Data verwenden. Sie basieren auf der Erwartung, dass computergestützte Algorithmen, Berechnungen, Datenverarbeitung und automatisierte Aufgaben durchführen und neues Wissen aus ansonsten unüberschaubaren riesigen Datensätzen gewinnen können (vgl. Bonin-Andresen et al. 2018). Die CAR-Technologie schließlich gehört zu den aktuell besonders aussichtsreichen und in der medizinischen Forschung entsprechend intensiv vorangetriebenen Therapieformen im Bereich der Krebsbehandlung. Eine Übertragung auf die Rheumatologie wird bereits in ersten Ansätzen erprobt.

Nun kann man sich fragen, was angesichts eines solchen Szenarios in zehn Jahren noch die Rolle des Arztes sein kann.

Sicherlich werden viele diagnostische Algorithmen von computergestützten Systemen durchgeführt, aber der Arzt wird den Patienten immer noch durch die verschiedenen Optionen führen, besonders wenn es um schwierige therapeutische Entscheidungen geht, bei denen die persönliche Erfahrung von großer Bedeutung sein wird, möglicherweise unter Einbeziehung eines multidisziplinären Teams. Natürlich braucht die eigentliche Behandlung Ärzte und Pflegeteams, vor allem in der Notfallmedizin und auf der Bettenstation, wo eingehende persönliche Gespräche über Behandlung und Verlaufsform der Erkrankung durchgeführt werden.

Zudem erfordert die Analyse und Interpretation der neu gewonnenen Daten in Zukunft die Anpassung bestehender und die Entwicklung neuer Softwaretools, um auf der Grundlage der Daten zu differenzierten Einsichten in die hochkomplexen biologischen Phänomene und zur Ableitung medizinischen Wissens über Ursachen und Heilungsmöglichkeiten zu kommen. Die immer umfangreichere Erfassung von Krankheitsmerkmalen und molekularen Vorgängen bei einzelnen Patienten wird auch persönliche Datenmassen generieren, die eine bessere Diagnose und Behandlung ermöglichen – aber auch neue Strategien für das Management erfordern, um den Datenschutz zu wahren. Dies erfordert auch für den ärztlichen Beruf neue Ansätze in der Ausbildung und Fachkompetenz, um die technologischen Entwicklungen im medizinischen Bereich gleichermaßen kritisch wie konstruktiv begleiten zu können (vgl. Obermeyer/Lee 2017). Angesichts dieser neuen Herausforderungen, denen Ärzte gewachsen sein müssen, wird der Dialog zwischen Arzt und Patient dennoch nicht zum Erliegen kommen. Damit jedoch die hier umrissenen möglichen Formen der Technisierung der Diagnose und therapeutischen Begleitung auf einem hohen medizinischen und auch menschlichen Standard erfolgen und nicht allein durch ökonomische Interessen bestimmt werden, ist es unerlässlich, dass Ärzte auch die Sprachen der Politik und der regulatorischen Einrichtungen beherrschen. Dann bestehen gute Aussichten, dass die technologischen Entwicklungen dazu führen, die Sprechstunde in

der Zukunft so detailliert und damit für den Patienten so unterstützend wie möglich zu gestalten

Anmerkung

Dieser Artikel beruht auf einer Übersetzung und Modifikation der Arbeit: Burmester, G.-R. (2018): »Rheumatology 4.0: big data, wearables and diagnosis by computer«. In: *Ann Rheum Dis*. 77 (7): S. 963–965. Bei der Übersetzung wurde auch das internet-basierte Übersetzungsprogramm *DeepL Übersetzer* (https://www.deepl.com) verwendet.

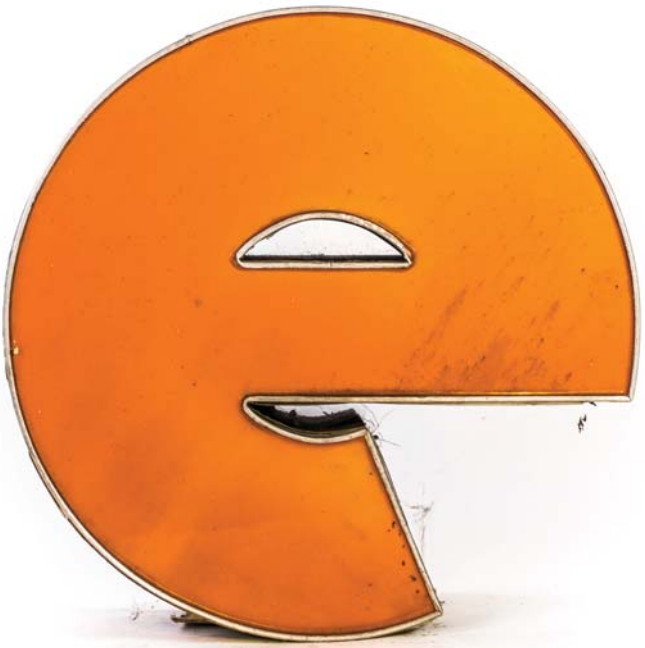
Literatur

Bonin-Andresen, M./Smiljanovic, B./Stuhlmüller, B./Sörensen T./Grützkau, A./Häupl, T. (2018): »Relevance of big data for molecular diagnostics«. In: *Z Rheumatol*. 77. S. 195–202.

Esteva, A./Kuprel, B./Novoa, R. A./Ko, J./Swetter, S. M./Blau, H. M./Thrun, S. (2017): »Dermatologist-level classification of skin cancer with deep neural networks«. In: *Nature*. 542. S. 115–118.

Obermeyer, Z./Lee, T. H. (2017): »Lost in Thought – The Limits of the Human Mind and the Future of Medicine«. In: *The New England Journal of Medicine*. 77. S. 1209–11.

Pevnick, J. M./Birkeland, K./Zimmer, R./Elad, Y./Kedan, I. (2018): »Wearable technology for cardiology: An update and framework for the future«. In: *Trends in Cardiovascular Medicine*. 28. S. 144–150.



E – *Brillenhaus, Berlin Spandau*

Existenzfragen.
Bedrohte Sprachen dokumentieren

Frank Seifart

Jede Sprache ist anders – das klingt zunächst trivial, aber diese Einsicht ist in ihrer ganzen Tragweite und Komplexität hochaktuell. Und sie hat Konsequenzen für unseren Umgang mit den tausenden vom Aussterben bedrohten Sprachen, die derzeit noch gesprochen werden.

Das Jahr 2017 markiert ein zweifaches Jubiläum für die Beschäftigung mit bedrohten Sprachen. Das Thema stand 1987, also vor dreißig Jahren, zum ersten Mal auf dem XIV. Internationalen Linguistenkongress in Ostberlin prominent auf der Tagesordnung. 1992, also vor fünfundzwanzig Jahren, folgte dann ein einflussreicher Beitrag in der führenden Fachzeitschrift *Language*, der einerseits den Wert der Sprachenvielfalt für die Menschheit eindringlich aufzeigte und andererseits eine alarmierende – und aus heutiger Sicht zum Glück etwas pessimistische – Schätzung zum weltweiten Sprachensterben vorlegte (Hale et al. 1992). Seitdem hat sich einiges getan.

Zum einen haben wir nun deutlich besser gesicherte Zahlen vorliegen, sowohl bezüglich der Gesamtzahl menschlicher Sprachen als auch hinsichtlich ihrer Bedrohung. Demnach werden zurzeit rund siebentausend Sprachen gesprochen. Als verschiedene Sprachen gelten dabei nur solche, die nicht untereinander verständlich sind – Bosnisch und Kroatisch sind zum Beispiel nicht verschiedene Sprachen in diesem Sinne. Außerdem zählen hier nur Sprachen, die als Erstsprachen erlernt werden und nicht nur als Zweit- oder Verkehrssprache dienen. Von diesen siebentausend Sprachen ist knapp die Hälfte in verschiedenen Graden vom

Aussterben bedroht. Das heißt im schlimmsten Falle, dass die Sprache gar nicht mehr an die nächste Generation weitergegeben wird, so dass ein Aussterben mit dem Ableben der letzten Sprechergeneration absehbar ist. Im weniger dramatischen Fall erlernt nur noch ein stets kleiner werdender Anteil der folgenden Generationen die Sprache, so dass die Sprache ebenfalls letztlich ausstirbt, wenn dieser Trend nicht umgekehrt werden kann. Die Entscheidung einer Elterngeneration, eine Minderheitensprache nicht mehr an die Kinder weiterzugeben, ist dabei in der Regel mehr oder weniger direktem Druck von Seiten der Sprechenden bzw. der Institutionen der Mehrheitssprache geschuldet. Bemühungen, den Fortbestand einer Sprache zu sichern, müssen also bei den komplexen soziopolitischen Faktoren ansetzen, die zu diesem Ungleichgewicht führen.

Zum anderen gibt es seitdem von Seiten der Sprachwissenschaft ein vermehrtes Interesse, kleine und häufig vom Aussterben bedrohte Sprachen durch Feldforschung zu dokumentieren und zu beschreiben. In Deutschland hat sich die Gesellschaft für bedrohte Sprachen gegründet – ähnliche Initiativen gibt es auch in anderen Ländern – und einige groß angelegte Forschungsprogramme, zum Beispiel der Volkswagenstiftung, haben die Arbeit mit bedrohten Sprachen gefördert. In der Sprachwissenschaft hat sich die Dokumentationslinguistik als eigene Teildisziplin herausgebildet (Himmelmann 1998). Darin werden theoretische und methodische Grundlagen geliefert zur Erhebung, Aufbereitung und Archivierung repräsentativer Datensammlungen. Im Vordergrund stehen transkribierte und übersetzte Videoaufnahmen kulturspezifischen Sprachgebrauchs, also neben verschiedenen Genres von Erzählungen auch spontane Konversation, ggf. rituelle Formeln, Gesänge etc. Die wichtigsten Archive sind *The Language Archive*, das zum UNESCO-Weltkulturerbe zählt, und das *Endangered Language Archive*. Solche Datensammlungen sollen im schlimmsten Fall als einzige Informationsquelle zu einer Sprache nach deren Aussterben Bestand haben. Ihre Daten dienen sowohl der wissenschaftlichen Forschung, beispielsweise tieferge-

henden grammatischen Analysen, als auch einer möglichen Revitalisierung der Sprache durch Nachkommen der letzten Sprechergeneration.

Neben der Dokumentation in archivierten Videoaufnahmen kann die Beschreibung in Form von Grammatiken als Gradmesser unseres derzeitigen Wissens über die Sprachen der Welt genommen werden. In den letzten fünfundzwanzig Jahren sind über tausend grammatische Beschreibungen in Form einer wenigstens kurzen Grammatik von Sprachen entstanden, zu denen bis dahin keinerlei oder kaum grammatische Analysen vorlagen (Seifart et al., im Erscheinen). Darunter sind auch über 570 als bedroht eingestufte Sprachen. Man könnte denken, dass spätestens nach dieser intensiven Erforschung von immer mehr Sprachen auf der Welt die Zahl der Neuentdeckungen in der Sprachwissenschaft irgendwann abnehmen müsste. Aber das scheint nicht der Fall zu sein: Praktisch jede neu beschriebene Sprache hält für die Linguistik neue Überraschungen bereit, wodurch die angenommenen Grenzen der Variationsbreite an sprachlichen Strukturen immer weiter verschoben werden müssen. Die folgenden Beispiele geben davon eine Ahnung.

In vielen Sprachen ist die Tonhöhe oder -melodie, mit der eine Silbe ausgesprochen wird, bedeutungsunterscheidend. Lange dachte man aber, dass sich die Anzahl solcher Tonkategorien auf einige wenige beschränken würde. Eine neuere Forschung zum Chatino in Mexiko hat aber gezeigt, dass bis zu vierzehn Tonkategorien unterschieden werden können (Cruz/Woodbury 2014). In dieser Sprache ist es nicht nur potenziell bedeutungsunterscheidend, ob eine Silbe hoch, mittel oder tief ausgesprochen wird, sondern auch, ob die Melodie einer Silbe, die tief beginnt, hoch oder nur mittelhoch endet oder umgekehrt – und so weiter.

Welche Konzepte können überhaupt sprachlich ausgedrückt werden? Von Gerüchen dachte man spätestens seit Kant, dass sie sprachlich kaum ausdrückbar seien und dass dies auch nicht nötig sei. Aber dann wurden zum ersten Mal die Aslian-Sprachen in entlegenen Bergregionen Thailands gründlich erforscht. Diese Sprachen unterscheiden fünfzehn

bis zwanzig abstrakte Geruchsausdrücke, die im Rahmen des traditionellen nomadischen Lebens im Regenwald auch regelmäßig verwendet werden (Wnuk/Majid 2014) [→ *Qualm*]. Ist das aber vielleicht tatsächlich ein absoluter Einzelfall? Dem scheint nicht so zu sein, denn das Seri in Mexiko hat eine ähnlich komplexe Geruchsterminologie (O'Meara/Majid 2016). Die sprachliche Erfassung der Welt der Gerüche scheint also ein zu Unrecht bisher vernachlässigtes Forschungsgebiet zu sein.

In wahrscheinlich allen Sprachen wird der Zeitfluss metaphorisch räumlich ausgedrückt. Während in den meisten Sprachen, darunter allen westlichen, die Zukunft als vor uns liegend betrachtet wird, liegt sie in dem in den Anden gesprochenen Aymara metaphorisch hinter uns (Núñez/Sweetser 2006). Für die Aymaras, so haben die Forscher erschlossen, ist alles Bekannte, das heißt bereits Gesehene, im Sichtfeld des Betrachters und liegt daher vor ihm, alles Unbekannte, also auch das Zukünftige, befindet sich dagegen außerhalb dieses Sichtfelds und daher hinter ihm. Sprachliche Vielfalt impliziert also grundlegende, sprachlich bedingte Unterschiede in der Konzeptualisierung der sichtbaren und unsichtbaren Welt, wobei die uns bekannte, westliche Sichtweise nur eine von mehreren, bei näherer Betrachtung logischen und kohärenten Möglichkeiten darstellt [→ *Humboldts Projekt*].

Welche Informationen obligatorisch an Verben markiert werden, ist eine besonders interessante Frage, da die entsprechenden Kategorien beim Gebrauch jedes Verbs abgerufen werden und diese Distinktionen somit für Sprecher ständig präsent sind. Hier ist man lange von einem kleinen Kanon gängiger Kategorien ausgegangen wie Person, Tempus und Aspekt. Dieser Kanon muss aufgrund der Erforschung weiterer Sprachen nun erweitert werden, vor allem bezüglich Kategorien der sozialen Kognition und Interaktion (Floyd et al. 2018). So werden in vielen Sprachen Verben obligatorisch nicht (nur) nach der zeitlichen Verortung des Gesagten flektiert (Tempus), sondern auch nach der Art von Evidenz für das Gesagte: Hat die Sprecherin selbst gesehen, wovon sie da spricht, beispielsweise dass es nachts geregnet hat?

Nur dann kann eine Borasprecherin im Nordwestamazonas einfach *alléne* sagen. Hat sie nur darauf geschlossen, etwa weil der Boden noch nass ist, dann muss sie *alléne-hááca* sagen. Hat es ihr jemand erzählt, dann muss sie *alléne-va* sagen. In einigen Sprachen wird dann noch weiter differenziert nach dem Zeitpunkt der Erlangung der Evidenz gegenüber dem Zeitpunkt, an dem das Gesagte passiert ist (Floyd et al. 2018). In wieder anderen wird zusätzlich markiert, wie bekannt dem Angesprochenen das Gesagte sein sollte, also ein grammatische Markierung für »wie du weißt …«.

Kulturen ohne Schrifttradition – zu denen die allermeisten Sprachen der Welt ja gehören – haben zudem faszinierende alternative Systeme zur Fernkommunikation entwickelt. Häufig werden darin abstrakte Elemente der Lautstruktur in gepfiffenen oder getrommelten Nachrichten »übertragen« (Seifart et al. 2018). Das gibt für die Forschung wiederum darüber Aufschluss, was denn als minimales Lautgerüst einer Sprache zur Kommunikation überhaupt nötig ist. Ein paar Pfiffe oder Trommelschläge reichen anscheinend unter bestimmten Bedingungen für den menschlichen Perzeptionsapparat aus, um zentrale Informationen zu verstehen – ähnlich wie die verzerrten Klangfetzen, die auf lauten Partys oder bei schlechten Telefonverbindungen an unsere Ohren dringen und doch richtig interpretiert werden.

Tatsache ist, dass weit weniger neue Sprachen entstehen als zurzeit aussterben. Über 2500 derzeit noch lebende Sprachen sind noch gar nicht grammatisch beschrieben, und über 1400 von diesen sind vom Aussterben bedroht. In jeder Sprache steckt aber ein ungeheures Wissen – nicht zuletzt aufgrund einer aus anderen offensichtlichen Gründen für uns interessanten jahrhundertelangen kulturellen und kognitiven Adaption an (oft ebenfalls bedrohte) Ökosysteme und der menschlichen, auch emotionalen Reaktion darauf.

Ein von Fabricant und Farnsworth (2001) vorgetragenes und sogar in Geld umgerechnetes Beispiel soll noch einmal verdeutlichen, was uns an Weltsichten und wertvollem konkreten Wissen entgeht, wenn diese Sprachen aussterben, ohne dokumentiert zu werden: Von den 122 pflanzlichen

Substanzen, die in der modernen Pharmazie verwendet werden, wurden achtzig Prozent ursprünglich von traditionell lebenden Gruppen entdeckt – und sprachlich benannt. Um diese Substanzen mit Methoden der westlichen Pharmakologie zu identifizieren, müssten für jede von ihnen über eine Viertelmillion Pflanzen chemisch analysiert werden, was jeweils ca. 230 Millionen US-Dollar kosten würde. Auf ähnliche Weise untrennbar mit Sprachen verbunden ist vielfältiges Wissen über Nahrungsmittel und Wasserressourcen und an spezifische Bedingungen angepasste landwirtschaftliche Techniken, über Ökologie und Nachhaltigkeit, Verwandtschaft und soziale Systeme, die Organisation des Zusammenlebens zum beiderseitigen Nutzen oder wie man selbstbewusste und glückliche Kinder aufzieht – und so vieles mehr, was unser aller Leben materiell und spirituell bereichern kann. Sprachdokumentation ist daher ein Anliegen sowohl der »westlichen« Wissenschaften als auch der Sprechergemeinschaften selbst, deren junge Sprecherinnen und Sprecher im Rahmen kooperativer Forschungsprojekte lernen, ihre Sprache selbst zu dokumentieren, zu beschreiben und vor dem Vergessen zu bewahren.

Literatur

Cruz, Emiliana/Woodbury, Anthony C. (2014): »Finding a way into a family of tone languages: The story and methods of the Chatino Language Documentation Project«. In: *Language Documentation & Conservation*. 8. S. 490–524.

Endangered Language Archive. Hg. v. SOAS University of London (School of Oriental and African Studies), URL: https://www.soas.ac.uk/elar (Abgerufen: 30.9.2018).

Fabricant, Daniel S./Farnsworth, Norman R. (2001): »The value of plants used in traditional medicine for drug discovery«. In: *Environmental Health Perspectives.* 109 (Supplement 1: Reviews in Environmental Health). S. 69–75.

Floyd, Simeon/Norcliffe, Elizabeth/San Roque, Lila (Hg.) (2018): *Egophoricity*. Amsterdam: John Benjamins.

Hale, Ken/Krauss, Michael/Watahomigie, Lucille J./Yamamoto, Akira Y./Craig, Colette/Jeanne, LaVerne Masayesva/England, Nora C. (1992): »Endangered languages«. In: *Language.* 68. S. 1–42.

Himmelmann, Nikolaus P. (1998): »Documentary and descriptive linguistics«. In: *Linguistics.* 36. S. 161–95.

Núñez, Rafael E./Sweetser, Eve (2006): »With the future behind them: convergent evidence from Aymara language and gesture in the crosslinguistic comparison of spatial construals of time«. In: *Cognitive Science.* 30. S. 401–450.

O'Meara, Carolyn/Majid, Asifa (2016): »How changing lifestyles impact Seri smellscapes and smell language«. In: *Anthropological Linguistics*. 58. S. 107–31.
Seifart, Frank/Evans, Nicholas/Hammarström, Harald/ Levinson, Stephen C. (im Erscheinen): »Language documentation 25 years on«. In: *Language*.
Seifart, Frank/Meyer, Julien/Grawunder, Sven/Dentel, Laure (2018): »Reducing language to rhythm: Amazonian Bora drummed language exploits speech rhythm for long-distance communication«. In: *Royal Society Open Science* 5.170354. URL: http://rsos.royalsocietypublishing.org/content/5/4/170354 (Abgerufen: 25.9.2018).
The Language Archive. Hg v. Max Planck Institute for Psycholinguistics, URL: https://tla.mpi.nl/ (Abgerufen: 30.9.2018).
Wnuk, Ewelina/Majid, Asifa (2014): »Revisiting the limits of language: The odor lexicon of Maniq«. In: *Cognition*. 131. S. 125–38.

F – *Haus des Friedens, Berlin Mitte*

Flunkern.
Übel und Notwendigkeit einer sprachlichen Normverletzung

Manfred Krifka

Flunkern, schwindeln, mogeln, hochstapeln, verleumden, mit gespaltener Zunge reden, einen Meineid schwören, es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen – im Deutschen gibt es erstaunlich viele Wörter für das Lügen und seine Ausprägungen. Das ist nicht verwunderlich, ist doch die Lüge ein prominenter Normverstoß in der menschlichen Kommunikation. Eine der vier Konversationsmaximen des berühmten Sprachphilosophen H. E. Grice, die der »Qualität«, besagt: Sage nichts, wovon du glaubst, dass es falsch ist; sage nichts, wofür du keine hinreichenden Anhaltspunkte hast (vgl. Grice 1975). Dass der Lügende sich nicht nur auf illegitime Weise einen Vorteil verschafft, sondern geradezu das Fundament menschlicher Kommunikation selbst erschüttert und damit der Gesellschaft insgesamt schadet, haben der heilige Augustinus und Immanuel Kant vorgebracht: Selbst der Lügner vertraut ja darauf, dass die Leute im Allgemeinen die Wahrheit sagen. Das Lügen sei daher niemals gestattet, selbst nicht, wenn man damit einen unschuldig Verfolgten vor dem Tode retten würde. Kant lässt es in solchen Situationen allenfalls zu, überhaupt nichts zu sagen. Dass man mit einer Verweigerung einer Aussage aber auch schon kommunizieren kann, das hat er eigenartigerweise nicht mit bedacht.

Die großen Religionen gehen mit der Lüge nicht ganz so streng ins Gericht. Das biblische Neunte Gebot zum Beispiel verbietet eigentlich nur die gerichtliche Falschaussage, die einer anderen Person schadet: »Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.« Und tatsächlich gibt es in der

Bibel eine ganze Reihe von durch Gott nicht beanstandeten Lügen: So hat Jakob nur mit Hilfe von Tricksereien den Segen Isaaks erhalten und ist zum Stammvater Israels geworden. Vielleicht wissen die Religionen, dass es durchaus höhere Ziele geben kann als die Wahrheitsliebe, Ziele also, die das zweifelhafte Mittel der Lüge rechtfertigen: der Schutz einer anderen Person etwa, eine hehre religiöse oder politische Agenda oder, worauf der Wahrheitsskeptiker Friedrich Nietzsche hinweist, der gesellschaftliche Zusammenhalt selbst, der durch geteilte Illusionen befördert wird. Aber es darf eben nicht zu viel gelogen werden, sonst verflüchtigt sich das Grundvertrauen in die menschliche Kommunikation und man kann nicht einmal mehr – lügen.

Die rationale Einsicht, dass die Wahrheit zu sagen besser ist als zu lügen, reicht allerdings nicht aus, um zu garantieren, dass Kommunikation auch funktioniert. Wie der große amerikanische Philosoph Charles Sanders Peirce erkannt hat, liegt das Wesen einer Behauptung darin, dass sich der Sprecher für die Wahrheit des Inhalts einer Aussage öffentlich verbürgt. Wenn es sich herausstellt, dass er dies wider besseres Wissen gemacht hat, dann setzt es Strafen. Die können sehr handfest sein, wie beim Meineid vor Gericht, oder subtiler – es kratzt am Ruf des Sprechers, er büßt soziales Kapital ein, es gelingt ihm immer weniger, Einfluss auf andere zu nehmen: »Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht …« Dass solche Strafen drohen, macht es nach Peirce überhaupt erst möglich, dass wir uns einigermaßen zuverlässig verständigen können: Ich weiß, dass der andere, der mir etwas sagt, diese Sanktionen vermeiden will, und kann daher davon ausgehen, dass er mir schon nichts Falsches oder Unbegründetes sagen wird.

Es gibt in der Sprache Mittel, um diese Sanktionen noch zu erhöhen und damit größere Glaubwürdigkeit bei Inhalten zu erzielen, die das benötigen, etwa das Satzadverbial »bei Gott«, mit dem man geradezu die Strafe des Höchsten auf sich herabruft, sollte sich das eigene Wort als unwahr erweisen. Auch schlichtere Mittel können eingesetzt werden, um den eigenen Wahrheitsanspruch zu bekräftigen, etwa »im Ernst« oder »ungelogen«. Man sollte allerdings besonders hellhörig

werden, wenn das Gegenüber solche Mittel glaubt einsetzen zu müssen. Wenn jemand so hoch pokert, kann es sein, dass er eine Unwahrheit besonders gut verheimlichen will.

Die drohenden Sanktionen machen Kommunikation zu einem risikobehafteten Unternehmen: Was passiert, wenn man bewusst etwas Falsches behauptet und dieses bekannt wird? Man wird schamrot, man muss Kritik einstecken, es spricht sich herum, dass man gelogen hat. Es ist da schon besser, sich genau zu überlegen, was man sagen will. Das macht einen selbst und das, was gesagt wird, vertrauenswürdiger. In der evolutionären Spieltheorie, die auch die Kommunikation bei Tieren zu erklären versucht, hat sich hierfür der Begriff »expensive signaling« eingebürgert: Botschaften, die besonders schwierig zu produzieren sind und sogar ein Handicap für den Sender darstellen – solche Botschaften sind besonders vertrauenswürdig, weil der kommunikationsökonomische Aufwand sich gar nicht nachzuvollziehen ließe, wäre die vorgetragene Botschaft nicht auch gemeint [→ *Trällern und Tirilieren*]. Die bunten Federn des Vogelmännchens, mit denen es eine Partnerin anzulocken versucht, sind riskant, weil sie auch dem Raubvogel auffallen. Dass beispielsweise der Pfau damit überlebt, ist für das Weibchen ein Zeichen, dass er sich trotz solcher Widrigkeiten erfolgreich durchs Leben zu schlagen versteht und nun voller Ernst um ihre Kralle anhält. Auch in der menschlichen Kommunikation gibt es solche Federn: die Mühe, sich gut und interessant auszudrücken, zum Beispiel. Aber auch der gute Ruf, den man sich erworben hat, weil sich keine frühere Behauptung als unwahr herausgestellt hat. Die drohenden Sanktionen machen die menschliche Kommunikation teuer, das Lügen riskant.

Damit diese sozialen Sanktionen, die uns bei der Wahrheitsliebe zu halten vermögen, aber überhaupt greifen können, müssen es »Personen« sein, die miteinander sprechen und ihren jeweiligen Ruf verlieren können. Das ist in der Welt der Netzkommunikation oft nicht gegeben. Die Stimmen in den sozialen Medien, in den Kommentaren zu Artikeln oder Videos etwa, bleiben oft anonym oder sind nur in ihren Reak-

tionen auf andere Beiträge greifbar. Das erlaubt Ruppigkeiten, aber auch ungerechtfertigte Behauptungen, die viele sich von Angesicht zu Angesicht niemals erlauben würden. Zudem ist es selbst in eigentlich personalisierten Medien wie Facebook und Twitter ein Leichtes, neue Personen zu schaffen, sogar durch Bots zu fingieren, und damit Meinungen im großen Stil zu beeinflussen [→ *Inter-nett?*].

Die Verantwortungslosigkeit, mit der Kommunikation im Netz möglich ist, droht heute auf die gesellschaftliche Kommunikation insgesamt überzuschwappen. Die war schon vorher gefährdet, etwa durch den Boulevardjournalismus, dem Verkaufszahlen und Einschaltquoten wichtiger sind als der Inhalt, aber auch in manchen Bereichen der Geisteswissenschaften, durch deren dekonstruktionistische Attitüde sich der Begriff der Wahrheit selbst ins Beliebige verflüchtigt hatte. Das Wort *postfaktisch* – zum Wort des Jahres 2016 gekürt – trifft es genau: Fakten, das war gestern. Alles kann für irgendwen irgendwie wahr oder eben auch falsch sein. In dieser Situation kann letztlich niemand mehr für unbegründete oder falsche Aussagen zur Rechenschaft gezogen werden, niemand muss um seinen Ruf dauerhaft fürchten. Die soziale Grundlage für die Assertion, wie sie Peirce erkannt hat, bricht zusammen. Das lässt sich gut an dem amerikanischen Präsidenten studieren, da er es auf offener Bühne vorführt: Er gibt ganz offensichtlich nichts auf die Wahrheit von Aussagen, und in der Folge glaubt ihm auch keiner mehr oder mag auf seine Versprechungen etwas geben. Ihm selbst macht das kaum etwas aus, kann er es doch durch seine Macht als Präsident kompensieren. Und seine Anhänger nehmen die offensichtliche Diskrepanz zwischen Aussage und Realität nicht wahr oder ignorieren sie, weil sie sich der widersprüchlichen Realität nicht aussetzen wollen.

Selbstverständlich droht hier eine erhebliche Gefahr für unsere Gesellschaften, nicht nur für die Demokratie. Eine Geschichte in den *Annalekten* des Konfuzius berichtet, dass der Gesandte Dsi Lu vom Meister wissen wollte, was sein Herrscher, der junge Fürst von We, zuerst in Angriff nehmen sollte. Der Meister sprach: »Die Richtigstellung der Begriffe.«

Das wollte Dsi Lu nicht glauben, und so erläuterte es ihm der Meister. »Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; wenn die Worte nicht stimmen, … (ich verkürze hier eine lange Argumentationskette)… so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Darum sorge der Edle, dass er seine Begriffe unter allen Umständen zu Worte bringen kann und seine Worte unter allen Umständen zu Taten machen kann.« (Konfuzius 1975: 130) Es geht hier nicht nur um die Entwicklung einer guten Terminologie zur Staatslenkung, sondern auch um die richtige – die wahrheitsgetreue – Verwendung der Begriffe, die wir in der gegenwärtigen Situation zu verlieren drohen.

Um zum Flunkern zurückzukommen – dieses schöne Sprachspiel, bei dem man sich auch seine Federn erwerben kann, soll gar nicht verboten sein. Auf gekonnte Weise zu übertreiben gehört zur menschlichen Kommunikation wie die faktengebundene Rede, ebenso wie die Ironie, welche oft die Fakten ins Gegenteil verkehrt. Oder die Litotes, die Untertreibung, die wörtlich gar keine Falschaussage ist, sondern kunstvoll so tut, als sei etwas Außergewöhnliches gar nicht der Rede wert. Auch das Daherreden von Unsinn – der Fachbegriff hierfür lautet »Bullshit« – mag bei bestimmten Gelegenheiten gerechtfertigt sein. Und natürlich muss eisern am 1. April als dem Feiertag der Wahrheit festgehalten werden. Es bleibt nur zu hoffen, dass man diesen in der Welt der zunehmenden Unaufrichtigkeit und *Fake News* auch noch als solchen erkennen wird.

Literatur

Grice, Herbert Paul (1975): »The Logic of Conversation«. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hg.): *Speech Acts*. New York: Academic Press. S. 41–58.

Konfuzius (1975): *Lun Yu. Gespräche*. Übers. v. Richard Wilhelm. Düsseldorf/Köln: Eugen Diederichs Verlag.

G – *Gottfried Puhlmann, Berlin Zehlendorf*

Grimms Frösche.
Wissenschaftler und Märchenerzähler

Wolfgang Klein

»Ach, du bists, alter Wasserpatscher«

Den Brüdern Grimm verdanken wir nicht nur das weltweit berühmteste Buch, das in deutscher Sprache geschrieben ist und in dem gleich zu Beginn ein Frosch vorkommt, der aber in Wahrheit – doch was ist Wahrheit? – ein König ist, vielleicht auch nur ein Königssohn, es ist nicht so ganz klar. Wir verdanken den gelehrten Märchenerzählern auch jenes monumentale Werk, das man mit Fug und Recht als die bedeutendste Leistung der deutschen Germanistik bezeichnen darf, Ergebnis eines selten gewordenen Gelehrtenfleißes über viele Jahrzehnte – das von ihnen geplante und bis zum Buchstaben F geschaffene *Deutsche Wörterbuch*. Die erste Lieferung ist im Jahre 1852 erschienen, die letzte im Jahr 1961; da war Wilhelm Grimm schon 102 Jahre tot und sein Bruder Jacob auch schon 98. Der »Grimm« beschreibt in 32 Foliobänden und rund 350 000 Stichwörtern den deutschen Wortschatz von seinen Anfängen seit den Tagen Karls des Großen, vor allem aber seit der Lutherzeit, bis in die sich im Takt mit der Bearbeitung fortwährend verschiebende Gegenwart. Wilhelm Grimm hat alle Wörter bearbeitet, die mit dem Buchstaben D beginnen, sein Bruder hatte sich die übrigen vorgenommen. Mitten in der Arbeit zum Eintrag *Frucht* meldete sich aber der Tod. Man mag etwas Poetisches darin sehen, dass dies sein letztes Wort sein sollte, denn die Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit ist reich, ist unvergleichlich reich. Nicht minder poetisch wäre es freilich gewesen, wenn Jacob über dem – Ableitungen und Zusammenset-

zungen nicht gerechnet – drittletzten Wort, dem zweitletzten, das er abgeschlossen hat (es folgt noch *Frost*), verschieden wäre, denn das ist *Frosch*. Dann stünde der Frosch am Anfang der *Kinder- und Hausmärchen*, die Bruder Wilhelm ihre unsterbliche Gestalt verdanken, und am Ende des *Deutschen Wörterbuchs*, soweit Bruder Jacob, der den größten Teil der gemeinsamen Wörterbucharbeit geleistet hat, es verfasst hat. Was sagt nun Jacob Grimm über den Frosch?

An dieser Stelle sollten wir einen Augenblick innehalten und überlegen, was denn eigentlich die Aufgabe eines Wörterbuchs ist. Es soll die Wörter einer Sprache in ihren verschiedenen Eigenschaften beschreiben. Wie kann man das? Wie beschreibt man die Eigenschaften der deutschen Wörter *Absatz, kichern, mulmig, jeweils, schon, vielleicht*, um nur einige zu nennen, die jedes Kind kennt, wenn es in die Schule kommt? Wie würde der Leser, der ja Deutsch kann, jemandem die Bedeutung dieser Wörter so gut beschreiben, dass der Betreffende erkennt, welches Wort gemeint ist? Es ist alles andere als einfach, der Leser mag es versuchen, wer's schafft, kriegt einen Thaler. Man muss sich zunächst klarmachen, dass ein Wort nicht das ist, was auf dem Papier steht; das ist allenfalls die äußerlich sichtbar gemachte Repräsentation eines Wortes. Die meisten Sprachen in der Geschichte der Menschheit wurden und werden ja gar nicht geschrieben, ihre Wörter stehen nur im Kopf ihrer Sprecher gespeichert, wo man sie nicht sehen kann. Ein sechsjähriges Kind beherrscht zahlreiche Wörter, ohne ihre grafische Seite zu kennen; die lernt es erst in der Schule. Ein Wort – oder besser, eine lexikalische Einheit, denn unter »Wort« kann man mancherlei verstehen – ist, vereinfacht gesagt, ein Bündel verschiedenartiger abstrakter Eigenschaften, insbesondere der folgenden:

A. phonetische Eigenschaften, also die Aussprache,
B. graphematische Eigenschaften, also die Art, wie es geschrieben wird (falls denn die Sprache ein Schriftsystem hat!),
C. morphologische Eigenschaften, das heißt jene, die bestimmen, wie man aus einem Wort ein zusammengesetztes

Wort bilden kann (z. B. eine Flexionsform oder eine Ableitung),

D. syntaktische Eigenschaften, das heißt jene, die bestimmen, wie man Wörter mit anderen Wörtern zu Satzteilen oder ganzen Sätzen kombinieren kann,
E. semantische Eigenschaften, also die Bedeutung oder Bedeutungen des Wortes; fast alle Wörter haben mehrere Bedeutungen oder Verwendungsweisen.

Diese fünf Arten von Eigenschaften bilden sozusagen die Basis. Wörter weisen aber noch eine Reihe weiterer Eigenschaften auf, über die man gerne etwas wissen möchte. Dazu zählen beispielsweise:

F. die Etymologie,
G. die Entwicklung der verschiedenen Eigenschaften über die Jahrhunderte,
H. die Idiomatik, also die besonderen Bedeutungen, die sich ergeben, wenn ein Wort mit anderen zu einem festen Ausdruck verbunden wird,
I. das Verhältnis zu anderen Wörtern, also Synonymie, Hyponymie, Antonymie und dergleichen,
J. die Verwendungshäufigkeit in verschiedenen Texttypen, bei verschiedenen Autoren, zu verschiedenen Zeiten.

Ein gedrucktes Wörterbuch, und würde es auch hundert Foliobände umfassen, kann naturgemäß nur einen kleinen Teil dieser Eigenschaften beschreiben. Welche davon hat Jacob Grimm für das Wort *Frosch* ausgewählt? Hier sind sie:

> **Frosch**, *m. rana, ahd.* frosc, *pl.* froscâ, *mhd.* vrosch *pl.* vrosche *und* vrösche, *daneben schwach* frosce *m.* Diemer 38, 19, *wie auch nhd.* Alberus *den gen.* froschen *bildet; bei* Forer die frösch *f., pl.* fröschen. *mnl.* vorssch, *nnl.* vorsch *m. ags.* frox *m. für* frosc *wie* fix *für* fisc? *oder* frogs? *weil die nebenform* froga, frocga *m. besteht, aus der sich das engl.* frog *ableitet. altn.* froska *f., norw.* frosk (Aasen 115), *schw. dän.* frö. *dem goth. namen, wenn er aus derselben wurzel entnommen war,* frusks?, *würde man 2 Mos.* 8, 2—13 *mehrmals begegnen, er kann aber auch ganz anders gelautet haben. von* Papias *ist* bruscus *rubeta* überliefert, *wenn dies noch im* 11 *jh. aus lombardischen* überresten *geschöpft wurde, stimmt es merkwürdig ein, was ich von heutigen it. mundarten bei* Monti *und*

Biondelli *nachsehen konnte, gewährt nichts dergleichen. lat.* bruscus, *dorn könnte in bezug stehn, da die rubeta im rubus, der grüne laubfrosch im gesträuch sitzt. unser* frosch, *das beidlebige, auf dem grase hüpfende und im kühlen wasser steckende thierchen darf uns an* frisch *anklingen und wird der* frische mann *oder* kerl *genannt* (*sp.*206), *it.* frasca, *laubast, wurde aber sp.* 68 *zu* fratz *gehalten. die ags.* frocga, *engl.* frog, *wenn sie nicht entstellt sind, liegen wieder ab, bei* Spurrel *s.* 136 *steht unter* frog *ein welsches* ffroga, *das aus dem ags. und engl. entlehnt scheint.*

nicht zu übersehn, *dasz sich die benennungen der* rana viridis *und der* rana bufo, *des munteren* frosches *und der trägen* kröte *vermengen, wie das schw.* groda, *norw.* gro *den frosch bedeutet und buchstäblich unser* kröte, *ahd.* chrota, *das nd.* padde *frosch im nl.* pad *kröte ist.* Luthers frösche *2 Mos.* 8 *sind dem alten dichter bei* Diemer *kröten.* rana *halte ich für das gr.* φρύνη *und es steht* = frana (*wie* rigere = frigere *u. s. w.*); *it.* rana, *sp.* rana, *port.* rãa, *fr.* raine *zeigen bloszes* r, *in* grenouille *bricht davor noch ein consonant,* gr *statt des alten* fr (*wie in* groda?) *aus; die Griechen unterschieden aber* βάτραχος *von* φρύνη, *wie wir den* frosch *von der* kröte. Phryne *war ein bekannter hetärenname,* Rana *könnte beiname eines Römers gewesen sein. in* βάτραχος *erweitertes* frosch, *in* frosch *verkürztes* βάτραχος *zu sehn, wäre kühn, aber die* βρ *und* fr *treffen* überein; *ihnen fern scheint das ungr.* béka, *tartar.* baka, *wotjak.* äbek, *doch im albanesischen* prekose, pretkose *regt sich* r. *die poln.* żaba, *böhm.* žaba = *frosch wird in der russ.* jaba *wiederum zur* kröte, *und der* frosch *führt den namen* ljaguschka *m., lit.* varlė *frosch,* ruppuiżė *kröte, beide weiblich, lett.* varde *und* ruppuzis. *estn. heiszt der frosch* kon, *finn.* konna *und* samm- akko. *anziehender sind unsere landschaftlichen, durchsichtigen benennungen:* hüpfer, *schweiz.* hopper, hoppschel, hoppschle, hoppsger, hoppzger (Stalder 2, 24), hoptzger (Dasypodius 204[a], Frisius 1115[a]), hüpfinsholz, grashüpfer (*ags.* gärshoppa, *cicada*); *im froschmeuseler* grünrock, abendschreier, schreihals, rülinger, quaker, *nnl. allgemein* kikvorsch, *von* kikken, *quiken, quaken. auch das welsche* llyffart *ist hüpfer. wer kann in jenem* prekose *und in* quaker *das naturmahlende aristophanische* βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ *verkennen?*

Im weiteren Teil des Artikels findet sich noch eine Reihe von Belegen aus älteren Texten; auch werden noch einige weitere Verwendungsweisen des Wortes genannt, beispielsweise die folgenden (von denen ich bisher auch keine einzige kannte und für die er sich eine lateinische Bedeutungsangabe versagt):

11) *bergmännisch* frosch *ein eisenring oder hake, sonst auch* tatze, däumling.
12) *ein armvoll* ähren, *deren einige eine garbe ausmachen.*

13) *ein verschiebbares stück des winkelhakens der schriftsetzer, wol so genannt, weil er von einer stelle an die andere rückt oder hüpft.*

Über *Frosch* im gängigen Gebrauch wird aber von den oben erwähnten Basiseigenschaften nur genannt, dass es ein Maskulinum ist und *rana* bedeutet; die damals (und noch heute) geltende Schreibweise ergibt sich von selbst dazu. Alles andere sind ältere Formen, Gegenstücke in anderen Sprachen oder verschiedenen Dialekten sowie Überlegungen dazu, wie all dies wohl zusammenhängen mag.

Das ist nicht allzuviel, verglichen etwa mit dem, was ein neueres »Wörterbuch« zu dem Wort *Frosch* zu sagen hat (man sehe etwa den Eintrag *Frosch* im *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* (www.dwds.de)) [→ *Nachschlagen*]. Man kann sich auch nur schwer vorstellen, dass dieses Stichwort jemals zu jenen im *Deutschen Wörterbuch* gezählt hat, von denen Jacob Grimm in der Vorrede zum ersten Band schreibt:

> warum sollte sich nicht der vater ein paar wörter ausheben und sie abends mit den knaben durchgehend zugleich ihre sprachgabe prüfen und die eigne anfrischen? die mutter würde gern zuhören.

Man erfährt aus dem Artikel wenig über die vielen Eigenschaften des Wortes *Frosch*. Man kommt aber dem Menschen nahe, der ihn geschaffen hat, denn er scheut sich nicht, auch seine Werturteile unbefangen kundzutun – ganz in der Tradition von Dr. Samuel Johnson, der nicht gezögert hat, in seinem berühmten englischen Wörterbuch von 1755 *patriotism* als »last resort of a rascal« zu bestimmen. Nur, wo Samuel Johnson sarkastisch ist, da ist Jacob Grimm poetisch, und seinen Artikel über den Frosch zu lesen ist mir, als würde ich ein Zauberreich betreten, dessen Poesie man sich nicht entziehen kann. Oder wie es Ludwig Tieck, Zeitgenosse und Freund der Brüder Grimm, in seinem *Kaiser Octavianus* (1804) geschrieben hat:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
die den Sinn gefangen hält,
wundervolle Märchenwelt
steig' auf in der alten Pracht!

Literatur

Grimm, Jacob und Wilhelm [1854–1961]: *Deutsches Wörterbuch*. Hg. von der Deutschen Akademie zu Berlin. 16 Bände in 32 Teilbänden. Leipzig, daraus das Lemma »Frosch«. In: Bd. 4, Sp. 250–252. Online abrufbar unter URL: http://woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=frosch (Abgerufen: 28.9.2018).

H – *Hotel, Berlin Zehlendorf*

Humboldts Projekt.
Eine »Encyclopaedie aller Sprachen«

Jürgen Trabant

Wilhelm von Humboldts erste Akademierede vor der Berliner Akademie, am 29. Juni 1820, entwirft ein Programm für die Erforschung aller Sprachen der Welt, für die Erfassung jeder Sprache in ihrer Individualität, in ihrem jeweiligen »Charakter«. Sprachgelehrsamkeit war bis dahin im Wesentlichen Hilfswissenschaft der Geschichte oder beschäftigte sich mit der Vergangenheit der Sprachen und ihren verwandtschaftlichen Beziehungen. Hier wird sie völlig neu ausgerichtet: Sprachwissenschaft – Humboldt nennt sie »das vergleichende Sprachstudium« – muss autonom sein, nicht Zweck zu irgendetwas anderem, sie hat ihren Zweck in sich selbst. Sie ist »allgemein«, das heißt: Alle Sprachen müssen untersucht werden. Und jede Sprache muss als »feingewebter Organismus« beschrieben werden, als strukturell kohärentes Individuum.

In der ersten Rede vor der Akademie geht es darum zu begründen, warum man denn ein solches Unternehmen einer »systematischen Encyclopaedie aller Sprachen« (GS VII: 598) überhaupt beginnen soll. Die zweischrittige Begründung lautet: Erstens: Die Sprache dient dem Menschen primär zur Erzeugung seines (deutlichen) Denkens. Sie dient nicht vorrangig zur Mitteilung des schon Gedachten, sondern das Denken geschieht erst vermittels der Sprache. Zweitens: Dieses Denken erzeugt sich in den verschiedenen Sprachen verschieden, das heißt die Sprachen der Menschheit sind nicht nur verschiedene Laute oder Zeichen, wie man in Europa seit Aristoteles dachte, sondern sie sind das Denken der Menschheit in seiner Vielfalt. Sie sind, wie Humboldt

hier zum ersten Mal sagt, »Weltansichten«. Und deswegen muss man sie erforschen: »Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten« (GS IV: 27). Diese beiden Gedanken – Sprache ist Denken und die Sprachen diversifizieren dieses Denken – sind der Kern seiner Philosophie der Sprache und die Begründung einer – modern gesagt – kognitiven deskriptiven Linguistik, einer Linguistik als Wissenschaft vom menschlichen Geist.

Empirische Sprachwissenschaft und Philosophie sind bei Humboldt aufs Engste miteinander verknüpft, ja diese Verbindung ist die Besonderheit des Humboldt'schen Sprachdenkens. Dabei ist es die konkrete Erfahrung sprachlicher Verschiedenheit, die Begegnung mit sprachlicher Alterität, welche die Sprache ins Zentrum der anthropologischen Erkundungen Humboldts rückt. Humboldt, der seit seiner Jugend durch griechische Sprache und Dichtung geprägt ist, begegnet dem Baskischen in Paris und auf einer Forschungsreise ins Baskenland. Dieser historisch und strukturell radikal von den indoeuropäischen Sprachen abweichenden Sprache gelten seine ersten sprachwissenschaftlichen Analysen. Er plant mit der Darstellung des Baskischen gleichzeitig auch eine Charakteristik des Griechischen, widmet sich dann aber jahrelang den amerikanischen Sprachen. In Rom hat er Zugang zu den linguistischen Materialien des Jesuitenpaters Lorenzo Hervás. Bruder Alexander bringt Grammatiken und Wörterbücher aus Amerika mit, über die Wilhelm eine Abhandlung für das große Reisewerk Alexanders schreiben soll. Seine politische Mission lässt ihm keine Zeit zur Vollendung dieses Werks, aber er schreibt 1812 einen hoch bedeutsamen »Essai sur les langues du Nouveau Continent«, in dem er den Plan einer »kompletten Enzyklopädie« aller Sprachen skizziert. Nach seinem Abschied von der Politik 1820 kehrt Humboldt zu den Sprachstudien zurück und nimmt seine amerikanischen Studien wieder auf. Er widmet sich dann aber auch den in Europa damals diskutierten Sprachen und den mit diesen verbundenen Sprachthemen, das heißt dem Chinesischen (und der Frage von Flexion und Flexionslosigkeit), den ägyptischen Hieroglyphen (und

dem Problem von Schrift und Sprache) und vor allem dem Sanskrit (und der indischen Religion und Philosophie). Vom Sanskrit gelangt Humboldt schließlich zu den austronesischen Sprachen, den »Sprachen der Südsee«, denen sein unvollendetes Hauptwerk, *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, gewidmet ist. In zahlreichen Reden vor der Berliner Akademie berichtet Humboldt von 1820 bis 1831 über verschiedene Aspekte seiner Sprachstudien. Die Einleitung zum Kawi-Werk, die unter dem Titel *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts* posthum 1836 erscheint, enthält die Summe seiner sprachphilosophischen Einsichten.

In kritischer Fortführung der kantischen Philosophie des Geistes erkennt Humboldt, dass die Aktivität der Einbildungskraft wesentlich *sprachliche* Synthese ist. Der menschliche Gedanke entsteht als Sprache, oder – in den berühmten Formulierungen seines Hauptwerkes: »Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken« (GS VII: 53), und sie ist »die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen« (GS VII: 46). Diese »Arbeit des Geistes« beschreibt Humboldt als eine Synthese von Sinnlichkeit und Verstand, in der das Wort als unauflösliche Einheit von Wort und Bedeutung entsteht. Dieses muss nicht nur vom Ich selbst wahrgenommen werden, sondern auch vom Du verarbeitet und erneut wiedergeschaffen werden, so dass »das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt« (GS VII: 56). Humboldt nennt letzteres den »unabänderlichen Dualismus« der Sprache (GS VI: 26). Das Denken, welches die Sprache ist, ist eine *gemeinsame* »Arbeit des Geistes« von Ich und Du. Die Bildung des Gedankens in der Sprache ist notwendigerweise auch Bildung des Gedankens in einer *bestimmten* Sprache bzw. Erzeugung je verschiedenen Denkens in den verschiedenen Sprachen der Menschheit. Deswegen sind die Sprachen verschiedene »Weltansichten«.

Die Vorträge, die Wilhelm von Humboldt an der Berliner Akademie ab 1820 hielt, vor allem aber die *Kawi-Einleitung* begründen das »vergleichende Sprachstudium« als *anthro-*

pologisch-vergleichende Linguistik, die auf die strukturelle und synchrone Deskription und Vergleichung der Sprachen der Welt abzielt und nicht wie die *historisch*-vergleichende Linguistik eines Franz Bopp oder eines Jacob Grimm auf die diachrone Entwicklung der Sprachen einer Sprachfamilie. Zwar war die historische Sprachwissenschaft fast bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts das herrschende Paradigma der Sprachwissenschaft, das Humboldt'sche – anthropologische – Paradigma war aber das modernere, das erst im 20. Jahrhundert in der deskriptiven Sprachwissenschaft erblühte.

Die philosophische Legitimation für die deskriptive Sprachwissenschaft ist die Einsicht in die fundamentale Sprachlichkeit des menschlichen Denkens, in die unleugbare Präsenz verschiedener Semantiken im Denken und in die damit verbundene poetische Kostbarkeit der Sprachen der Menschheit als bedeutender Schöpfungen des menschlichen Geistes [→ *Existenzfragen*]. Sprachwissenschaft hat eine große Aufgabe: »Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist also die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit« (GS VII: 602 f.).

Schon in dieser frühen Formulierung aus dem Jahr 1801/02 ist klar, dass das »Studium« der Sprachen (Humboldt vermeidet ausdrücklich den Terminus »Wissenschaft«) umfassend und universal sein muss, dass es alle »Sprachen des Erdbodens« erfassen soll. Es ist eine Alternative zu den beiden anderen universalen Projekten der Sprachforschung seiner Zeit: Humboldt möchte einerseits die »Allgemeine Grammatik« reformieren, die seit der *Grammaire* von Port-Royal von Philosophen entwickelt wird, und er möchte andererseits die bisher unternommenen Versuche einer empirischen Erfassung aller Sprachen der Menschheit, wie etwa den *Mithridates* von Johann Christoph Adelung und Johann Severin Vater (1806–1817), ersetzen. Die Allgemeine Grammatik ist zu allgemein, die Sprachenzyklopädien sind zu unsystematisch. Daher schlägt er 1820 zwei Arten von Sprachuntersuchungen vor: Erstens sind alle Sprachen »in ihrem inneren Zusammenhange« systematisch in »Mono-

graphien der ganzen Sprachen« zu erfassen (GS IV: 10/11). Diese strukturellen Beschreibungen zusammengenommen wären dann ein neuer, systematischer *Mithridates*. Zweitens schlägt Humboldt vor, »einzelne Theile des Sprachbaues, z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch« (IV: 11) zu untersuchen, also die viel zu allgemeinen Kategorien der philosophischen Grammatik mit konkreter linguistischer Information zu füllen. Dem letzteren Anliegen dient zum Beispiel seine Untersuchung des Dualis quer durch die Sprachen der Welt.

Humboldt wird sich in seiner linguistischen Arbeit aber vor allem mit der ersten Aufgabe abmühen, also mit dem Versuch, Einzelsprachen in ihrem »inneren Zusammenhange« zu erfassen. Diesem Ziel diente seine Arbeit an den amerikanischen Sprachen. Und dies war ein schweres Unternehmen: Humboldt verfügte ja noch nicht über moderne Instrumente einer strukturellen Sprachbeschreibung, die eigentlich erst durch die Erfindung des Phonographen möglich geworden ist. Er besaß nur die Sprachmaterialien der Missionare. Diese haben die amerikanischen Sprachen in Grammatiken gemäß den Kategorien des Lateinischen oder Spanischen gepresst (was hätten sie sonst auch tun sollen? andere Beschreibungsmethoden standen nicht zur Verfügung), ihnen also Formen gegeben, die ihrer tatsächlichen eigenen Struktur überhaupt nicht entsprachen. So versucht Humboldt, dieses fremde Kleid aufzubrechen, um darunter die wahre Gestalt dieser Sprachen zu entdecken. Humboldt hat dies für dreiundzwanzig amerikanische Sprachen in Angriff genommen. Diese Bemühungen sind jetzt in den sechs Bänden der amerikanischen Abteilung der *Schriften zur Sprachwissenschaft*, herausgegeben von Manfred Ringmacher und Ute Tintemann, dokumentiert, die an der Berliner Akademie realisiert wurden. Die einzige Sprache, bei der es Humboldt einigermaßen gelungen ist, sie »in ihrem inneren Zusammenhange« in einer Grammatik komplett zu beschreiben, ist das Nahuatl, in der von Manfred Ringmacher herausgegebenen *Mexicanischen Grammatik*.

Humboldt hat lange an den amerikanischen Sprachen gearbeitet, bis er sich den austronesischen Sprachen zuwandte. Er hat das amerikanische Projekt wahrscheinlich auch deswegen fallengelassen, weil er nicht zum »Schlussstein« seines vergleichenden Sprachstudiums vorgedrungen ist. Die Beschreibung der Sprachstruktur war nämlich für Humboldt noch nicht das Endziel des Sprachstudiums. Die Deskription des »Baus« einer Sprache war eine notwendige Vorstufe zu dem, was Humboldt eigentlich erfassen wollte: den »Charakter« einer Sprache. Die grammatischen und lexikalischen Formen einer Sprache sind für Humboldt nur die Instrumente, welche die sprechenden Menschen dann in der Rede gebrauchen. Erst im Gebrauch der Sprache entfalten sich deren Möglichkeiten, erst in der Rede zeigt sich, was eine Sprache wirklich kann, hier formt sie ihren Charakter, ihre ausgebildete Individualität. Humboldt hatte aber keine authentischen Texte von den amerikanischen Sprachen, so dass er sich kein Bild von dem machen konnte, wozu diese Sprachen eigentlich fähig sind. Ihr »Charakter« musste ihm verborgen bleiben.

Diese wesentliche Orientierung auf die Rede – für Humboldt vor allem die Entfaltung der Sprache in der Literatur – macht aber das wahre Zentrum Humboldt'scher Sprachforschung aus. Die »Arbeit des Geistes« ist für Humboldt nämlich tatsächlich »Arbeit«, das heißt Tätigkeit. Der berühmteste Satz aus der *Kawi-Einleitung* heißt ja: »Sie selbst [die Sprache] ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energeia*)« (GS VII: 46). Als Tätigkeit, als »jedesmaliges Sprechen«, als »beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes« erscheint die Sprache in der Welt. Deswegen muss man sich die Rede in allen Untersuchungen »immer als das Wahre und Erste« denken (ebd.). Deswegen läuft auch die *Kawi-Einleitung* auf das Kapitel über den Charakter der Sprachen als ihren Höhe- und Endpunkt hinaus. Der Charakter ist nämlich »gleichsam der Geist, welcher sich in der Sprache einheimisch macht« (GS VII: 172). Humboldt ist sicher einer der Väter der strukturellen deskriptiven Sprachwissenschaft. Als solcher ist er auch von deren Begründern, zum Beispiel

von Leonard Bloomfield oder Louis Hjelmslev, rezipiert worden. Strukturelle Sprachwissenschaft ist aber wesentlich Linguistik der *langue* (Ferdinand de Saussure) geblieben, also des abstrakten Systems einer Sprache aus Zeichen und Regeln. Humboldts Orientierung an der Rede ist immer noch eine Forderung an eine Sprachwissenschaft der Zukunft, eine Aufforderung zu einer echt Humboldt'schen Linguistik der *parole*, des tatsächlich in konkreten Situationen gesprochenen Worts.

Literatur

Humboldt, Wilhelm von [1820]: »Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung«. In: *Gesammelte Schriften.* Hg. v. Albert Leitzmann u. a. Berlin 1903–1936. Bd. 4. S. 1–34 (GS IV).

— [1827]: »Über den Dualis«. In: *Gesammelte Schriften.* Hg. v. Albert Leitzmann u. a. Berlin 1903–1936. Bd. 6. S. 4–30 (GS VI).

— [1836]: *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java*. In: *Gesammelte Schriften.* Hg. v. Albert Leitzmann u. a. Berlin 1903–1936. Bd. 7. Teilband 1 (GS VII).

— (1994–2016): *Schriften zur Sprachwissenschaft.* Abt. III: *Amerikanische Sprachen.* 6 Bde. Hg. v. Manfred Ringmacher u. Ute Tintemann. Paderborn: Schöningh.

— (1994): *Mexicanische Grammatik.* Hg. v. Manfred Ringmacher. Paderborn: Schöningh.

I – *Stiller, Berlin Charlottenburg*

Inter-*nett?*
Extreme Meinungen im Netz erkennen und filtern

Melanie Siegel

Die sozialen Netzwerke werden in der letzten Zeit überflutet von »Meinungsäußerungen«, die schwere Beleidigungen, Verleumdungen und Diskriminierungen enthalten. Zum Teil werden sie automatisiert geteilt und verbreitet, um den Anschein zu erwecken, hier handele es sich um »Volkes Stimme«.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler suchen nun nach Verfahren, um diese automatisch zu erkennen und dann auch Filterungsmöglichkeiten anzubieten. In einem Programmierwettbewerb – einer sogenannten »Shared Task« – der Interest Group on German Sentiment Analysis wurden im September 2018 Methoden dafür getestet.

Um solche Methoden überhaupt entwickeln zu können, muss man zunächst ein sogenanntes annotiertes Textkorpus aufbauen – also extreme Meinungsäußerungen erst einmal sammeln. Die Plattform Twitter eignet sich besonders gut, um solche Texte zusammenzustellen, weil sie einen automatisierten Zugriff erlaubt. Es gibt schon bei der Sammlung verschiedene Möglichkeiten: Man kann eine Reihe von Stichwörtern aufstellen, die vermutlich in extremen Meinungsäußerungen stehen, beispielsweise »kriminell«, und Tweets suchen, die sie enthalten. Man kann auch gezielt nach Hashtags suchen, die auf extreme Meinungsäußerungen hindeuten, wie etwa »#rapefugees«. Eine andere Möglichkeit besteht darin, Accounts zu identifizieren, die besonders häufig extreme Meinungsäußerungen posten, und die Tweets von diesen Accounts zu sammeln. Dabei besteht aber immer die Gefahr, dass man Themenbereiche übersieht. Eine genaue Beobach-

tung der Diskussionen auf Twitter ist daher unumgänglich, bevor eine größere Sammlung beginnt.

Um herauszufinden, welche Eigenschaften Tweets mit extremen Meinungsäußerungen von anderen Tweets unterscheiden, und um das Material für automatische Lernverfahren zu vervollständigen, muss man im zweiten Schritt Tweets sammeln, die mit den extremen Meinungsäußerungen vergleichbar sind, aber keine Beleidigungen, Verleumdungen und Diskriminierungen enthalten. Hier ist es sinnvoll, Tweets aus denselben Themenbereichen zu sammeln, denn sonst würde im Ergebnis alles, was beispielsweise zum Thema »Flüchtlinge« (zu dem es besonders viele extreme Meinungsäußerungen auf Twitter gibt) gepostet wird, als extreme Meinungsäußerung markiert. Eine Möglichkeit ist es, aus den Accounts, die häufig extreme Meinungsäußerungen posten, auch jene anderen Meinungsäußerungen zu nehmen, um eine gute Vergleichbarkeit herzustellen. Insgesamt müssen dabei aber so viele unterschiedliche Twitter-Accounts betrachtet werden wie möglich.

Die gesammelten Tweets müssen anschließend klassifiziert werden. Es stellt sich schnell heraus, dass schon bei der Unterscheidung in extreme (Klasse OFFENSIVE) und andere Tweets (Klasse OTHER) mehrere Personen denselben Text unterschiedlich beurteilen. Es wird deshalb zunächst ein Teil des Datensatzes von mehreren Testpersonen annotiert, also als extrem oder nicht extrem bewertet, dann wird die Übereinstimmung zwischen ihnen (das »Inter-Annotator-Agreement«) gemessen. Im ersten Durchgang gibt es typischerweise nicht genügend Übereinstimmung bei der Einschätzung der Tweets. Daher werden strittige Beispiele diskutiert und daraus eine Annotationsrichtlinie abgeleitet. Danach werden weitere Beispiele annotiert, es wird die Übereinstimmung gemessen, weiter diskutiert und so weiter, bis eine gute Übereinstimmungsquote erreicht ist. Noch etwas komplexer wird es, wenn man die Tweets der Klasse OFFENSIVE weiter aufteilen möchte, in unserem Fall in INSULT (Beleidigungen), ABUSE (Diskriminierungen) und PROFANITY (Beschimpfungen).

Die so gewonnenen Daten teilt man in eine Trainings- und eine etwas kleinere Testmenge auf. Die Testmenge legt man zunächst beiseite und die Forschergruppen beschäftigen sich mit der Trainingsmenge.

Zunächst geht es darum, die Werkzeuge der Sprachverarbeitung an die Sprache in den Tweets anzupassen. Sie sind nämlich meistens für Sprache in Zeitungstexten entwickelt worden und passen nicht zur Groß- und Kleinschreibung, zur Wortwahl oder zur Zeichensetzung in Tweets.

Im nächsten Schritt muss man Wörterlisten aufstellen, die über die Stichwörter hinausgehen, die bei der Suche nach Tweets verwendet wurden. Es gibt im Internet Listen beispielsweise von beleidigenden Ausdrücken oder von Schimpfwörtern, mit denen man hier arbeiten kann. Es ist aber notwendig zu prüfen, ob diese Listen auch für die Daten passend sind, mit denen man arbeiten möchte, also ob die Hasswörter in den Daten auch in den Listen vorkommen und umgekehrt, ob die Listen nicht zu viel enthalten. Daher gehen viele Forschungsgruppen so vor, dass sie zunächst Hasswörter aus den Trainingsdaten extrahieren. Man kann zum Beispiel alle Wörter, die in als OFFENSIVE markierten Tweets vorkommen, mit den Wörtern, die in als OTHER markierten Tweets vorkommen, vergleichen und die extremen Wörter in eine Liste aufnehmen. Der Vorteil davon ist, dass das Ergebnis gut an die Trainingsdaten angepasst ist. Der Nachteil ist, dass auch ganz unproblematische Wörter in die Liste gelangen können, die eben zufälligerweise nur in den offensiven Tweets vorkommen. Für ein gutes Ergebnis braucht man daher sehr viele annotierte Daten. Wenn man sich von der Idee der Wörter als fundamentaler Einheit der Analyse löst, dann kann man auch mit Bi- oder Trigrammen arbeiten. Das können einerseits Ketten von zwei oder drei Wörtern sein, andererseits aber auch einfach Ketten von Buchstaben und Zeichen. Nehmen wir folgendes Beispiel aus den Trainingsdaten der schon genannten GermEval Shared Task 2018:

»Naja, dein Name sagt schon alles! Dumm und dümmer!!!«

Die Bigramme (Wortebene und Satzzeichen) sind:

{(Naja, ,), (, , dein), (dein, Name), (Name, sagt), (sagt, schon), (schon, alles), (alles, !), (!, Dumm), (Dumm, und), (und, dümmer), (dümmer, !), (!, !), (!, !)}

Die Trigramme sind:

{(Naja, , , dein), (, , dein, Name), (dein, Name, sagt), (Name, sagt, schon), (sagt, schon, alles), (schon, alles, !), (alles, !, Dumm), (!, Dumm, und), (Dumm, und, dümmer), (und, dümmer, !), (dümmer, !, !), (!, !, !)}

Auf Zeichenebene (Trigramm):

{›Naj‹, ›aja‹, ›ja,‹, ›a, ‹, ›, d‹, › de‹, ›dei‹, ›ein‹, ›in ‹, ›n N‹, › Na‹, ›Nam‹, ›ame‹, ›me ‹, ›e s‹, › sa‹, ›sag‹, ›agt‹, ›gt ‹, ›t s‹, › sc‹, ›sch‹, ›cho‹, ›hon‹, ›on ‹, ›n a‹, › al‹, ›all‹, ›lle‹, ›les‹, ›es!‹, ›s! ‹, ›! D‹, › Du‹, ›Dum‹, ›umm‹, ›mm ‹, ›m u‹, › un‹, ›und‹, ›nd ‹, ›d d‹, › dü‹, ›düm‹, ›ümm‹, ›mme‹, ›mer‹, ›er!‹, ›r!!‹, ›!!!‹}

Bei N-Grammen auf Zeichenebene löst man sich komplett von der Idee, dass das Wort die fundamentale Einheit ist, mit der Bedeutung transportiert wird. Experimente haben gezeigt, dass dennoch Systeme zur Klassifikation von Texten damit sehr gute Ergebnisse erzielen können, vor allem wenn wie bei Twitter viele Schreibfehler und Schreibvarianten, aber auch ungewöhnliche Wörter verwendet werden.

Eine andere Möglichkeit ist die Suche nach sogenannten »Word-Embeddings« in nicht annotierten (und daher in großen Mengen verfügbaren) Twitter-Daten. Die Idee dabei ist, dass semantisch ähnliche Wörter in ähnlichen Kontexten stehen. Nehmen wir beispielsweise das Wort »scheiss« (die wenigsten auf Twitter Schreibenden benutzen ein ß). Zunächst wird eine Liste von Wörtern generiert, die zusammen mit diesem Wort auftreten. Wir suchen dann (automatisiert) nach Wörtern, die zusammen mit ähnlichen Wörtern auftreten wie die in unserer Liste, und hoffen dann, dass diese eine ähnliche Semantik haben – die in diesem Beispielfall wohl kaum recht freundlich sein dürfte.

Neben dem Abgleich mit Wortlisten wird häufig ein Werkzeug zur Sentiment-Analyse – also zur Klassifikation von

Meinungsäußerungen als positiv, negativ oder neutral – verwendet. Diese Werkzeuge werden normalerweise eingesetzt, um Produktbewertungen in Verbraucherportalen automatisch zu klassifizieren. Damit erkennt man beispielsweise schnell, ob ein neues Produkt bei den Verbrauchern Anklang findet oder ob es eher kritisch beurteilt wird.

In unserem Kontext suchen wir bis auf wenige Ausnahmen nur nach extrem negativen, nicht nach positiven Äußerungen. Daher ist die Ausgabe der Sentiment-Analyse ein Baustein unter mehreren in der Erkennung extremer Meinungsäußerungen. Die Programme dazu müssen aber auf Twitter-Texte angepasst werden, denn sie sind ja für Produktbewertungen optimiert. Auch hier werden die Wörterbücher wieder angepasst. Da die Trainingsdaten nicht nach ihrem Sentiment annotiert sind, ist es sinnvoll, andere mit Sentiment annotierte Twitter-Daten hinzuzuziehen, um die Qualität der Analyse bewerten zu können.

Mit dem Abgleich eines Tweets mit den erstellten Wörterbüchern sowie mit der Sentiment-Analyse bekommt man Ergebniswerte zu dessen Beurteilung. Wie wird nun die Entscheidung getroffen, ob dieser Tweet eine extreme Meinungsäußerung ist und herausgefiltert werden sollte? Man kann einerseits so vorgehen, dass man mit den Trainingsdaten experimentiert und Schwellwerte herausfindet. Das kann zum Beispiel darauf hinauslaufen, dass Tweets mit einem stark positiven Sentiment nicht als extreme Meinungsäußerungen klassifiziert werden oder dass nur Tweets mit mindestens zwei Übereinstimmungen mit den Wörterbüchern als extrem angesehen werden. Andererseits kann man ein System zum maschinellen Lernen mit diesen Werten für die Trainingsdaten »füttern« und die Schwellwerte automatisch generieren lassen.

Die Testdaten kommen ganz zum Schluss zum Einsatz, um das bisher entwickelte System der automatischen Klassifizierung zu überprüfen. Dies geschieht, indem man die Daten mit dem entwickelten System klassifizieren lässt und das Ergebnis mit der eingangs erstellten Annotation durch

die Testpersonen vergleicht. So kann man sehen, wie präzise der Algorithmus funktioniert.

Die automatische Klassifizierung kann aber letztlich nur Anhaltspunkte geben – die Entscheidung, ob ein Tweet oder eine Äußerung auf einer anderen Plattform aus dem Netz genommen wird, muss ein Mensch treffen. Ein Vergleich mit den Spamfiltern für unsere E-Mails ist hier hilfreich: Es kann immer noch passieren (wenn auch inzwischen selten), dass Nachrichten herausgefiltert werden, die kein Spam sind. Andererseits landen immer wieder auch unerwünschte Werbemails in unserem Postfach.

Um die Trefferquote der automatischen Erkennung zu verbessern, müssen möglichst viele Daten möglichst präzise annotiert werden, so dass die Systeme damit weiterentwickelt werden. Da sind wir bei der deutschen Sprache noch ganz am Anfang. Der Weg zu einem »netten« Internet ist dementsprechend lang und es bleibt wohl eine fromme Hoffnung, dass nicht nur automatisierte Filter auf Dauer für einen guten Umgangston sorgen müssen, sondern auch das umsichtige Verhalten der Internetnutzer selbst.

J – *Monbijou-Apotheke, Berlin Mitte*

Jugendsprache.
Forever young!

Nils Bahlo

Als der Autor dieses Textes eines Tages Mitte der achtziger Jahre nach dem Unterricht aus der Grundschule heimkehrte und seiner Mutter stolz berichtete, dass es ausnahmsweise mal »geil« gewesen sei, erhielt er einen »Katzenkopf«. »So schmutzige Wörter nimmst du in meiner Gegenwart nicht in den Mund«, raunzte sie ihm zu. Die Fronten waren geklärt: Sprachpflegerin versus Jugendlicher. Das Thema wurde nicht weiter elaboriert.

Etwa dreißig Jahre später besuchten dieselben Menschen die Großmutter des Verfassers im Seniorenheim. Als diese sagte, dass das Essen heute »geil« gewesen sei, forderte der viele Jahre zuvor Gerügte scherzhaft die Sanktionierung der Oma durch die züchtigende Mutter ein. Glücklicherweise erntete er Unverständnis, da die Semantik des Wortes »geil« seine sexuelle Konnotation in den vergangenen Dekaden weitestgehend eingebüßt hatte und es in die allgemeine Umgangssprache übernommen worden war. Die Großmutter wurde nicht verdroschen.

Sprache und Sprachgebrauch, ihre Formen, Inhalte und Funktionen verändern sich im Laufe der Zeit. Diese schleichende Metamorphose ist Zeichen jeder aktiven Sprachgemeinschaft. Nicht unwesentlich tragen dazu Jugendliche bei. Die Anthropologin Penelope Eckert schreibt in diesem Zusammenhang: »Adolescents are the linguistic movers and shakers [...]« (Eckert 1997: 52) und fährt sinngemäß fort: Die Jugendlichen spielen mit dem sprachlichen System, beleben und wandeln es. Besonders stark ist davon das Lexikon, also der Wortschatz, betroffen. Nun bemisst sich der Reichtum

einer Sprache nicht allein an der Einhaltung ihrer Regeln, sondern eben auch an der Ausdrucksstärke und Anzahl ihrer Wörter (vgl. Klein 2017). Dennoch ist es nicht verwunderlich, dass viel darüber gestritten wird, ob die Sprache der Jugend eine Bereicherung oder eher eine Verarmung des sprachlichen Bestands darstellt.

Die Meinung, dass junge Leute den Sprach- und Sittenverfall befördern, hat Tradition. Nicht hundertprozentig belegte Quellen sprechen vom »nahenden Ende der Welt« (Keilschrifttexte, entstanden angeblich 4000 Jahre v. Chr.), das durch Jugendliche eingeleitet werde, und Sokrates werden Worte in den Mund gelegt, die analog dazu den moralischen und sprachlichen Verfall anprangern. In jüngerer Zeit – und damit besser belegt – kommen die Jugend und ihr Sprachgebrauch nicht besser davon, etwa wenn der bekannte Lexikograf Heinz Küpper Anfang der sechziger Jahre in seinem Wörterbuch der Umgangssprache Jugendsprache als »Jargon« bezeichnet und Wörter desselben als »halbwüchsigensprachlich« wertet. Das negative Bild wird noch verstärkt, wenn Schönfeld in den achtziger Jahren Jugend- und Knastsprache in Zusammenhang bringt (vgl. Schlobinski 2002: 16).

Diese teils despektierlichen Auslassungen, die die Jugend und ihre Sprachen oftmals auch noch fälschlicherweise als homogene Phänomene abzuhandeln versuchen, nähren eine Fiktion vom jugendlichen Wortschatz, die mit der Realität wenig zu tun hat. Die Fiktion wird noch verstärkt, wenn künstlich von Erwachsenen geschaffene juventulektal anmutende Stile mit realer Jugendsprache identifiziert werden. Kolportiert wird beispielsweise eine »*Vong*-Sprache«, in der der vermeintlich fehlerhafte Sprachgebrauch der Jugend überspitzt und ironisiert auf allen Ebenen des sprachlichen Systems aufgegriffen ist: Kennzeichen dieser stilisierten Sprech- und Schreibweise ist insbesondere die nachgestellte Präpositionalphrase »vong … her« als adverbiale Bestimmung – die Schreibung »vong« statt »von« zielt auf die als falsch wahrgenommene Aussprache der Jugendlichen. – Hinzu kommen möglichst viele Anglizismen und Rebusschreibungen wie beispielsweise in »Was ist das für 1 life?«, wobei hier die Ziffer

»1« als Lautzeichen für »ein« verwendet wird. Mit der Wirklichkeit haben solche Überzeichnungen sehr wenig zu tun. »*Vong*-Sprache« wird nicht dauerhaft gesprochen. Bestenfalls wird sie humoresk in schriftlichen Kommunikationsformen des Internets oder zitatweise in der Alltagskommunikation junger und junggebliebener Menschen eingesetzt.

Um das Bild der deutschen Jugendsprachen zurechtzurücken und die Fiktion mit der Wirklichkeit zu konfrontieren, lohnt ein Blick zurück in die vergangenen Jahrhunderte und Jahrzehnte der jugendsprachlichen Lexikografie.

Studentensprachen

Zu den ersten jugendspezifischen Sprachformen, die im Laufe der deutschen Sprachgeschichte in den Fokus der Sprachreflexion gerieten, können diejenigen der Studenten des 18. und 19. Jahrhunderts gerechnet werden. Während Kinder als kleine Erwachsene galten – und deshalb zumindest aus Sicht der Jugendsprachforschung nicht wahrgenommen wurden –, konnten sich Studierende in der Gruppe Gleichaltriger auch sprachlich weitestgehend frei entfalten. Aus diesem Grund liegen zum Wortschatz der Studentenschaft eine ganze Reihe ausführlicher Studien vor, die teilweise noch aus der jeweiligen Zeit stammen und die Jugendsprachforschung begründen. So setzt Robert Salmasius mit seinem im Jahr 1749 erschienenen *Kompendiösen Handlexikon der unter den Herren Purschen auf Universitäten gebräuchlichsten Kunstwörter* den Anfang sprachreflektorisch-lexikografischer Tätigkeit in Bezug auf die damalige Studentensprache. Weitere Wörterbücher folgen wie beispielsweise das 1795 herausgebrachte *Idiotikon der Burschensprache* von Christian Friedrich Bernhard Augustin. Während es sich bei diesen studentischen Wörterbüchern eher um listenförmige Sprachanweisungen für neue Studenten handelt, gehen Kluges *Deutsche Studentensprache* (1895) und Götzes etwas später erschienenes gleichnamiges Werk (1928) wesentlich intensiver auf die Herkunft der Wörter ein. Sie machen deutlich, dass die Sprache der Studenten unter anderem durch Gräzismen

und Latinismen – also Entlehnungen aus den Sprachen, die bzw. in denen sie studierten – geprägt war, daneben auch durch diejenigen Sprachen, in denen einerseits die »gehobene« Konversation und andererseits das Fluchen gepflegt wurden: das Französische und das sogenannte Rotwelsche, ein Soziolekt verschiedener Gruppen, unter anderem des fahrenden Volks. All dies waren ganz offensichtlich Modeerscheinungen, wie wir sie auch in späteren Jugendsprachen mit anderen Gebersprachen finden. Erwähnenswert scheint zu sein, dass damals wie heute durch Lehnwörter das grammatische System der deutschen Sprache niemals verändert wurde. Die Wörter wurden entweder vollentlehnt oder in das deutsche Flexionssystem überführt.

Wenn wir hier nun analog zu »*der* Jugendsprache« von »*der* Studentensprache« schreiben, dann ist das terminologisch mindestens ebenso falsch. Schon früh erkannten die Lexikologen, dass es sich bei den Studierenden nicht um eine homogene Gruppe handelte, welche einen homogenen Wortschatz besitzt. An einem Pol befanden sich die sogenannten *Renommisten*, die einen ausgesprochen »freiheitlich-burschikosen« Lebensstil pflegten, sich rauften, der Sauferei frönten und deren Stil sich auch in ihrer Kleidung und Miene ausdrückte. Am anderen Pol können die sogenannten *Crassen* identifiziert werden, die zwar fleißig, aber doch zugleich unbeholfen waren und von den anderen Studenten kaum Anerkennung bekamen. Eine Zwischenposition nahmen die *Petits Maîtres* ein, die sich durch ihr höflich-förmliches Benehmen, ihre Studienbeflissenheit und artige »Herausgeputztheit« hervortaten. Gerade durch die Renommisten wurde das Benehmen der *Petits Maîtres* gerne als »schofele petimäterei«, als ein schlechtes, gruppentypisches Verhalten verspottet (Laukhard 1792, zitiert aus Neuland 2008: 95). Die Besonderheiten der studentischen Lebensstile äußerten sich auch sprachlich, und zwar insbesondere bei den freiheitlich-burschikosen Studenten. Denn gerade ihnen war es wichtig, ihren Lebensstil sicht- und hörbar zu artikulieren und sich von anderen abzugrenzen, was sich beispielsweise in der Verwendung vielfach abwertender Begriffe für jene ande-

ren zeigt. So werden nichtstudentische Bürger als *Philister* bezeichnet, nichtstudentische Jugendliche als *Gnoten* oder nichtburschikose Studenten als *Mucker*, *Klösse* oder *Finken*. Allgemeine Merkmale des studentischen Wortschatzes sind sein großer Umfang und auch gerade jene oftmals stark von der Standardkonvention abweichenden sozialen Wertungsbegriffe. Positiv wertend sind beispielsweise Adjektive wie *famos*, *flott*, *humorig*, *forsch*, negativ wertend unter anderem *ledern*, *nass*, *traurig*, *trist*. Als verstärkende Adjektive in adverbialer Funktion können Ausdrücke dienen wie *klobig*, *ochsig*, *unbändig* oder *viehisch*. Innerhalb der burschikosen Studentenszene besteht also ein traditionsreiches und verfestigtes Inventar des Wortgebrauchs, mit dem sie sich als Gruppe nach innen identifiziert und nach außen absetzt.

Jugendsprache im Nationalsozialismus

Studien zur Jugendsprache im Nationalsozialismus sind rar. Dies ist nicht verwunderlich, gehörte doch die Idee von der Einheit der Nation, zu der ja auch alle Jugendlichen zählten, zur Ideologie der Nationalsozialisten. Ein Abweichen vom vorgegebenen Standard war unerwünscht und somit auch nicht zu erforschen. Dennoch existieren wenige Quellen, die uns über den Sprachgebrauch Jugendlicher in der Zeit von 1933 bis 1945 informieren und die deutliche Parallelen zu vorhergehenden und späteren Jugendstilen aufweisen. Als hervorstechendes Merkmal der Jugendsprache wird das Vorkommen von Übertreibungen angeführt, die sich beispielsweise in der Verwendung von Humor und Spott oder durch den Gebrauch von Metaphern, Schimpfwörtern, Spitznamen oder Abkürzungen manifestieren. Humor und Spott finden ihren Ausdruck in Wörtern und Phrasen wie: *Brüllaffe* (Lautsprecher), *Wasserstoffhexe* (blonde Frau), *Qualmtopp* (Ofen) oder *Löffelt immer rin, im Magen ist's dunkel!* (wenn das Essen nicht schmeckt). Besonders prominent sticht die Tendenz zum Gebrauch von Tiermetaphern in der Anrede gegenüber Untergeordneten innerhalb der Hitlerjugend hervor. Unkonkretes Reden wird als *Sülzen* bezeichnet und

Personen, die mit der Verwaltung zu tun haben, erhalten Titel wie *Geldknechte*, *Schieber* oder *Tintenkulis*. Ein weiterer Aspekt, der die Kritik der Sprachpfleger hervorruft, sind Abkürzungen (»Aküsprache«): »Die verbreitete modische Sucht, verständliche Wörter zu verstümmeln und die sogenannte Aküsprache um zweifelhafte Neuschöpfungen zu bereichern, hat leider auch nicht vor der Hitlerjugend haltgemacht« (Manthei 1941: 189). Als Beispiele für Abkürzungen im Kontext der Hitlerjugend nennt Manthei unter anderem *Baf* (Bannführer), *Justaf* (Jungstammführer), *Schaf* (Scharführer), *Hauptschaf* (Hauptscharführer). Von heute aus lässt sich der kritische Kommentar auch als Hinweis lesen, wie stark die sprachliche Kreativität bei Jugendlichen – selbst unter totalitären Bedingungen – ausgebildet ist.

Jugendsprache in der DDR

Das Wenige, das wir über Jugendsprachen in der DDR wissen, stammt oftmals aus Arbeiten von Wissenschaftlern der Nachbarländer. Eine der ersten Studien zur DDR-Jugendsprache hat die sowjetische Linguistin Rozen 1975 veröffentlicht. Sie kontrastiert die Jugendsprache in der DDR mit derjenigen in der BRD und sieht die unterschiedlichen gesellschaftlich-wirtschaftlichen politischen Systeme, in denen die Jugendlichen aufwachsen, als wichtige Bedingungsfaktoren für die Verschiedenartigkeit ihrer jeweiligen Sprachen an. Als ein wesentliches Merkmal der DDR-Jugendsprache führt Rozen die große Anzahl an Neologismen an, die ihrer These zufolge von der Einbindung der Jugend in die sozialistischen Massenorganisationen herrühren. Genannt werden weitere strukturelle Merkmale der Jugendsprache, die mit der politischen Einbettung der Jugend nichts mehr zu tun haben, wie die Tendenz zur Intensivierung (z. B. *mächtig, irre, poppig* – ›sehr gut‹), zur Übergeneralisierung in der Wortbildung (z. B. *abber Kopf* – ›abgetrennter, loser Kopf‹) oder auch zur Kreation innovativer Phrasenausdrücke (z. B. *M. war wieder mal Baldrian* – ›M. wirkte wie Baldrian‹). Als stärksten Faktor im Hinblick auf den Wortgebrauch der Jugendlichen sieht Rozen

deren altersbedingte psychische Verfasstheit sowie ihren Geschmack und die unterschiedlichen gruppenspezifischen Bedingungen des jeweiligen sozialen Umfelds an (vgl. Rozen 1975). Beneke (1989: 103) schließt sich diesem Befund in den letzten Tagen der DDR an und ergänzt: Die Jugendsprache der DDR weise eine »Orientierung an Nichtnormiertheit« auf.

Jugendsprache in der Gegenwart

Benekes Fazit seiner Arbeiten über die DDR-Jugendsprache gilt sicherlich ebenso für die der BRD – und für alle Jugendsprachen dieser Welt zu allen Zeiten. Die Orientierung an Nichtnormiertheit hat dem Autor dieses Beitrags vor dreißig Jahren den »Katzenkopf« beschert, sie trägt zur Verständnislosigkeit älterer Generationen bei, lässt einen Sitten- und Sprachverfall befürchten, bereichert aber auch den Diskurs und das Nachdenken über Sprache, denn ohne Abweichungen und den individuellen Geschmack bräuchten wir nicht miteinander über unsere Sprache diskutieren und diese Diskussion ist ein wichtiger Teil der Erziehung und unserer sprachlichen Sensibilisierung [→ *Migrantensprache*].

Seit Jahrhunderten trägt Jugendsprache dazu bei, dass sich Jugendliche in ihrer Gruppe durch den gemeinsamen (abweichenden) Sprachgebrauch solidarisieren und sich gleichzeitig von anderen (Alters-)Gruppen distanzieren. Durch den Abgleich und das Testen von Normen und Werten wird dann sukzessive aus der Orientierung an Nichtnormiertheit ein stabiles normiertes System, das oftmals sehr konform mit dem der älteren Generation ist.

Über »Jugendsprache in der Gegenwart« nun viele Worte zu verlieren, ist eigentlich unnötig. Ihr Kern besteht wie bei allen vorgestellten Jugendsprachen aus themenspezifischen Lexikoneinträgen, Wertausdrücken, Sprüchen, Übertreibungen, Kategorisierungen, Fremdwörtern, Neologismen usw., die innerhalb jugendlicher Gruppen von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort, von Situation zu Situation und von Milieu zu Milieu variieren (siehe dazu im Einzelnen Bahlo/Klein 2017). Die heutigen Jugendsprachen sind damit eigentlich nichts Neues.

Man kann es vielleicht auf die einfache Formel reduzieren: Die Oberfläche verändert sich stetig, der Kern besteht lange Zeit. Ihre Wahrnehmung und ihr Gebrauch changieren mit vielen Facetten zwischen den Polen Fiktion und Wirklichkeit.

Literatur

Augustin, Christian Friedrich Bernhard (1795): *Idiotikon der Burschensprache. Bemerkungen eines Akademikers über Halle und dessen Bewohner, in Briefen, nebst einem Anhange, enthaltend die Statuten und Gesetze der Friedrichsuniversität, ein Idiotikon der Burschensprache, und den sogenannten Burschenkomment.* Quedlinburg: Germanien.

Beneke, Jürgen (1989): *Die Stadtsprache Berlins im Denken und Handeln Jugendlicher*. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR (= Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte, 198).

Bahlo, Nils/Klein, Wolfgang (2017): »Jugendsprache«. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): *Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache.* Tübingen: Stauffenberg. S. 145–190.

Eckert, Penelope (1997): »Why Ethnography?«. In: Kotsinas, Ulla-Brit et al. (Hg.): *Ungdomsspråk i Norden*. Stockholm: Stockholm University. S. 52–62.

Götze, Alfred (1928): *Deutsche Studentensprache*. Berlin: Verlag des Deutschen Sprachvereins.

Klein, Wolfgang (2017): »Die Vielfalt der deutschen Sprache«. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): *Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache*. Tübingen: Stauffenberg. S. 15–54.

Kluge, Friedrich (1895): *Deutsche Studentensprache*. Straßburg: Trübner.

Manthei, Erhard (1941): »Die Sprache der Hitlerjugend«. In: *Jahrbuch der deutschen Sprache*, 1. Leipzig: Klinkhardt. S. 184–190.

Neuland, Eva (2008): *Jugendsprache: Eine Einführung.* Tübingen: Francke.

Rozen, E. V. (1975): »Podrostkovo-molodežnyi slovesnyi repertuar – Na materiale sovremennogo nemeckogo jazyka«. In: *Inostrannye jazyki v škole*. 2. S. 7–18.

Schlobinski, Peter (2002): »Jugendsprache und Jugendkultur«. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Aus Politik und Zeitgeschichte*. B5. S. 14–19.

Salmasius, Robert (1749): »Kompendiöses Handlexikon der unter den Herren Purschen auf Universitäten gebräuchlichsten Kunstwörter«. In: Henne, Helmut/Objartel, Georg (Hg.): *Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache im 18./19. Jh*. Bd 2. Berlin/New York: de Gruyter 1984. S. 1–16.

K – *Bibliothek, Berlin Friedrichshain*

KISS.
»Keep it short and simple!«

Maren Jäger

»Tritt frisch auf, tu's Maul auf, hör bald auf.« Was Martin Luther vor einem halben Jahrtausend so einprägsam wie ruppig auf den Punkt brachte, wirkt heute aktueller denn je. Denn mit der Moderne ist Kürze zu *dem* kommunikativen Imperativ geworden. Kurze Botschaften erscheinen besonders konkurrenzfähig, ob als *Feed* oder *Tweet*, als *YouTube-Clip*, *Handy-Haiku*, *Cell-Phone-Novel* oder *Flash-Fiction*, *Tiny Tale*, *Slam-Text* oder *Elevator-Pitch.*

Die Ubiquität des Kürze-Imperativs im 21. Jahrhundert

Betrachtet man unsere von Zeiteffizienz und -management beherrschte Gegenwart, ist die Kürzemaxime omnipräsent: Die angeblich schwindende Aufmerksamkeitsspanne der zerstreuten *User*, die Explosion der Informations- und Unterhaltungsangebote stehen als mögliche Ursachen für die Maxime der Zeit- und Zeichenökonomie bereit. Emoticons und eine mehr oder minder kreative Abkürzungskultur sind einige Symptome dieser (oft impliziten) Maxime ebenso wie der florierende Wirtschaftszweig *Net Analytics*, Modethemen wie *Netiquette* und *Web Usability* – und nicht zuletzt die quantitativen Kürzevorgaben neuer Formate und Techniken: Eine SMS ist/war 160 Zeichen lang; die Maximallänge für Nachrichtenbeiträge beläuft sich bei der ARD auf neunzig Sekunden, bei RTL auf fünfzig; das gleichsam klassische Nachrichtenformat ist der »Einsdreißiger«. Im Haifischbecken der Aufmerksamkeitsökonomie gilt für Websites eine Textlänge zwischen tausend und zweitausend Zeichen als

ideal; in Zeiten tragbarer Mediengeräte darf man davon ausgehen, dass diese Vorgaben noch schrumpfen werden – schließlich beträgt die durchschnittliche Verweildauer auf einer Internetseite ca. vierzig Sekunden. Geht man von den (Lektüre-)Präferenzen und Gewohnheiten der multitaskenden »Produser« aus (oder von denjenigen eines twitternden US-Präsidenten, der von seinen Beratern politische Maßnahmenpapiere einfordert, die nicht mehr als eine Seite umfassen), so ergibt sich ein ungleich drastischeres Bild: Studien zufolge liegt die ideale Länge eines Tweets noch immer bei 71 bis 100, die eines Facebook-Beitrags unter 40 Zeichen. Die Ideallänge einer Schlagzeile beträgt sechs Wörter, die einer E-Mail-Betreffzeile liegt zwischen 28 bis 39 Zeichen, die einer Präsentation bei 18 Minuten. Laut dpa beläuft sich die Obergrenze für einen verständlichen Satz auf neun Wörter. Zum Vergleich: Ein durchschnittlicher Satz in der BILD-Zeitung hat zwölf, in diesem Artikel 17, in Thomas Manns *Doktor Faustus* hingegen 31 Wörter.

Aber auch in der Wissenschaft ist der Kürze-Imperativ mittlerweile allgegenwärtig – im Gewand neuer Kommunikationsformate: als *Science-Gif*, *-Tweet*, *-Note* oder *-Slam*, als Wissenschaftscomic oder -Podcast, als *Microlearning* oder *Microtraining*, in Form von Einträgen in Blogs, Foren und in den Sozialen Medien oder auch als *Speeddating*. Den neuen Formaten, die in die Wissenschaftskommunikation Einzug gehalten haben, ist eines gemeinsam: Sie sind kurz. »Wissenschaftliche Institutionen sind ziemlich effiziente Verknappungsagenturen, und sie müssen es auch sein. […] Ordentliche wissenschaftliche Autorität und Übersicht wird erst durch Reduktion von Information möglich« (Groebner 2012: 42 f.). Ein DFG-Antragsabstract darf in der Regel nicht mehr als dreitausend Zeichen umfassen, Tagungsbeiträge von über einer halben Stunde werden zunehmend unüblich; Nanopublikationen und reduktionistisches »txtng«, die Lektüremodelle *Hyper-Reading* und *Power-Browsing* scheinen die zeitgemäße Antwort auf fundamental veränderte Rezeptionsgewohnheiten zu sein. In Zeiten des Informationsüberangebots und der Zeit- und Zeichenökonomie gilt

zunehmend auch in den Geisteswissenschaften das – aus den Ingenieurwissenschaften stammende – KISS-Prinzip: »Keep it simple, stupid« oder (unwesentlich höflicher im Marketingjargon) »Keep it short and simple«. Allein, schon Johann Joachim Winckelmann empfahl vor bald dreihundert Jahren *brevitas* als Reaktion auf die Informationsflut: »Aber unsere Zeit erfordert die Kürze, sonderlich wegen der Menge der Schriften« (Winckelmann 2002: 147).

Kürze in der antiken Rhetorik

Die Diskussion um Kürze ist keineswegs erst ein Phänomen des Gutenbergzeitalters. Sie wird bereits seit zwei Jahrtausenden mit wiederkehrenden Argumenten geführt: Wann immer es um öffentliche Rede ging, war von der Antike bis weit in die Neuzeit hinein die Rhetorik zuständig. Sie vermittelte die Expertise und stellte das verbindliche (und über Jahrhunderte hinweg bemerkenswert konstante) Regelwerk parat. Kürze figuriert in der Geschichte der Rhetorik und Stilistik prominent – und in ebenso komplexen wie changierenden Begriffs- und Kräftefeldern sowie in unterschiedlichsten, nicht selten schillernden Gewändern (vgl. Kallendorf/Gondos 1994 sowie Gardt 2007). Sie erweist sich nicht nur als Indikator für Stilideale, -präferenzen und -aversionen bestimmter Epochen und Bewegungen, sondern zugleich als Seismograf für Zeitkonzeptionen, Medienumbrüche, für inner- wie außerliterarische Ökonomiekonzepte ebenso wie für ethische und soziopolitische (Macht-)Konstellationen: Wer entscheidet über Kürze oder Länge von Wortbeiträgen, wer über »das rechte Maß«? Wer formatiert? Wer wird unterbrochen und zensiert? Dabei zeigt sich nicht selten, dass Kürze mehr als (nur) eine Frage des (Rede-)Stils ist, etwa wenn sie – als »Lakonie« – als integraler Bestandteil des Nationalcharakters der Spartaner, in der Rhetorik der Frühen Neuzeit als *Soft Skill* des Höflings und Sekretärs sowie nicht zuletzt als angemessener sprachlicher Ausdruck von Herrschertugenden oder als Schlüsselkompetenz nobilitiert wird.

Dass Kürze synchron wie diachron mannigfachen, sich beständig verschiebenden und konterkarierenden Bewertungen unterliegt, spiegelt sich nicht zuletzt in den wechselnden – keineswegs einhellig bewerteten – Kürzemustern (vgl. Rüdiger 1958): Martial, Diodor und Hippokrates rangierten auf der Hitliste der Kurzen und Knappen über Jahrtausende unangefochten auf den vorderen Plätzen, ebenso wie die Historiker Sallust und Tacitus. Aber gilt den einen Thukydides als luzide und prägnant, wird er von anderen als dunkel, unverständlich und verrätselt gegeißelt; Cicero preist Demosthenes als seinen Lehrmeister und lobt die noch für die Gelehrten unserer Zeit sprichwörtlich gewordene »brevitas Sallustiana«, die jedoch von Quintilian als obskur getadelt wird. Und manch heutigem *User* wird sich vermutlich eher Twitter-Gründer Jack Dorsey denn ein Lichtenberg, Jean Paul oder Lessing als *brevitas*-Vorbild aufdrängen.

Obscuritasgefahr! Oder: Wie kurz ist kurz?

In der Systematik antiker Rhetoriklehrbücher impliziert der Relationsbegriff der Kürze stets ein Äquivalenzverhältnis – ob von *res* und *verba*, also der Menge der Worte und der Komplexität des verhandelten Gegenstandes, der Dauer der Rede und Faktoren wie den zeitlichen und kognitiven Kapazitäten der Adressaten, den situativen Voraussetzungen und äußeren Umständen (*aptum*). Und wenngleich die rhetorische Tugend der *brevitas* in der Regel positiv, als »Dichte«, »Prägnanz« oder »Konzision« gefasst wird, ihre Leistungen hinsichtlich »Intensität«, »Energie« und »Kurzweil« oder ihr Beitrag zu Komik, Nachdruck und Einprägsamkeit gelobt werden, so wohnt ihr doch immer die Gefahr der Dunkelheit inne, sofern durch übermäßige Verknappung die Klarheit der Äußerung bedroht ist. Wer kurz ist, läuft Gefahr, auf die eine oder andere Weise zu scheitern, denn schließlich sind die Anweisungen, *wie* kurz »kurz« sein soll, keineswegs eindeutig.

Die römische Rhetorik definiert Kürze zwischen den Polen des »so viel wie mindestens nötig« einerseits und »nicht mehr als nötig« andererseits. Es handelt sich also nicht um eine

quantitativ absolute Kürzebestimmung (im Sinne von »nicht mehr als x Zeichen, nicht länger als y Minuten«), sondern um eine qualitativ relative. Quintilians goldene Regel lautet: »›Soviel nötig und soviel genügend ist‹. / ›quantum opus est et quantum satis est‹.« (Quintilian 2006: 454 f.) Während für Cicero Weitschweifigkeit eine größere Gefahr für das Verständnis darstellt, warnt Quintilian vor den Folgen unangemessener Kürze: Lieber zu viel als zu wenig! Den Zuhörer zu langweilen ist misslich, sein Un- oder Missverständnis zu riskieren, unverzeihlich – *obscuritas* mithin verheerender als *taedium*.

Linguisten denken hier unweigerlich an die Grice'schen Konversationsmaximen, deren erste – die Maxime der Quantität – lautet: »Make your contribution as informative as is required.« Und: »Do not make your contribution more informative than is required« (Grice 1975: 46). Wie schmal der Grat zwischen »nicht informativ genug« und »zu informativ« ist, manifestiert sich von der antiken Rhetorik bis heute im gefährdeten Gleichgewicht von Kürze und Klarheit: Weitschweifigkeit und Verkürzung sind gleichsam Scylla und Charybdis, zwischen denen der angemessene Weg hindurchführt. Nicht zuletzt ist Kürzen immer auch ein Selektions- und Manipulationsvorgang: Wer kürzt, *ver*kürzt oft zugleich.

Wie schmal der Grat zwischen Kürze und Dunkelheit ist, weiß auch Horaz: »brevis esse laboro, / obscurus fio« (»Ich strebe nach Kürze und erreiche Dunkelheit«; Horaz 1970: 230 f.). An anderer Stelle in seiner *Ars poetica* ermahnt Horaz den Dichter zur Kürze und begründet das *brevitas*-Gebot mit der begrenzten Gedächtniskapazität des Rezipienten:

> All dein Unterweisen sei kurz und bündig, damit der Geist das Gesagte alsbald gelehrig auffaßt und es getreulich festhält. Hat die Seele genug der Fülle, läßt sie alles abgleiten, was darüber ist.
>
> quidquid praecipies, esto brevis, ut cito dicta percipiant animi dociles teneantque fideles: omne supervacuum pleno de pectore manat. (Horaz 1970: 250 f.)

Horaz' Diktum – gleichsam das KISS-Prinzip der Antike – steht am Anfang einer langen Geschichte der Didaktik der Kürze, nicht nur in Merkspruch, Katechismus und Manifest: Für Lessing ist Kürze die Seele der Fabel, aber auch ein modernes *Pecha Kucha* dauert nicht länger als sechs Minuten und vierzig Sekunden. In der Naturwissenschaft gilt heute die Regel, dass keine Vorlesung länger als ein sogenanntes Mikrojahrhundert dauern dürfe und unter Theologen – hier wären wir wieder bei Luther angelangt – das eherne Gesetz: »Du darfst über alles predigen, nur nicht über eine Viertelstunde!«

Literatur

Gardt, Andreas (2007): »Kürze in Rhetorik und Stilistik«. In: Bär, Jochen A./Roelcke, Thorsten/Steinhauer, Anja (Hg.): *Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte*. Tübingen: Niemeyer. S. 70–88.

Grice, Herbert Paul (1975): »The Logic of Conversation«. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hg.): *Speech Acts*. New York: Academic Press. S. 41–58.

Groebner, Valentin (2012): *Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung*. Konstanz: Konstanz University Press.

Horaz [Quintus Horatius Flaccus] (1970): »De arte poetica«. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Lateinisch und Deutsch*. Hg. v. Hans Färber. München: Heimeran. S. 230–259.

Kallendorf, Craig/Gondos, Lisa (1994): »Brevitas«. In: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen: Niemeyer. Bd. 2. Sp. 53–60.

Quintilianus, Marcus Fabius (2006): *Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Hg. u. übers. von Helmut Rahn. 2 Bde. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Rüdiger, Horst (1958): »Pura et illustris brevitas. Über Kürze als Stilideal«. In: Funke, Gerhard (Hg.): *Konkrete Vernunft. Festschrift für Erich Rothacker*. Bonn: Bouvier. S. 345–372.

Winckelmann, Johann Joachim (2002): »Gedanken über die Kunst«. In: Ders.: *Kleine Schriften. Vorreden. Entwürfe*. 2. Aufl. Hg. von Walter Rehm. Berlin/New York: de Gruyter. S. 147 f.

L – *Blumen, Berlin Frohnau*

Lesesucht oder Lesen und Lesen lassen? Charlotte Schleiermachers Leben mit und in der Lektüre

Sarah Schmidt

Im ausklingenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert wird in der Gelehrtenwelt und der literarischen Öffentlichkeit eine aus heutiger Sicht kuriose Debatte geführt, die es unter dem Stichwort der »Lesesucht« oder, als dem »höchsten Grad dieser Begierde« (Campe 1809), der »Lesewut«, sogar zu mehreren Einträgen in Wörterbücher und Lexika geschafft hat.[1] Im Visier steht eine maß- und wahllose, alles verschlingende Lektüre, die gerade für die besonders orientierungs- und lebenslang erziehungsbedürftigen Menschen – gemeint sind vornehmlich Frauen, Kinder und Männer aus niederen Schichten – als gefährlich angesehen wurde. So würden insbesondere die Fantasie und Sinne anregenden (Liebes-)Romane ohne entsprechende Lektüreanleitung für eine Enthemmung (der Sexualtriebe) und für eine Vernachlässigung der Arbeit sowie der dem Menschen zugedachten gesellschaftlichen Rollen und Pflichten sorgen und schließlich zu einem umfassenden Sittenverfall, ja sogar zu einer Gefährdung der staatlichen Ordnung führen (vgl. König 1977: 90–96). Vergleichbar mit der Onanie könne das Lesen, sofern es aus reinem Lustgewinn und Zeitvertreib betrieben würde, nicht nur geistige Verwirrung, sondern – in der Spannung von äußerster psychischer Bewegtheit und physischer Immobilität – sogar körperlich schädigende Auswirkungen haben.

In diesem Diskurs mischen sich ganz heterogene Anliegen, so dass Aufklärer und Gegenaufklärer mitunter ins selbe Horn blasen: Es geht um die bis heute aktuell gebliebene Frage nach der Wirkung von Literatur und Lektüre ganz

allgemein und der (im Internetzeitalter ebenfalls hoch aktuellen) Frage nach dem richtigen Lesen, um eine Kritik an einer als Massenware die Köpfe erobernden Trivialliteratur, aber auch um die Angst, dass sich mit dem expandierenden Buchmarkt und einer zunehmend einfacher und kostengünstiger (in Form von Almanachen oder Wochenzeitschriften, in Leihbibliotheken oder Lesezirkeln) zu beschaffenden Lektüre Formen des Lesens etablierten, die sich der Kontrolle und Anleitung entziehen. Denn stilles, verständiges Lesen ist (im Gegensatz zum sturen Auswendiglernen), wie der Philosoph und Theologe Friedrich Schleiermacher in seinen Hermeneutik-Vorlesungen ausführt, eine produktive Tätigkeit. Wer verstehend liest, der kommt nicht umhin, das Gelesene auf seinen Denkhorizont anzuwenden, und wer denkt, der stellt Fragen. Gerade diese Beschreibung des Lesens macht nachvollziehbar, wovor konservative Rollen- und Sittenwächter glaubten warnen zu müssen: Denn das stille Lesen jenseits öffentlicher oder familiärer Lesekreise bot auch Frauen die Möglichkeit, sich der paternalistischen, klerikalen oder gesellschaftlichen Kontrolle zu entziehen (Brandes 1994: 129 f.) und sich als Autodidaktinnen eine kleine Bildung zu verschaffen, die ihnen in Form eines regulären Studiums noch lange verwehrt bleiben sollte.

Eine Opposition von stillem und lautem Lesen, von einsamem und gemeinsamem – hier das emanzipatorische, freie, dort das kollektive, kontrollierende – ist indes wenig sinnvoll. Denn wer liest, der will sich auch über das Gelesene mitteilen, und gerade der Ausschluss aus einem Diskussionskreis Gleichgesinnter ist gravierend. Für viele Frauen, die keine Möglichkeit hatten, sich in den Großstädten den wenigen auch Frauen zugänglichen intellektuellen Geselligkeiten oder Salons anzuschließen, blieb oft nur das Briefeschreiben – nicht zuletzt mit einem gebildeten und aus der Bildungsdiskrepanz heraus in der Rolle des Orientierungsstifters auftretenden Mann.

Ein bürgerliches Frauenleben um die Wende zum 19. Jahrhundert, welches durch und durch der Lektüre gewidmet war, lebte die Lehrerin Charlotte Schleiermacher. Seit ihrem

fünfzehnten Lebensjahr im herrnhutischen Geiste erzogen, dem sie – im Gegensatz zu ihren Geschwistern – zeitlebens treu blieb, war Lesen für sie eine frühe Selbstverständlichkeit, denn Lesen gehörte zum Kerngeschäft pietistischer Bildung (dem unter Berücksichtigung ausgeprägter Eigenwilligkeiten auch die Herrnhuter zuzurechnen sind), und das galt nicht nur für Jungen, sondern ebenso für Mädchen.

Aufschluss über Charlotte Schleiermachers Leben und ihre Lektüren haben wir lediglich aus Briefen an ihren Bruder Friedrich Schleiermacher und – soweit erhalten – an Freundinnen und Freunde. Auch in Friedrich Schleiermachers Briefwechsel nehmen die Briefe seiner älteren Schwester und seine Antworten an sie einen besonderen Status ein. Allein vom Umfang übertrifft diese Korrespondenz von mehr als 330 zum Teil seitenlangen Briefen alle anderen Briefwechsel des Theologen, Philosophen, Philologen und Publizisten. Charlotte Schleiermacher war insbesondere in seiner ersten Lebenshälfte ein wichtiger Anlaufpunkt, die private Vertraute und Beraterin.[2] Sie unterrichtete ihn über Persönlichkeiten und Vorkommnisse in der »Gemeine« und korrespondierte über die Jahre auch mit vielen Freundinnen und Freunden aus seinem stetig wachsenden Freundeskreis.

Charlotte Schleiermachers Briefe sind eigenwillig, in Stil und Inhalt unverwechselbar und beste Beispiele einer im Empfindsamkeitsdiskurs der Zeit gefeierten Authentizität: Nicht zuletzt aufgrund ihrer mangelnden Bildung sprach man den »Frauenzimmern« einen unverstellten Weltzugang zu. Gespickt mit Neologismen und Decknamen für ungeliebte Personen (»der Chien [ist] im Anmarsch« (KGA V/5: 402)), sind sie mal pathetisch und überschwänglich, mal voll augenzwinkernder Nüchternheit der Welt und sich selbst gegenüber, die auch ihrem Bruder eigen war: »Gestern […] gieng ich nachdem ich mich ausgespielt u*nd* ausgequitscht hatte denn singen kans mann nicht nennen – gieng ich nach dem Glazhof zu […]« (ebd.).[3]

Mit ihren vielen Gedankenstrichen, eingeschobenen Nebensätzen und Appositionen wirken Charlottes Briefe atemlos, als wäre das Schreiben an den Bruder eines der wenigen

Ventile, über das die Schreiberin ihre Gedanken teilen konnte. Aus dem Briefwechsel wissen wir jedoch, dass sie viele Gesprächspartner und -partnerinnen hatte und dass der Austausch von und über Lektüren im Zentrum stand. Die Lektüre besorgte sie sich in der Bücherei, sie lieh sie sich von Freunden und nicht zuletzt von ihrem Bruder, den sie immer und immer wieder um Leihgaben oder auch Schenkungen und um Geld für Bücherkäufe anbettelte.

Gewissenhaft besorgte sie sich Fortbildungsmaterial für den Unterricht und suchte nach geeignetem Lektürestoff für ihre Schülerinnen – auch auf Französisch, der Sprache, die sie anders als ihr Bruder mochte, ausführlich las, lehrte und zuweilen auch schrieb. Jenseits der Pflichtlektüren las sie kreuz und quer, so scheint es, alles was ihr in die Finger kam und günstig zugänglich war, was in der Gemeine an Erbauungsliteratur kursierte, antike Klassiker, sie las natürlich, was ihr Bruder schrieb, was im Gespräch war und was ihr – beispielsweise von ihrer Freundin Lisette von Prittwitz – empfohlen wurde: »von ihrer Lectüre sprach sie [Lisette von Prittwitz] (so abgebrochen auch wegen anderer Menschen unser Gespräch sein konte) mit einer Wärme feinem richtigen Urtheil u*nd* einem Tone, der mich gleichsam in höhere Regionen versezte – pries Jean Paul – Schiller – la Fontaine u*nd* Herder u*nd* war so vertraut mit ihnen als wen*n* sie täglich mit diesen Männern umgienge – beklagte daß ich von dem ersteren (außer Deinen Auszügen) gar nichts – vom andern nur wenig u*nd* mit denen beiden leztern so viel wie ganz unbekant wäre – Herder scheint bei ihr über Alle hervorzuragen nur etwas las ich vor 5 Jahren aus seinen zerstreuten Blättern – – Sie will sehen ob sie mir vom erstern etwas verschaffen kann, damit ich nur eine Idée von ihm bekomme« (KGA V/5: 167). Sie las gemeinsam mit Freunden und Freundinnen, aber auch im Stillen für sich, und dies mit Vorliebe auf einsamen Wanderungen (der in dieser Zeit besonders beliebten Verschränkung von Natur- und Lesererlebnis entsprechend). So bemerkt sie am 12.5.1802 in einem Brief an ihren Bruder über sein frühromantisches Werk *Monologen* (1800): »Wir haben jezt viele Regentage also keine einsamen Wanderungen mit dem Monologen –« (KGA V/5: 404).

Zu dem Gelesenen hatte sie vor allem einen (auto)biografischen Zugang, sie suchte nach Ähnlichkeiten zu Personen aus ihrem Lebensumfeld, verglich sie mit Erlebtem und sah und fand im Lesen eine Erweiterung eigener Erfahrung. Ein biografischer Zugang bietet sich sicherlich theoretisch ungeschulten Lesenden besonders an, ihre Suche nach wiederkehrenden Mustern, Bildern und Konstellationen trägt jedoch auch eine typologische Herangehensweise, die der Herrnhuterin Charlotte Schleiermacher aus der Bibelexegese vertraut gewesen sein dürfte.

An den Schriften ihres Bruders interessierte sie nicht zuletzt, wer aus seinem Freundeskreis wann wie zur Inspiration für seine Werke wurde und in dem Briefroman *Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde* (1800) oder der *Weihnachtsfeier* (1806) eine literarische Verewigung erfahren hat. Vice versa ähneln ihre Einblicke in ihren eigenen Alltag zuweilen einem Fortsetzungsroman – so beispielsweise die ungelebte Romanze zwischen dem jungen französischen Leutnant (»Mettelin«) und ihrer verwitweten Arbeitgeberin und Freundin Seidlitz, über die sie ihrem Bruder Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat bis zu ihrem traurigen Ende berichtet, Vertraute beider Seiten, darüber reflektierend, dass die vielen gesellschaftlich nicht sanktionierten Differenzen (Alter, Religion, Nationalität) sich am Ende nicht überbrücken ließen. Als die Freundin schließlich den Herrnhuter Hauptmann Sell heiratet, folgt ein weiteres Kapitel dieses exklusiven Briefromans in Sachen unglücklicher Liebe, deren Details bis hin zur missglückten intimen Zweisamkeit, in der zwei komplett unterschiedliche Sinnlichkeiten und Erwartungen aufeinanderprallen – aufs Papier finden: »[…] da war er ihr schon fürchterlich – unangenehm – alles meines bittens ohngeachtet konte sie nicht aufrichtig gegen ihn sein – […]. Daß Sell sehr sinnlich ist […] vermehrt ihre Quall und ihre Abneigung« (KGA V/11: 399).

Nach dem tragischen Tod ihrer Arbeitgeberin kann sie es kaum noch im beengten Stift aushalten, in das sie für einige Zeit wieder zurückgekehrt ist, sie fühlt sich nutzlos und hat mehr finanzielle Sorgen denn je, bittet in ihren Briefen

nun nicht mehr um Geld für Bücher, sondern für Dinge des täglichen Lebens. Schließlich zieht sie im Herbst 1813 nach Berlin zu ihrem Bruder, nimmt für zwei Jahre – Sommer 1814 bis Sommer 1816 – nochmals in Potsdam bei der Familie von Block eine Stelle als Erzieherin an und beschließt ihren Lebensabend in einer Berliner Anstalt der Herrnhuter. Wie nah sich die Geschwister auch in der Berliner Zeit standen, lässt sich, da kaum Briefe vorliegen zwischen Menschen, die an einem Ort leben, schwer ermitteln. Ob »alte Lotte«, wie sie zuweilen in späteren Jahren bei Schleiermachers genannt wurde, bei ihrem Bruder noch ein Ohr für ihre Lektüren fand, auch darüber kann nur spekuliert werden.

Hieß es in dem *Katechismus der Vernunft für edle Frauen*, den Schleiermacher in frühromantischer Zeit als Beitrag zu den *Athenäumsfragmenten* von 1798 schrieb (ob er dabei ausgerechnet seine Schwester im Blick hatte, sei dahingestellt): »Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung« (KGA I/2: 154), so werben die späten Psychologievorlesungen weitgehend für ein konservatives, alte Rollenmuster zementierendes Verständnis der Geschlechter (vgl. Schmidt 2018). Aber immerhin: Die Idee einer Pathologie des Lesens lag dem besten Freund der berühmten Schriftstellerin und Salonnière Henriette Herz fern, und den Bitten seiner Schwester um Bücher und Büchergeld kam er immer nach: Lesen und lesen lassen.

Anmerkungen

1 Johann Heinrich Campe war einer der führenden Protagonisten in dieser polemisch geführten Debatte um die Pathologie des Lesens. Auch wenn der Kampf um die »Lesesucht« im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts prominent wurde, so greift er frühere Debatten um das richtige Lesen auf, die etwa unter den Stichwörtern der »Büchersucht« oder »Bibliomanie« bereits seit der frühen Aufklärung verhandelt wurden und mit der Kritik an einer Bücherschwemme oder »Schriftstellersucht« als ihr Pendant auf Seiten der Produktion eng zusammenhingen (vgl. König 1977, S. 92 f.).

2 Das Verhältnis war so vertraut, dass die Vermutung nahe liegt, entscheidende Briefverluste seien der Zensur durch Schleiermachers Erben zum Opfer gefallen (vgl. Schleiermacher KGA V/2, S. XLII; dort auch mehr zur Biografie von Charlotte Schleiermacher).

3 Kursiv gesetzt sind Buchstabenergänzungen durch die Herausgeber.

Literatur

Brandes, Helga (1994): »Die Entstehung eines weiblichen Lesepublikums im 18. Jahrhundert. Von den Frauenzimmerbibliotheken zu den literarischen Damengesellschaften«. In: Goetsch, Paul (Hg.): *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England und Frankreich*. Tübingen: Narr. S. 125–133.

Campe, Johann Heinrich (1809): *Wörterbuch der deutschen Sprache*, Bd. 3 (L–R), Braunschweig: Schulbuchhandlung.

König, Dominik von (1977): »Lesesucht und Lesewut«. In: Herbert G. Göpfert (Hg.): *Buch und Leser. Vorträge des ersten Jahrestreffens des Wolfenbüttler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens, 13. und 14. Mai 1976*. Hamburg: Hauswedell. S. 89–124.

Schleiermacher, Friedrich (1984): *Schriften aus der Berliner Zeit 1796–1799*. In: *Kritische Gesamtausgabe I/2*. Hg. v. Günter Meckenstock. Berlin/New York: de Gruyter (KGA I/2).

Schleiermacher, Friedrich (1988): *Briefwechsel 1796–1798*. In: *Kritische Gesamtausgabe V/2*. Hg. v. Andreas Arndt und Wolfgang Virmond. Berlin/New York: de Gruyter (KGA V/2).

Schleiermacher, Friedrich (1999): *Briefwechsel 1801–1802*. In: *Kritische Gesamtausgabe V/5*. Hg. v. Andreas Arndt und Wolfgang Virmond. Berlin/New York: de Gruyter (KGA V/5).

Schleiermacher, Friedrich (2016): *Briefwechsel 1809–1810 (Textband)*. In: *Kritische Gesamtausgabe V/11*. Hg. v. Simon Gerber und Sarah Schmidt. Berlin/Boston: de Gruyter (KGA V/11).

Schmidt, Sarah (2018): »Menschheit, Geschlecht und Liebe *revised* – Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut (1808/09)«. In: Arndt, Andreas/Gerber, Simon/Schmidt, Sarah (Hg.): *Wissenschaft, Kirche, Staat und Politik. Schleiermacher im preußischen Reformprozess*. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 43–73.

M – *Daimler Benz Bank, Berlin Tiergarten*

Migrantensprache. Jugendliche Kreativität im »Kiez«

Norbert Dittmar

»Kiezdeutsch« ist ein populärer Begriff. Damit ist das Deutsch von Jugendlichen mit Migrationshintergrund gemeint (siehe Dittmar/Şimşek 2017). Es wird in der Regel von klein auf von Kindern gesprochen, deren Eltern als Migranten nach Deutschland gekommen sind und die mit mehreren Sprachen aufwachsen. Die aktuelle Bedeutung des Begriffs »Kiez«, die seit etwa vierzig Jahren verbreitet ist, steht für »Urbanität durch Gemeinschaft, Vielfalt und Dichte« (Hochmuth 2018a). Exemplarisch stelle man sich so etwas vor wie den Stadtteil Kreuzberg in Berlin: Einheimische und eingewanderte Migrantenfamilien leben dort Tür an Tür, Kontakte unterschiedlichster Art prägen die Kommunikation im Alltag.

Mehrsprachig kommunizieren

Ebenso wie das nachbarschaftliche Miteinander für das Leben im Kiez prägend ist, prägt das kommunikative Miteinander das Kiezdeutsch (»Kontaktdeutsch« nach Dittmar/Şimşek 2017). Unter den sozialen Sprechweisen hat es das Alleinstellungsmerkmal, dass Deutsch darin überwiegend symbiotisch und im gleichen Atemzug mit einer anderen Sprache (Türkisch, Kurdisch, Arabisch u. a.) gebraucht wird. Das Nebeneinander der Verwendung von Deutsch und beispielsweise Türkisch auf allen grammatischen Positionen *zwischen* und *innerhalb* von Sätzen ist bestens nachgewiesen (u. a. Keim 2007, Şimşek 2012, Dittmar/Şimşek 2017). Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen:

Gül und Mehmet (21) verabreden sich [Handy-Korpus von Şimşek]:

1 Meh: für den fall dass ähm (.) dein bruder oder sonstwer kommt;
2 Gül: isch lass disch klingeln;
3 Meh: lass mich klingeln;
4 nich esemes schreiben;
5 hemen çaldır;
lass sofort klingeln
6 Gül: tamam okay;
okay
7 Meh: öptüm bebeĝim;
ich küsse dich baby
8 bis nachher;
9 Gül: eĝer wenn isch hinternander zwei mal klingeln lasse,
wenn
10 açıp kapatırsam açıp kapatırsam
wenn ich auf und zu mache auf und zu mache
11 das bedeutet ruf mich an;
12 Meh: okay;

Das Beispiel illustriert das einfache Muster des Sprachwechsels *zwischen* Äußerungen: Mehmet wechselt in Zeile 5 ins Türkische. In den Zeilen 1 bis 4 bittet er seine Freundin, ihn anzurufen, um ihm per »Klingelton« ihre Gesprächsbereitschaft zu signalisieren. Die Bedeutung dieser Bitte unterstreicht er durch die Wiederholung auf Türkisch (Zeile 5). Die Funktion dieses Wechsels wie auch die synonyme Verwendung von »tamam« und »okay« in Zeile 6 ist pragmatisch zu verstehen (erhöhte Aufmerksamkeit seitens des Hörers) nach dem Motto »doppelt gesagt wirkt besser«.

Auch *innerhalb* von Äußerungen werden Strukturteile von zwei Sprachen miteinander kombiniert, wie das zweite Beispiel illustriert.

Merve und Esin (18) unterhalten sich über Alltägliches [Handy-Korpus]:

1 Merve: ha und em'de oberteiller ucuzlamıştı;
bei ha und em waren oberteile reduziert
2 Esin: hı:=ım;
ja;
3 Merve: evet;
ja

4 zwanzig euroden auf zehn euro-
für*: von zwanzig euro auf zehn euro reduziert*
ben de aldım;
[ich auch gekauft] für*: und ich habe (welche) gekauft*

Deutsche Morpheme werden in die türkische Grammatik integriert: Der Name des Kaufhauses wird in Zeile 1 mit der Kasusendung (Lokativ), das Substantiv »Oberteil« mit der Pluralendung des Türkischen versehen. Dabei werden die Vokale der Kasusendungen den Regeln der Vokalharmonie im Türkischen angepasst.

Abweichungen in der Rede

Jugendliche weisen in sehr variabler Ausprägung Unterschiede in der lautlichen, grammatischen und lexikalischen Gestaltung ihrer Rede auf – je nach dem sozialen und institutionellen Input (alltägliches Angebot an Migrantensprachen und Deutsch) in ihrer unmittelbaren Umgebung [→ *Jugendsprache*]. Als »äußerlich« auffälligstes Merkmal des Kontaktdeutschen gilt die Koronalisierung, nämlich die Aussprache des Lautes *-ch* als *-sch* mit dem Vorderteil der Zunge (Korona). In prägnanter Weise lässt sich dies an der Aussprache von »ich« als »isch« (bzw. des »nicht« als »nisch« bzw. des »mich« als »misch«) festmachen wie im folgenden Beispiel [Moabit-Korpus]:

1 *isch* ^VERsteh *mi:sch ni:sch* so:: mit den=n (.)
2 also .h (.) *isch* wei:ß *nisch* (.)
3 also TÜRkischn ju' jungs versteh *isch misch* BEsser-

Diese phonetische Variante findet sich am häufigsten bei Jugendlichen, die in schrift- und bildungsfernen Milieus leben, wenig(er) Kontakte zu deutschstämmigen Jugendlichen haben und dieses Merkmal offenbar auch als distinktives Symbol ihrer Identität verstehen. Männliche Jugendliche benutzen es mehr als weibliche. Dieses soziolinguistische Stereotyp ist also eine Art Leitmerkmal der – häufig negativ konnotierten – sozialen Wahrnehmung von jungen Migranten in der deutschen Gesellschaft. Wie wenig eine Stigmatisierung

dieser Variante berechtigt ist, zeigt die empirische Untersuchung von Herrgen (1986). Schon im 19. Jahrhundert wurde die koronalisierte Variante in vielen mitteldeutschen Städten benutzt – und nicht nur dort. Gestützt auf differenzierte Analysen argumentiert Herrgen, dass die Koronalisierung sprechökonomisch gesehen eine weniger anstrengende, Energie sparende Artikulation ermöglicht. Das Stereotyp ist übrigens auch für einheimische deutsche Jugendliche belegt, die es eher in sprachspielerischer Motivation verwenden. Die Qualität der Verständigung ist davon nicht betroffen, allerdings korreliert der Gebrauch mit der stereotypen Wahrnehmung »Sprecher(in) ist wohl nicht einheimisch« bzw. »sie oder er distanziert sich von uns, den normalen Deutschsprechern«.

Ein anderes verbreitetes Merkmal des Kontaktdeutschen ist das Aussparen von Präpositionen und Artikeln, das Eichinger (2017) als »Mündlichkeitsmarkierer« charakterisiert. Solche Aussparungen finden sich in den folgenden Beispielen, die verschiedenen Korpora entnommen wurden (vgl. Dittmar/Şimşek 2017: 224):

fehlender Artikel: Dann wirst du immer sechs kriegen
fehlende Präposition: Und dann hat halt die Tür geklingelt
fehlende(r) Artikel + Präposition: Wir sind ja erste Lehrjahr

Häufig fallen lokale (*auf, in*) und direktionale (*nach, zu*) Präpositionen aus. Dabei sind die Äußerungen durchweg ohne die Präpositionen verständlich, der aussparende Gebrauch ist also ökonomisch. Ähnliches gilt für den Ausfall des bestimmten Artikels (*in dem ersten Lehrjahr*). Unsere Daten belegen: Im informellen Kontext werden Präpositionen und Artikel eher weggelassen, im formellen, etwa in der Schule, aber kaum. Pronomina werden ausgelassen, wenn der Referent (Person, Gegenstand, Konfiguration) im Kontext deutlich wahrnehmbar ist.

Morphologische Reduktionen finden sich bei den Kasusmarkierungen. Im Schriftlichen sind sie sehr auffällig, im Mündlichen dagegen weniger. Einheimische Jugendliche nutzen übrigens ähnliche Muster, die die Verständigung in der Regel nicht behindern.

Wenig beachtet wird in der Forschung, dass Kontaktdeutsch die deutsche Umgangssprache mit innovativen prosodischen Eigenschaften bereichert. Aufeinander abfolgende Äußerungen sind oft gleich lang und üben einen besonderen rhythmischen Reiz aus. Im folgenden Gesprächsausschnitt (aus Dittmar/Şimşek 2017: 217) reden Esra und Elif über die Benotung der Leistungen im Fach Technologie.

Esra (19) kritisiert die Benotung von Schulleistungen [Handy-Korpus]:

1	Esra:	aber weißt du was ich KRASS finde,
2		funda is AUCH neu gekomm,
3		sie hat ne VIER geschrieben,
4		und bei technologiearbeit hat sie AUCH ne vier bekommen;
5		<<all> sie bekommt>
6		**ENDergebnis TECHnologie ne ^VI:ER;**
7		dAs find ich krass;

In Zeile 6 müsste es standardgemäß *als Endergebnis bekommt sie in der Technologiearbeit eine Vier* heißen. Präposition und Artikel wurden hier ausgespart. Allerdings kann man Zeile 6 auch mit einer sprachästhetisch-stilistischen Brille wahrnehmen.

Die Äußerungen 1 bis 7 folgen mit einer gewissen rhythmischen Gleichförmigkeit leichtfüßig aufeinander: Der narrative Text fließt so dahin. Kern (2013: 92) schließt hieraus, dass die Sprecherin den »Wortakzent […] nach rhythmischen Gesichtspunkten gesetzt hat, nicht nach morphologisch-lexikalischen«; ebenso erhält der Wegfall der Artikel pointierend den Rhythmus. Damit wiederholen sich die Betonungsmuster in den Gesprächsabschnitten. Dieses formale Prinzip wirkt sich oft in Form einer Vereinfachung auf die grammatische Organisation von Äußerungseinheiten aus. Im Kontaktdeutschen gibt es also einerseits abweichende Varianten und Vereinfachungen, andererseits wird das Umgangsdeutsch prosodisch bereichert.

Zugegeben: In einem früheren Aufsatz (Dittmar 2014) zum Thema habe ich den soziolinguistischen Begriff »Ethnolekt« vorgezogen (*cogito, ergo sum*). Die aktuelle Lektüre von Hochmuth (2018a, b) hat mich aber überzeugt, dass »Kiez« ein Wort ist, das die vielen mit der Aneignung des Kontaktdeutschen verbundenen sozialen Konflikte widerspiegelt. So gebe ich dem Terminus »Kiezsprache« hier den Vorzug für ein Ausdrucksrepertoire, das aus der Alltagsverwendung zweier Sprachen in stilistischer Variation neben-, für- und miteinander hervorgeht. Anders ausgedrückt: Die sprachlichen Strukturen sind geradlinig parallel oder schräglinig »quer«, kurz: diskursiv in »sprachgestreiften« Mustern (z. B. dt./türk./dt./türk. etc.) komponiert: = = = ////// = = = ////// = = = ///// etc. Die soziale Gemeinschaft der Kontaktdeutsch-Sprechenden empfindet die mehrsprachigen Äußerungseinheiten als zusammengehörig: Wie die Stränge eines geflochtenen Zopfes sind sie von der gleichen Substanz. Das *Haar* ist in diesem Bild die der Verständigung dienende Sprache schlechthin, die miteinander verflochtenen Einzelstränge ihre jeweils unterschiedlichen Kodierungen. Daraus entsteht ein alltagskommunikationstauglicher Diskurszopf. Dafür bietet sich ebenfalls der Terminus *Quersprache* an, der die Verbindung der Sprachanteile quasi vom Optischen her erfasst. Zu *quersprachlich* passt, dass sich die spontan organisierten Äußerungen zuweilen gegen normsperrige grammatische Eigenschaften des Deutschen *querstellen*. Das Gelingen der Verständigung wird dadurch allerdings nicht in Frage gestellt.

So what? Quer zu drinnen und draußen

Die Mitglieder der Kontaktdeutsch-Ingroup-Community verwenden das Deutsche vermischt mit Migrantensprachen in querkarierten Mustern originell und kompetent. Doch niemand brüstet sich mit diesem Können – ist es doch typisch für den ordinären Alltag. Die Outgroup andererseits, die

deutsche Mehrheitsgesellschaft, würdigt mitnichten diese doppelzüngige Kompetenz – die »andere« Sprache, beispielsweise Türkisch, nimmt sie gar nicht oder eher als störend wahr: Sie hat kein Prestige, ihre Verwendung ist in den öffentlichen Domänen marginal (und betrifft interessanterweise hauptsächlich Verbote). Verdienen die Jugendlichen nicht Respekt für ihre mehrsprachige und vielstilistische Versiertheit?

Wer die Frage aufwirft, wie gut denn das Deutsch der Kontaktdeutsch-Jugendlichen sei, also ein Deutsch, das durch den Migrationshintergrund seiner Sprecher mitgeprägt wird, muss sich auch auf die Frage gefasst machen: Ist das Deutsch der sogenannten biodeutschen Jugendlichen wirklich viel besser? Anstatt einer Antwort zitiere ich unser Resümee in Dittmar und Şimşek (2017: 240 ff.): »Die Belege, die wir in unseren Korpora für ein ›abweichendes‹ Sprechen von Migrantenkindern und -jugendlichen finden konnten, zeigen auf Formen und Phänomene, die bereits im jugendsprachlichen Stilrepertoire von Muttersprachlern angelegt sind. Die Ursache für ihre ›distinktive‹ Wahrnehmung verdanken sie der Tatsache, dass sie auffällig häufig gebraucht werden. Diese Art der *Radikalisierung von Mustern des Sprachgebrauchs* führt zu ihrer Wahrnehmung als ›Abweichungen von der Norm, Unikate, provokative Formeln, minimalistische und teilweise entgrammatikalisierte kontextgebundene Äußerungen‹. Das Kontaktdeutsche wird somit sichtbar als ein *sprachliches Identikit* Jugendlicher […]. Einerseits gibt es da eine große Ähnlichkeit zur autochthonen Jugendsprache, andererseits durchziehen sprachliche Duftmarken unterschiedlich geprägter Migrationshintergründe die Äußerungen. Es gibt keine klare, transparente Trennlinie zwischen dem Kontaktdeutschen mehrsprachiger Jugendlicher und dem nativen Deutschen Jugendlicher, es ist eher eine Gratwanderung zwischen beiden sprachlichen Spielarten. […] In ethnographischer Perspektive auf den Sprachgebrauch in sozialen Milieus ist es unerheblich, welche sprachlichen Varianten benutzt werden – die Sprachwahl muss ›passen‹, nicht normgerecht, sondern referentiell korrekt und angemessen sein. Der soziale

Konflikt steckt also in der Qualität des Angemessenseins. Diese Qualität geben die bürgerlichen Machtstrukturen vor: Sie sind Torhüter der Angemessenheit, einem sprachlichen Knigge vergleichbar, verkörpert in den Normen des DUDEN. Vor den Salons der bürgerlichen Diskurse flüstert der Torhüter: ›Rapper, isch-geh-Bahnhof-Sprecher → wir müssen draußen bleiben‹.«

Anmerkung

Folgende Symbole werden in den transkribierten Passagen verwendet (vgl. Selting et al.: 1998):

(.)	kurze Pause
(2.0)	gemessene Pause bei mehr als 1 Sekunde
und=äh	Verschleifung (Verschmelzung von Wortgrenzen)
:, ::, :::	Dehnung von Lauten
äh, öh, etc.	Verzögerungssignale
.h	Einatmen
h	Ausatmen
akZENT	besonders betonte Silbe im Wort (Akzent)
?	hoch steigende Tonhöhe am Einheitenende
,	mittel steigende Tonhöhe am Einheitenende
;	mittel fallende Tonhöhe am Einheitenende
.	tief fallende Tonhöhe am Einheitenende

Literatur

Dittmar, Norbert (2014): »Dudenlegitimiertes vs. ethnolektales Deutsch. Realität vs. mediale Inszenierungen«. In: *Germanistik in der Schweiz*. 10. S. 169–178.

Dittmar, Norbert/Şimşek, Yazgül (2017): »Das Deutsch von Jugendlichen mit Migrationshintergrund«. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): *Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache. Zweiter Bericht zur Lage der deutschen Sprache*. Tübingen: Stauffenburg Verlag. S. 191–146.

Eichinger, Ludwig (2017): »Gesprochene Alltagssprache«. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): *Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache*. Tübingen: Stauffenberg. S. 283–331.

Herrgen, Joachim (1986): *Koronalisierung und Hyperkorrektion. Das palatale Allophon des /CH/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen*. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, Band 9). Stuttgart: Steiner.

Hochmuth, Hanno (2018a): »Wie der Kiez erfunden wurde«. In: *Tagesspiegel*. 22.8.2018. URL: https://www.tagesspiegel.de/wissen/kulturgeschichte-eines-begriffs-wie-der-kiez-erfunden-wurde/22940980.html (Abgerufen: 26.9.2018).

Hochmuth, Hanno (2018b): *Kiezgeschichte. Friedrichshain und Kreuzberg im geteilten Berlin*. Göttingen: Wallstein.

Keim, Inken (2007): *Die »türkischen Powergirls«: Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim*. Tübingen: Narr.

Kern, Friederike (2013): *Rhythmus und Kontrast im Türkischdeutschen*. Berlin/ Boston: de Gruyter.
Selting, Margret et al. (1998): »Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT)«. In: *Linguistische Berichte*. 158. S. 298–325.
Şimşek, Yazgül (2012): *Sequenzielle und prosodische Aspekte der Organisation der Sprecher-Hörer-Interaktion im Türkendeutschen.* Münster: Waxmann.

N – *Bibliothek, Berlin Friedrichshain*

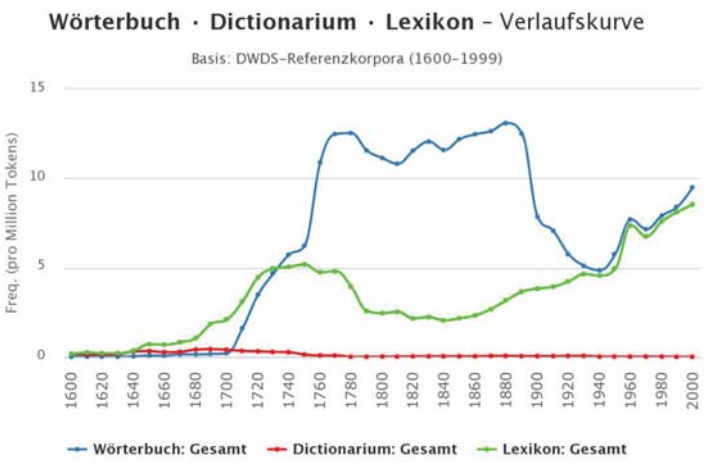
Nachschlagen. Wo bleibt das Alphabet im digitalen Wörterbuch?

Alexander Geyken

Wohl kaum ein anderes Buch – mit Ausnahme vielleicht des Telefonbuchs – ist so stark mit dem alphabetischen Ordnungsprinzip verbunden wie das Wörterbuch. Zwar ist auch für Wörterbücher das Alphabet als Ordnungsprinzip nicht das einzig mögliche. Auch Ordnungen nach Sach- bzw. Themengebieten oder nach Strichreihenfolge, wie beispielsweise im Chinesischen, sind gebräuchlich. Das ABC ist aber das mit Abstand am weitesten verbreitete Prinzip der Ordnung solcher Nachschlagewerke. Nicht zuletzt verfügen daher auch nach Sachgebieten geordnete Wörterbücher über ein zusätzliches alphabetisches Register und chinesische Wörterbücher über einen alphabetischen Zugriff nach der lateinischen Pinyin-Umschrift [→ *Zyselmaus*].

Wörterbücher als Überlieferungen sprachlichen Wissens besitzen eine mehrere tausend Jahre alte Tradition. Als ältestes Wörterbuch gilt eine zweisprachige Wortliste Sumerisch – Akkadisch, welche etwa 2300 v. Chr. im heutigen Syrien in Keilschrift verfasst wurde. Im Deutschen wurde der Ausdruck *Wörterbuch* selbst erst im 17. Jahrhundert geprägt, nämlich als Ersatz für die bis dahin üblichen Begriffe *Dictionarium* und *Lexikon*. *Wörterbuch* ist eine Lehnübersetzung aus griechisch *lexikón biblíon* (vgl. den Eintrag im *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* (DWDS)), einer Substantivierung des Adjektivs *lexikós*, »ein Wort, eine Redensart betreffend«, und *biblíon*, »Büchlein«, als Diminutiv zu *bíblos*, »Papyrusbast, Papier; Buch, Schrift«. Wörtlich entspräche dies somit der Lehnübersetzung *Wörterbüchlein*, einer Form,

die tatsächlich kurze Zeit auch in Gebrauch war, aber dann schnell zugunsten der Form *Wörterbuch* zurücktrat. Nach seiner Einführung hat *Wörterbuch* relativ schnell den bis dahin üblichen Ausdruck *Dictionarium* verdrängt (bereits ab etwa 1700). Der Ausdruck *Lexikon*, welcher allgemeiner sowohl sprachliche als auch enzyklopädische Nachschlagewerke bezeichnet, ist bis in die Gegenwart weit verbreitet. Anhand der zeitlichen Verlaufskurven aus den historischen Referenzkorpora des DWDS lassen sich Auftretenshäufigkeiten dieser Wörter gut nachverfolgen.



Wortverlaufskurve aus www.dwds.de, abgerufen am 13.8.2018. (*Wörterbüchlein* ist in den Korpora zu selten, um als normalisierte Frequenzverlaufskurve dargestellt zu werden.)

In der deutschen Lexikografie bezieht sich der Ausdruck *Wörterbuch* in der Regel auf sprachliches Wissen. Auf diese Bedeutung des Wörterbuchs im engeren Sinne eines Sprachwörterbuchs soll in der Folge bei der Betrachtung des Ordnungsprinzips eingegangen werden. Sprachwörterbücher oder kurz Wörterbücher bestehen aus einer sortierten Liste von Stichwörtern, die jeweils mit Erklärungen zu Gramma-

tik, Bedeutung oder Herkunft von Wörtern versehen sind oder, im Falle von mehrsprachigen Werken, mit der Übersetzung in eine andere Sprache. Wörterbücher haben aber nicht nur einen Gebrauchswert als Nachschlageinstrument für sprachliche Zweifelsfälle. Die wichtigsten Wörterbücher dienen zugleich einer sehr umfassenden Dokumentation des Wortschatzes einer Sprache und stellen somit große kulturprägende Leistungen dar. Beispiele hierfür sind das wohl umfangreichste Wörterbuch der Welt, das *Oxford English Dictionary* (OED), das den Anspruch hat, den gesamten englischen Wortschatz und dessen Wortgeschichte zu beschreiben, oder das *Deutsche Wörterbuch* von *Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, das umfassendste Wörterbuch der deutschen Sprache, welches als Belegwörterbuch die Herkunft und den Gebrauch von mehr als 300 000 deutschen Wörtern erläutert [→ *Grimms Frösche*].

Ab dem 19. Jahrhundert stieg nicht nur die Anzahl der Wörterbücher stark an, sondern auch deren Umfang. In der Folge bildeten sich drei Varianten der alphabetischen Anordnung heraus, die, weil sie wichtig für das Verständnis des Nachschlageprozesses sind, kurz erläutert werden sollen: In der sogenannten *striktalphabetischen* Sortierung wird für jedes Stichwort ein eigener Wörterbuchartikel angesetzt. In der *nischenalphabetischen* Sortierung wird für jedes Hauptstichwort einer Wortfamilie ein eigener Absatz gebildet, die zur Wortfamilie gehörenden Unterstichwörter erscheinen jedoch unter dem Hauptstichwort. In der *nestalphabetischen* Struktur schließlich kann die alphabetische Reihenfolge auch durchbrochen werden, wenn ein Unterstichwort auch aus einer flektierten Form oder einem Kompositum bestehen kann. Diese unterschiedliche Sortierung soll an der folgenden Wortsequenz veranschaulicht werden, die in der striktalphabetischen Reihenfolge aufgeführt sind: (1) *Buch*, (2) *Buchbinder*, (3) *Buchhändler*, (4) *Buchsbaum*, (5) *Buchsbaumhecke*, (6) *Bucht*, (7) *buchtenreich*, (8) *Buchtipp*, (9) *Buchtitel*. In nestalphabetischer Reihenfolge würden die Zusammensetzungen (8) und (9) der Wortfamilie *Buch-* zugeordnet und somit hinter (3), aber vor (4) eingereiht. Ferner würden (4)

und (5) der Wortfamilie *Buchsbaum-* zugeordnet und (6) und (7) der Wortfamilie *Bucht*. Die Sortierung und Anordnung der nischenalphabetischen Sortierung schließlich entspräche der striktalphabetischen Reihenfolge, nur würden (1) bis (3), (4) und (5), (6) und (7) sowie (8) und (9) zusammengefasst und ihren jeweiligen Wortfamilien zugeordnet. Im Ergebnis hätte man somit die Wortfamilie *Buch-* doppelt, aber dafür bliebe die striktalphabetische Reihenfolge erhalten. Für das Deutsche, welches reich an Zusammensetzungen ist, hat die nestalphabetische Darstellung gegenüber der striktalphabetischen durchaus Vorzüge. Sie ist kompakter und man erhält einen guten Überblick über die Wortfamilie. Das Nachschlagen im Wörterbuch erfordert jedoch etwas mehr Aufmerksamkeit, weil man dabei berücksichtigen muss, zu welcher Wortfamilie das nachzuschlagende Wort gehört. Bei weniger geübten Personen kann dies den Nachschlagevorgang verlängern. Dieser Nachteil wird bei der nischenalphabetischen Sortierung vermieden, allerdings hat diese hybride Darstellung den Nachteil, dass größere Wortfamilien mehrfach aufgeführt werden. In der deutschen Lexikografie des 20. Jahrhunderts sind alle drei Varianten zu finden. Besonders gut lässt sich dies am Beispiel des Bibliographischen Instituts (»Duden«) illustrieren, welches in den drei Auflagen seiner Großwörterbücher alle drei Varianten eingesetzt hat: Die erste Auflage (Duden 1976) erschien in der nestalphabetischen Struktur, die achtbändige zweite Auflage (Duden 1993) in der nischenalphabetischen Struktur, und schließlich wurde der Duden in seiner dritten und bislang letzten Auflage als gedrucktes Großwörterbuch (Duden 1999) in striktalphabetischer Reihenfolge herausgegeben. In den deutschen Lexikografenkreisen wurde bis zu Anfang des 21. Jahrhunderts viel darüber diskutiert, welche dieser drei alphabetischen Sortiermöglichkeiten die angemessenste sei (z. B. Wiegand 2003). Alle Sortierungen haben Vor- und Nachteile, aber im gedruckten Buch scheinen die Vorteile der striktalphabetischen Reihenfolge gegenüber den Nest- bzw. Nischenstrukturen zu überwiegen, gerade wenn man ein großes Lesepublikum anstrebt.

Im Zeitalter der Digitalisierung mutet die Diskussion darüber, wie gedruckte Wörterbücher sortiert werden sollen, um das beste Nachschlagen zu ermöglichen, schon fast anachronistisch an. Die großen einsprachigen Wörterbücher erscheinen bis auf wenige Ausnahmen nur noch online. So hat Oxford University Press bereits zur Jahrtausendwende, also vor knapp zwanzig Jahren entschieden, dass die aktuelle dritte Auflage des OED nicht mehr gedruckt, sondern nur noch digital publiziert werden soll. Große Onlinewörterbücher wie der *Merriam-Webster* aus den USA, der französische *Robert* oder das *Große Wörterbuch des Polnischen* erscheinen nur noch digital bzw. wurden bereits von Anfang an digital erarbeitet. Ebenso wird das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache* (DWDS), ein an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften beheimatetes Langzeitprojekt, ausschließlich digital publiziert (Klein/Geyken 2010). Und auch die Inhalte des Großwörterbuchs des Duden bzw. die seit dem Erscheinen der dritten Auflage vorgenommenen Änderungen sind nur noch auf der Onlineplattform des Duden abrufbar.

Für den Nachschlageprozess bringt das neue Medium nur Vorteile. Wörter*bücher* werden ersetzt durch Datenbanken, in denen die Stichwörter und die damit verbundenen Wortinformationen als Datensätze gespeichert sind. Das Nachschlagen wird durch Suchoperationen in diesen Datenbanken ersetzt und ist somit nicht nur schneller, sondern auch wesentlich mächtiger und zielgenauer als das Blättern im Buch. Illustriert werden soll das exemplarisch anhand der Suchfunktionalitäten im OED, welches eine einfache und eine erweiterte Suche anbietet. In der einfachen Suche kann man sowohl nach dem Wort als Ganzem suchen, zum Beispiel *book*. Es ist aber auch möglich, Platzhalter einzusetzen, um damit beispielsweise nach allen Wörtern zu suchen, die mit *book-* beginnen, mit *-tip* enden oder auch mit *book-* beginnen *und* mit *-er* enden. In der erweiterten Suche bietet das OED eine Volltextsuche im Wörterbuch an, also nicht nur auf Stichwortebene, sondern auch auf Ebene der Belegbeispiele, der Phraseme (also fester Wendungen) oder der Etymologie. Damit ist es beispiels-

weise möglich, alle Stellen im Wörterbuch zu ermitteln, in denen *bread* und *butter* gleichzeitig vorkommen. Darüber hinaus bietet die erweiterte Suche die Möglichkeit, nach speziellen Kategorien des Wörterbucheintrags zu suchen, beispielsweise nach Herkunftssprache (z. B. Italienisch), nach Stil- und Sprachebene (z. B. ironisch, umgangssprachlich), nach geografischer Verbreitung (z. B. *caribbean*), nach Wortart (z. B. Substantiv, partizipiales Adjektiv), nach Sachgebiet (z. B. Kunst, Logik) oder nach Datierung. All diese Informationstypen können miteinander verknüpft werden und ermöglichen somit sehr präzise Anfragen. Durch die Browsingfunktionalität der erweiterten Suche kann man sich einen Überblick über einen gewissen lexikalischen Teilbestand anzeigen lassen. Beispielsweise kann man eine Kategorie wie die Herkunftssprache Italienisch oder ein bestimmtes Sachgebiet auswählen und erhält als Ergebnis eine mit diesen Suchkriterien übereinstimmende Wortliste. Voraussetzung für eine derart umfangreiche Suchfunktionalität ist weit mehr als nur eine entsprechende Programmierung der Datenbank und der damit verbundenen Anzeige auf der Webseite. Der weitaus größere Aufwand besteht darin, diese Kategorien jedem im Wörterbuch enthaltenen Wort korrekt und verlässlich zuzuordnen und diese Zuordnung aufgrund der sich wandelnden Sprache kontinuierlich zu überprüfen. Bereits Teilaufgaben können hier sehr aufwendig sein. Beispielsweise ist alleine die Überprüfung der regionalen Herkunft von Wörtern eine Aufgabe, die nur auf der Grundlage sehr großer und regional gestreuter Quellen verlässlich beantwortet werden kann. Ist etwa der Ausdruck *Abendbrot essen* neutral oder eher mittel- bzw. norddeutsch? Oder ist das *Nachtmahl* nur in Österreich und Bayern gebräuchlich oder auch im südwestdeutschen Raum?

Die meisten Onlinewörterbücher verfügen nur über ein schmales Budget für die übergreifende kategorielle Aufarbeitung der Wörterbuchinformationen im oben beschriebenen Sinne des OED. Daher sind viele der im OED enthaltenen Funktionen in den meisten anderen Onlinewörterbüchern nicht oder nur unvollständig enthalten. In der Praxis erhält

man als Nutzerin oder Nutzer eines solchen Werks aber zumindest meist alle Funktionen des klassischen Nachschlagens im Wörterbuch. Das eigentliche Nachschlagen – in dem Wort hört man ja tatsächlich die Seiten oder ganze Partien eines Buchs um*schlagen* – wird durch das Eintippen des Stichworts in die Suchmaske ersetzt, meist unterstützt von der Autovervollständigung des Stichworts: Gibt man die Buchstabenfolge *Buch* ein, werden im Onlinewörterbuch beispielsweise die Stichwörter *Buchabgabe*, *Buchablage* oder *Buchauktion* angezeigt. Gibt man *Buchb* ein, erhält man *buchbar*, *Buchbazar* oder *Buchberg* als Stichwortvorschlag. Als Suchergebnis erhält man oft neben dem reinen Wörterbuchartikel des gesuchten Stichworts weitere interessante Verlinkungen. In der Onlineplattform des DWDS beispielsweise ist der Überblick über die Wortfamilie eines Wortes (Zusammensetzungen, Ableitungen) als Binnenverlinkung im Form- bzw. Grammatikteil abgelegt. Synonyme, Ober- oder Unterbegriffe können über den Thesaurusteil des Wörterbuchartikels angezeigt werden, und Informationen zum Vorkommen eines Wortes zusammen mit anderen Wörtern, wie beispielsweise *ein Buch aufschlagen* oder *in einem Buch blättern*, sind in der Rubrik »Typische Wortverbindungen« aufgeführt.

Wo bleibt nun, wie im Titel gefragt, das Alphabet im digitalen Wörterbuch? Zumindest als Sortierkriterium der Datenbank, in der das Wörterbuch abgespeichert ist, bleibt es erhalten. Ebenso beim Eingabeprozess über die Autovervollständigung, bei dem die auf ein Teilwort folgenden Stichwortvorschläge in striktalphabetischer Reihenfolge gezeigt werden. Bei Portalen mit so reichhaltigen Suchfunktionen, wie das OED sie anbietet, liefert das alphabetische Nachschlagen jedoch keinen zusätzlichen Nutzen mehr, da man jede Nachschlagehandlung durch eine Kombination von Trunkierungen von Suchwörtern oder Kategoriensuchen ersetzen kann. Darüber hinaus bietet die Suchfunktionalität des OED weitaus reichhaltigere Möglichkeiten, als sie je mit dem Nachschlageprozess im gedruckten Wörterbuch zu erzielen wären.

Ist das alphabetische Nachschlagen im Wörterbuch somit eine veraltete Kulturtechnik, die nur noch für die alten gedruckten Wörterbücher von Relevanz ist? Diese Frage lässt sich derzeit keinesfalls mit ja beantworten, da die Mittel vieler Onlinewörterbücher sehr begrenzt sind und damit weder die Such- noch die Browsingfunktionen eines OED in der gesamten Breite angeboten werden können. Für viele Onlinewörterbücher ist damit die Bereitstellung einer alphabetisch geordneten Wortliste eine einfache Möglichkeit, den Nutzerinnen und Nutzern einen niedrigschwelligen Einstieg in das Blättern im Wörterbuch zu ermöglichen. Ein prominentes Beispiel hierfür liefert das Onlineportal des *Deutschen Wörterbuchs* von *Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, welches auf der Eingangsseite einen Zugriff auf die gesamte Alphabetstrecke in striktalphabetischer Sortierung anbietet, um dem Nutzer ein möglichst nah an die Druckversion angelehntes Blättern zu ermöglichen.

In anderen Wörterbüchern, die bereits einen höheren Strukturierungs- und Verlinkungsgrad aufweisen als die digitale Version des *Deutschen Wörterbuchs* von *Jacob und Wilhelm Grimm*, hat das Blättern im Alphabet nicht mehr denselben Mehrwert. Das Blättern im Wörterbuch wird dort durch eine Kombination der Autovervollständigung bei der Eingabe eines Suchwortes mit dem Verweis auf die Synonyme oder Wortfamilien bei der Anzeige des zugehörigen Wörterbuchartikels ersetzt. Aber selbst in modernen Onlinewörterbüchern wie dem *Duden Online* oder dem DWDS finden sich noch gelegentlich Reste des alphabetischen Nachschlagens, darunter die oben schon kurz angesprochenen »Wörter davor – Wörter danach«. Der Platz und Umfang dieser eher unscheinbaren Rubrik stehen jedoch sinnbildlich für den Übergang der alten Kulturtechnik des alphabetischen Nachschlagens im gedruckten Wörterbuch zu einer neuen Kulturtechnik der Bedienung von Suchmaschinen im Onlinewörterbuch.

Literatur

Deutsches Wörterbuch online. Hg. v. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Universität Trier. URL: http://woerterbuchnetz.de/DWB (Abgerufen: 28.9.2018).

Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. Hg. v. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. URL: http://www.dwds.de (Abgerufen: 28.9.2018) (DWDS).

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache (1976). 6 Bde. Mannheim: Institut für deutsche Sprache.

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache (1993). 8 Bde. 2. völlig neu bearb. u. stark erw. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache (1999). 10 Bde. 3. völlig neu bearb. u. stark erw. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.

Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993). Hg. v. Wolfgang Pfeifer et al. Digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarb. Version im DWDS. URL: https://www.dwds.de/d/wb-etymwb (Abgerufen: 28.9.2018).

Klein, Wolfgang/Geyken, Alexander (2010): »Das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS)«. In: Heid, Ulrich/Schierholz, Stefan/Schweickard, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst/Gouws, Rufus H./Wolski, Werner (Hg.): *Lexikographica*. Berlin/New York. S. 79–93.

Oxford English Dictionary. Hg. v. Oxford University Press. URL: https://public.oed.com (Abgerufen: 28.9.2018) (OED).

Wiegand, H. E. (Hg.) (2003): Untersuchungen zur kommerziellen Lexikographie der deutschen Gegenwartssprache. Berlin/Boston: de Gruyter.

O – *Damen Moden, Berlin Spandau*

Otahitischer Mistfink. Goethe, die Liebestriebe und die Vögel der Südsee

Michael Niedermeier

Goethe verfügte über den größten jemals dokumentierten Individualwortschatz. Das *Goethe-Wörterbuch* (GWb) dokumentiert auf der Grundlage aller im Archiv gesammelten rund 3,2 Millionen Textbelege in etwa 92 000 Wortartikeln die gesamte (in seinen deutschen Texten benutzte) Lexik dieses Ausnahmeautors vollständig und arbeitet dabei jeweils alle Bedeutungsnuancen detailliert heraus. Dabei befinden wir Lexikografen uns im Moment in der Buchstabengruppe S/T/U; noch 2018 erreichen wir mit »vaccinium« das erste Lemma der Wortstrecke im V-Bereich. In einem genau durchkalkulierten Arbeits- und Zeitplan bearbeiten wir bis zum Abschluss in jedem Jahr rund 75 000 Belege. Der letzte Worteintrag wird sich mit dem meteorologischen Phänomen des »Zyrus« beschäftigen. Im Druck haben wir gerade Band 6 (Medizinalausgabe – Porträt) abgeschlossen und können endlich auch die Nachdigitalisierung dieses Bandes für den Internetauftritt in Angriff nehmen.

Unterschiedslos wird jeder einzelne Beleg genau in seinem textlichen Zusammenhang gesichtet, in seiner jeweils konkreten Bedeutung analysiert und vor dem entsprechenden Zeithorizont in seiner semantischen Eigenart bestimmt. Das betrifft komplexe philosophische Begriffe ebenso wie hochfrequent belegte Verben, Adjektive, Adverbien und Pronomina oder auch nur einmal dokumentierte Termini aus den verschiedensten Fachgebieten.

Wenn ich hier auf einen im Wörterbuch bearbeiteten Scheinterminus, den des »Otahitischen Mistfinken«, näher

eingehe, dann um zu zeigen, wie Goethe sein außerordentlich umfangreiches und tiefes Wissen mit versteckten erotisch-sinnlichen, kulturellen oder privaten Anzüglichkeiten versehen konnte. War das Erfinden und Entschlüsseln solcher Worte in Goethes Umgebung eine Art Gesellschaftsspiel, können solche Bedeutungsschichten heute nur mit aufwendigen Recherchen entziffert und dem Benutzer im entsprechenden Wörterbucheintrag verständlich gemacht werden.

Von alters her wurde der Bereich der Ornithologie bevorzugt, wenn es um metaphorische Umschreibungen für das Liebesspiel der Menschen ging, mit »schnäbeln«, »gurren« und »turteln« etwa oder dem »Hahnrei« für den betrogenen Ehemann. In Bilddarstellungen wie auch in mündlich oder schriftlich weitergegebenen Fabeln, Novellen oder Komödien nutzte und nutzt man Vögel und ihr Verhalten, um Liebesbegehren, Paarungsverhalten oder aber auch Kampf und Aggression zu symbolisieren.

Es ist daher auch kein Wunder, dass sich der bekannteste saloppe Ausdruck für den Liebesakt selbst im Deutschen ausgerechnet von den Vögeln ableitet: Von Goethe sind in unserem Archiv drei sehr aussagekräftige literarische Verwendungen zum Verb »vögeln« dokumentiert.

Aber was hat es mit dem Otahitischen Mistfinken auf sich, den Goethe in seiner Übertragung der *Vögel* des Aristophanes für das neue Liebhabertheater auf Schloss Ettersburg im Jahre 1779/1780 statt des »aus Libyen« stammenden »Schüchterlings« oder »Zitterhahns« aus der griechischen bzw. lateinischen Vorlage in die Handlung einschmuggelte? Goethe versah seinen Mistfinken aus Tahiti sogar mit einem pseudowissenschaftlichen Namen: »nach dem Linné Monedula ryparocaudula« (WA I, 17: 99). Er baute neben dem Schuhu diese Vogelart genauso neu in die Handlung ein wie einen von den Freundschaftsinseln stammenden »große[n] Hosenkackerling, Epops maximus polycacaromerdicus« (ebd.). Die exotischen Vogelarten der südpazifischen Inseln waren ja erst durch die letzten Expeditionen, insbesondere die zweite Weltumseglung von Kapitän James Cook bekannt geworden. Der junge Georg Forster, der zusammen

mit seinem Vater Johann Reinhold Forster an Bord der *HMS Resolution* als Forscher arbeitete, verschiedene der fremden Tiere zeichnete und bestimmte, begründete so seinen Ruf als Künstler und Wissenschaftler gleichermaßen (zu seiner Expedition siehe Forster 1777).

Goethe hatte Georg Forster im September 1779 in Kassel kennengelernt. Er notierte am 15.9.1779: »Der Junge Forster hat mit uns gegessen und ist viel ausgefragt worden wies in der Südsee aussieht« (WA IV, 4: 61 f.). Goethe interessierte sich nicht nur für die Lebensweise und Kultur der Südseebewohner. Auch die von Forster speziell untersuchten und gezeichneten »Vögel, Fische und Insecten« bezog er sofort in seine eigenen anatomischen und morphologischen Betrachtungen ein. Er vermittelte sogar gleich im nächsten Jahr den Verkauf von Forsters Zeichnungen von Südseevögeln an den Herzog von Sachsen-Gotha. Und da die Vögel und ihre vielfarbigen Federkleider bei den Südseevölkern auch in kultischer Hinsicht eine ganz herausragende Rolle spielten, dürfte dieser Aspekt der Forster'schen Forschungen für Goethe ebenfalls von unmittelbarem Interesse gewesen sein.

Kurze Zeit später, im Jahre 1780, als Goethe die Komödie *Die Vögel* des Aristophanes für das Liebhabertheater im Lustschlösschen der Herzoginmutter in Ettersburg einrichtete, unterlegte er dem Text durch die Wahl des Vogelpersonals seine eigene anspielungsreiche Interpretation. Dieser Kunstgriff Goethes ist fundamental und dennoch bisher in seiner Bedeutung nicht verstanden worden. Das GWb schafft hier Abhilfe.

Zur Erklärung des Handlungshintergrundes soll hier ein stark verkürzter Abriss genügen. Bei Aristophanes geht es um zwei junge Athener, die unter anderem wegen ihres anstößigen sexuellen Verlangens nach den Ehefrauen ihrer Mitbürger auszuwandern gezwungen sind und sich in der Welt der Vögel ein »Wolkenkuckucksheim« (dieser Ausdruck stammt tatsächlich aus Aristophanes' Stück, nämlich in der Übersetzung Schopenhauers) schaffen wollen, wo sie sich nicht zuletzt amouröse Erfolge bei jungen Nachtigallen und Lerchen erhoffen.

Diese Singvögel wurden auf der von Adam Friedrich Oeser ausgemalten Liebhaberbühne in Ettersburg folgerichtig von lebenslustigen »Misels«, so Goethes mundartlich-vertraulicher Ausdruck für attraktive junge Mädchen, aus Weimar dargestellt. Mit der Wahl der Namen für die beiden Hauptthelden der Komödie, »Hoffegut« und »Treufreund«, spielte der Dichter humorvoll auf den jungen Heißsporn Herzog Carl August und sich selbst als dessen Mentor an. Denn wegen ihrer häufigen Ausflüge, speziell ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz, kursierten in Weimar anzügliche Klatschereien über die eigentlichen Absichten der beiden. Auch Prinz Constantin, der jüngere Bruder des Herzogs, bereitete der herzoglichen Familie immer wieder Unannehmlichkeiten wegen seiner nicht standesgemäßen Liebesaffären. In der Aufführung auf der Liebhaberbühne in Ettersburg war ursprünglich der Prinz sogar für eine der beiden Hauptrollen vorgesehen gewesen, Goethe selbst spielte den Treufreund.

Welches Vergnügen ihm nun bereits die Arbeit am Stück bereitete, belegen Briefe an Frau von Stein: »Sie könnten an Platituden so eine Freude haben, wie ich«, schrieb er am 24. Juni 1780 an die skeptische Freundin, »das Stück würde Sie herzlich lachen machen.« Der erste Akt sei fast fertig, berichtete er am selben Tag seinem »Urfreund« Karl Ludwig von Knebel, »er ist voller Muthwillen, Ausgelassenheit und Thorheit« (WA IV, 4: 238; 242).

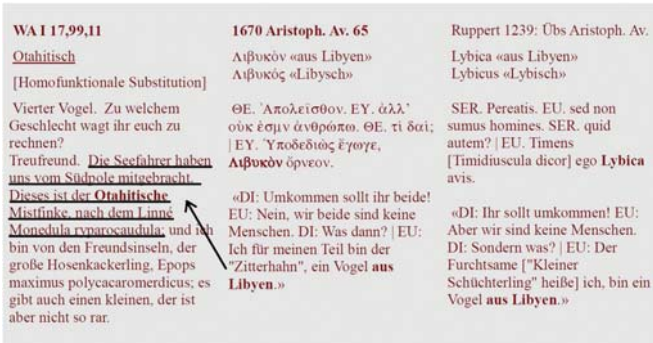
Bei unserer lexikografischen Arbeit am GWb bedienen wir uns einer Reihe von hilfreichen Werk- oder Textkonkordanzen. Auch für Goethes Übertragung der *Vögel* des Aristophanes besitzen wir ein solches Arbeitsinstrument: die von unserem ehemaligen Mitarbeiter Rainer Ziemann akribisch erarbeitete Wortkonkordanz. Jeder sprachliche Ausdruck Goethes wird darin Wort für Wort mit den beiden altsprachlichen Vorlagen parallelisiert. Und so erkennt man etwa, wie Goethe derbe Ausdrücke und Bezeichnungen austauschte oder sie entschärfte. Durch das mimische Agieren der Schauspieler in ihren aus bunten Pappen gefertigten Vogelkostümen würden ohnehin alle Zuschauer – auch die, denen zum Beispiel der Aristophanes-Text oder Hintergründe des

höfischen Klatsches nicht geläufig waren – verstehen, was der Dichter hier in Worte kleidete. Mit seinen ornithologischen Anspielungen nutzte Goethe dazu ein paar Kunstgriffe, die über den Aristophanes absichtsvoll hinausgehen. Statt des Wiedehopfs (der lüsterne Thrakerkönig Tereus war von Zeus in diesen Vogel verwandelt worden) machte Goethe den Uhu zum König der Vögel. Der Uhu bzw. »Schuhu« ist als Nachtvogel von Natur aus der verhasste Feind aller Tagvögel. Da sie den Uhu, werden sie seiner bei Tage ansichtig, stets »anhassen« und angreifen, nutzte man ihn auch zu Goethes Zeit als Lockvogel bei der Jagd. Dazu band man einen Uhu auf einem Gestell an, und wenn die Vögel ihn in Scharen angriffen, schossen sie die Jäger (auch im Weimarer Ilmpark) aus einer zu ihrer Tarnung errichteten »Rabenhütte«. Wird der Uhu ikonografisch traditionell als der Vogel der Weisheit und der überlegenen Herrschaft gelesen, steht er in bildmotivischer Verwendung nicht selten für Sündhaftigkeit, Verführung und Fleischeslust. Bei all seiner behaupteten Weisheits- und Tugendpredigerei ist der unter der Vogelmaske des Schuhu versteckte Lüstling nachts hinter den schönen Nachtigallen her: Der exotische Papagei – als Diener des Königs der Vögel war es bei Aristophanes noch der Zaunkönig – beklagt sich neidvoll über den Schuhu und dessen Appetit auf die schönen Nachtigallen, weil für ihn selbst bestenfalls die hässlichen übrig blieben.

Wo aber Hoffegut beim Gesang der Nachtigall bemerkt, dass sie »eine hübsche Stimme« habe und er sie sich doch einmal »in der Nähe« ansehen möchte, hatte Aristophanes deutlich frivoler formuliert: Dessen Euelpides (Hoffegut) meinte zu seinem Freund Peisthetairos (Ratefreund) über die schöne, in die Nachtigall Prokne verwandelte Gattin des Thrakerkönigs Tereus: »Dann weißt du also, dass ich wohl Lust hätte, sie die Schenkel breitmachen zu lassen.« In der lateinischen Fassung heißt es dazu, »dass ich sie mit Vergnügen ordentlich durchkneten würde«.

Als Aristophanes' Auswanderer Peisthetairos von den ihn anhassenden Vögeln angriffen wird, nimmt er zu einer Notlüge Zuflucht, er sei nämlich in Wirklichkeit gar kein

Mensch, sondern ein ängstlicher »Zitterhahn«, ein »Schüchterling«, ein Vogel aus Libyen. Der Treufreund Goethes führt die feindseligen Vögel dagegen hinters Licht, indem er keck behauptet, er und sein Begleiter seien gar keine Menschen, sondern Vögel aus der Südsee, die auf der Überfahrt ihre Federn verloren hätten: »Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht.« Sein Reisebegleiter Hoffegut sei »der Otahitische Mistfinke, nach dem Linné Monedula ryparocaudula« (WA I 17: 99).



WA I 17,99,11	1670 Aristoph. Av. 65	Ruppert 1239: Übs Aristoph. Av.
Otahitisch [Homofunktionale Substitution]	Αιβυκὸν «aus Libyen» Αιβυκός «Libysch»	Lybica «aus Libyen» Lybicus «Lybisch»
Vierter Vogel. Zu welchem Geschlecht wagt ihr euch zu rechnen? Treufreund. Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht. Dieses ist der **Otahitische** Mistfinke, nach dem Linné Monedula ryparocaudula; und ich bin von den Freundsinseln, der große Hosenkackerling, Epops maximus polycacaromerdicus; es gibt auch einen kleinen, der ist aber nicht so rar.	ΘΕ. Ἀπολεῖσθον. ΕΥ. ἀλλ' οὐκ ἐσμν ἀνθρώπω. ΘΕ. τί δαί; | ΕΥ. Ὑποδεδιὼς ἔγωγε, **Αιβυκὸν** ὄρνεον. «DI: Umkommen sollt ihr beide! EU: Nein, wir beide sind keine Menschen. DI: Was dann? | EU: Ich für meinen Teil bin der "Zitterhahn", ein Vogel **aus Libyen**.»	SER. Pereatis. EU. sed non sumus homines. SER. quid autem? | EU. Timens [Timidiuscula dicor] ego **Lybica** avis. «DI: Ihr sollt umkommen! EU: Aber wir sind keine Menschen. DI: Sondern was? | EU: Der Furchtsame ["Kleiner Schüchterling" heiße] ich, bin ein Vogel **aus Libyen**.»

»Notlüge nach Angriff der Vögel«: Auszug aus unserer *Vögel*-Wortkonkordanz, erstellt von Rainer Ziemann.

Im GWb lautet die Bedeutungserklärung beim Wörterbucheintrag »Monedula«: »›Monedula ryparocaudula‹ fiktiv-scherzhafte ornithologische Bezeichnung, in Parodie zoologischer Nomenklatur; nach lateinisch Corvus monedula: Dohle, rypars: schmutzig, caudula: Schwänzchen« (GWb 6: 307). Der Vogelname bedeutet also eigentlich: die Dohle mit dem schmutzigen Schwänzchen. Das war schon ein sehr derber Scherz, wenn man sich vorstellt, dass mit der Figur Hoffegut Anspielungen auf den jungen Herzog oder den Prinzen Constantin beabsichtigt schienen. Sich selbst stellt der Treufreund in seiner Not als ängstlichen Vogel aus der Südsee vor: »[…] und ich bin von den Freundsinseln, der große Hosenkackerling, Epops maximus polycacaromerdicus«. Im GWb lautet der Eintrag zu »Epops«: »griechischer

Name für Wiedehopf, in der quasi-terminologisch drastisch-komischen Verbindung ›E. maximus polycacaromerdicus‹ zur Charakterisierung der Figur des Treufreund aus den ›Vögeln‹« (GWb 3: 227). Beim Buchstaben E haben sich unsere früheren Kollegen noch diskret zurückgehalten mit einer expliziteren Darstellung: Die unappetitliche Artbezeichnung, gebildet aus *polys* (viel), *cacare* (seine Notdurft verrichten/sich besudeln) und *merda* (Kot), für den sich vor Angst in die Hose machenden Treufreund versteckten sie in einer Fußnote. Goethe orientierte sich hierbei übrigens unmittelbar an Aristophanes' Vorlage.

Warum aber behauptete Goethes Treufreund, dass sich ihre Vogelheimat auf den Südseeinseln befände? Die Sehnsucht nach Tahiti und dem dort angeblich herrschenden freien naturnahen Leben regte kurz nach der Veröffentlichung der Südsee-Reisebeschreibungen von Louis-Antoine de Bougainville, Philibert Commerson, James Cook oder Georg Forster die Fantasie auch des deutschen Publikums heftig an. Tahiti galt zunächst – nicht nur wegen des hier gemessenen Venus-Durchgangs durch die Sonne – als die Insel der Venus, als »Neu-Kythera«. In den Berichten wurden die schönen jungen Tahiti-Mädchen als freie Naturkinder geschildert, die sich auch den überraschten Europäern ganz ohne jede Schamhaftigkeit zum Liebesspiel anboten. Doch machten bald Berichte über Geschlechtskrankheiten die Runde, die sowohl die Mädchen und Frauen auf jenen Inseln als auch die männlichen Reisenden heimsuchten. Die in Goethes *Vögeln* thematisierte Verbindung zwischen dem Liebesakt und der Angst vor Ansteckung war immer wieder ein wichtiges zeitgenössisches Thema, auch zwischen Goethe und seinem Herzog Carl August. Goethe verschleierte taktvoll in seinen schriftlichen Zeugnissen alle diesbezüglichen Anspielungen.

In unserem Wortartikel »Penis« heißt die Bedeutungserklärung unter dem Gliederungspunkt b: »›penem purissimum erhalten‹ im Sinne von keinen häufig wechselnden Geschlechtsverkehr ausüben; Anspielung auf eine (in Suetons ›Vita Horatii‹ überlieferte, sich jedoch wohl auf die Vermeidung homosexueller Praktiken beziehende) scherzhafte

Bezeichnung Kaiser Augustus' für Horaz« (GWb 6: 1188). An Carl August, der sich als Militär in Berlin befand, hatte Goethe diskret geschrieben: »Wenn nur nicht ein ander Übel Sie in Berlin fest hielte! Darüber tröst ich mich weniger. Besonders da ich mich von dieser Seite so sicher fühle. Leider will sich die Vorsicht und Genügsamkeit Ihres häußlichen Rathes und Dichters [Selbstbezeichnung des Schreibenden], der selten allein schläft und doch penem purissimum erhält [den Penis in höchstem Maße rein hält], nicht für die Lebensweise eines militarischen politischen Prinzen schicken« (WA IV 51: 89).

Carl August hatte sich 1788, als er fern von Weimar als preußischer General in Holland stationiert war, angesteckt. Goethe, der sich zu der Zeit in Rom aufhielt, sah sich daraufhin zu einem aufmunternden Brief an den nun bekümmerten Herzog veranlasst und bekundete in metaphernreicher Dezenz, dass er sich hineinversetzen könne in die Versuchungen, denen man allein in der Fremde ausgesetzt sei (vgl. WA IV 8: 346 f.).

Er wusste, wovon er sprach. Die Liebesgenüsse während seines römischen Aufenthaltes waren gelegentlich auch von der Angst vor venerischer Krankheit überschattet. Als lauernde Schlange drohte sie sich selbst ins »lieblichste Gärtchen« der Geliebten einzuschleichen (*Römische Elegien;* WA I, 53: 42). Schon acht Jahre zuvor aber hatte er auf die Gefahren freizügiger Liebeskontakte in einer Tiermetapher angespielt, indem er dem Hoffegut in seinen *Vögeln* als Tarnnamen den eines »Otahitischen Mistfinken« gab, eines exotischen Südseevogels mit einem schmutzigen Schwänzchen.

Literatur

Forster, Georg (1777): *A voyage round the world: in His Britannic Majesty's sloop, Resolution, commanded by Capt. James Cook, during the years 1772, 1773, 1774 and 1775*. 2 Vol. London: B. White, J. Robson, P. Elmsly.

Goethe, Johann Wolfgang von (1887–1919): *Werke*. Hg. v. Sophie Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach (Weimarer Ausgabe). Weimar: Böhlau. Abt. I–IV. (WA).

Goethe-Wörterbuch (1978 ff.). Hg. v. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Akademie der Wissenschaften Göttingen, Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Stuttgart: Kohlhammer (GWb).

Goethe-Wörterbuch online. URL: http://woerterbuchnetz.de/GWB (Abgerufen 29.9.2018).

P – *Apotheke, Berlin Mitte*

Purismus.
Zur polnischen Wissenschaftssprache des langen 19. Jahrhunderts

Jan Surman

Einer der polnischsprachigen Diskussionsbeiträge zum technischen Wortschatz um 1900 handelt von einer »wortschaffenden Maschine«. Sie war aus ein paar Scheiben unterschiedlichen Durchmessers zusammengestellt, auf denen »Suffixe, Präfixe und Endungen« aufgeschrieben waren – bis auf eine, auf der jeweils ein Blättchen mit dem Wortstamm zu fixieren war. Dann wurden die Scheiben verschoben, bis das so konstruierte Wort akzeptabel war. Kazimierz Obrębowicz, der diese Maschine konstruiert hatte, saß als bereits alter und sehbehinderter Mann häufig nächtelang in seiner Wohnung und »spielte« mit dieser Maschine – so berichtet es jedenfalls Rzewnicki (1926: 6).

Diese Beschreibung soll nicht nur eine der materiellen Techniken der Spracherzeugung in Erinnerung rufen – eine weitere, nämliche reisende Wörterlisten, werde ich unten noch vorstellen –, sondern auch auf eine Atmosphäre verweisen, die in Warschau um 1900 herrschte, als polnischsprachige Ingenieure aus ihrer Berufspraxis heraus sich daran machten, aus der polnischen technischen Fachsprache Fremdwörter auszuradieren und sie durch einheimische Wörter zu ersetzen – durch einen Wortschatz, der übrigens in Krakau wiederum als durch die russische Sprache beeinflusst angesehen wurde. Dieser Sprachpurismus – das Wort selbst kommt aus dem Lateinischen und gelangte durch das Französische in mehrere Sprachen der Welt – war im Fin de Siècle weder neu für das Polnische noch war er eine Eigenheit allein dieser Sprache. Die Académie française wacht seit 1635 über

die Reinheit der französischen Sprache, für das Deutsche könnten Christian Wolff oder Joachim Heinrich Campe als Protagonisten einer solchen Haltung genannt werden, die Slowaken versuchten nach 1990 ihre Sprache von tschechischen Einflüssen und von Anglizismen zu »reinigen«, und auch jetzt ist in den verschiedensten Ländern die Diskussion über Verteidigungsstrategien gegenüber dem Global English und damit einhergehenden Anglizismen im Gange oder besser gesagt erneut entflammt.

Sprachpurismus hat also seine eigenen Zeiten, und blickt man in die Sprachgeschichten, finden sich Faktoren, die ihn begünstigen, genauso wie solche, die die Internationalisierung einer Sprache fördern. Politik ist naheliegenderweise einer der gewichtigsten Faktoren, der allerdings in beide Richtungen wirksam werden kann. Aus nationalistischer Perspektive wird Sprache oft als ein Medium angesehen, um die polnische Kultur von der russischen und deutschen abzugrenzen, die deutsche von der französischen oder die französische Kultur von ihren römischen Ursprüngen. In Zeiten politisch-sozialer Identitätskrisen wirkt ein Rekurs auf die »eigene« Sprache, oft mit dem Verweis auf eine glorreiche Vergangenheit, stabilisierend und begünstigt die Nationenbildung. Zu Zeiten der politischen Umbrüche und Revolutionen ging eine Reform der verschiedenen europäischen Sprachen oft mit der Entfernung des Wortschatzes des Ancien Régime oder auch der »Reinigung« der Sprache von den Wörtern der »kapitalistischen/bourgeoisen Nationalisten« einher. Doch werden auch linguistische Argumente eingeflochten, etwa das vom »Geist der Sprache« im 19. Jahrhundert bis hin zur Sapir-Whorf-Hypothese über den Einfluss der Sprache auf die Sicht der Welt im 20. Jahrhundert, um nur zwei prägnante Beispiele zu nennen. Im 19. Jahrhundert spielte auch die Pädagogik eine Rolle, indem postuliert wurde, dass die Kinder in der Sprache zu lernen haben, die sie am besten von klein auf kennen, wobei die Ent-Elitarisierung der Kultur im Zuge der Nationen- und Staatenbildung dazu führte, dass als Sprache der Kinder häufig die Volkssprache gewählt wurde. Auch (anti-)religiöse Motive konnten für

den Purismus mobilisiert werden, wie etwa bei Wolff, der die Sprache säkular machen wollte, was mit der Entfernung der aus der Kirchensprache Latein stammenden Worte einherging. Somit kann in dieser Linie (die sich durchaus noch weiter verfolgen ließe) von einem epistemischen Purismus gesprochen werden, in dem die Sprachreinigung mit einer wissenschaftlichen Neuorganisation einhergeht. Formten im späten 18. Jahrhundert französische Wissenschaftler die chemische Nomenklatur noch auf der Basis des Griechischen und Lateinischen – sie orientierten sich hierbei an den Sprachtheorien Étienne Bonnot de Condillacs (Bensaude-Vincent 2010) –, so verfolgte bereits der deutsche Idealismus eine radikale Abkehr von Fremdwörtern und einen »Idealismus des Deutschen« (Summerell 2000: 179).

Am Beispiel von Warschau um 1900 lässt sich das Motiv des Sprachpurismus in seiner Vielschichtigkeit und insbesondere im Verhältnis zu den Wissenschaften sehr gut skizzieren. Angemerkt sei, dass es sich hier letztlich um ein transnationales Phänomen handelt, das eng verbunden ist mit der Nationalisierung Zentraleuropas, denn die Einflüsse, Referenzen und Anknüpfungspunkte, wie eine nationale Wissenschaftssprache zu gestalten sei, führten häufig über die Grenze der polnischen »Imagined Community« hinweg. Gleichzeitig war diese »Imagined Community« in Bezug auf die Praxis des Sprachpurismus keineswegs homogen, schon weil die ideale, reine Wissenschaftssprache aus der Sicht der Protagonisten in Warschau (Russisches Imperium) etwas anderes war als aus der Perspektive derjenigen in Krakau (Habsburgermonarchie).

Die ersten Ansätze des Sprachpurismus entstanden zeitgleich mit den Bemühungen, ein polnischsprachiges Bildungssystem aufzubauen, und sind mit der Kommission für Nationale Bildung (1773–1794) verbunden. Da die polnische Sprache der Eliten des 18. Jahrhunderts ein sonderbares Mischmasch französischer, lateinischer, aber auch deutscher Wörter war, so die Kritiker, sollte das Bildungssystem – vor allem im Medium der Schulbücher – die Fremdwörter entfernen, die Syntax regulieren und so eine polnische Litera-

tursprache aufbauen. Bereits um 1770 waren die Denker der polnischen Aufklärung zunehmend der Meinung, dass aus der polnischen wissenschaftlichen Terminologie die »Makkaronismen« (also die Fremdwörter) entfernt und an ihrer Stelle »polnische« Neologismen eingeführt werden sollten. Woher diese stammen sollten – aus alter Literatur oder aus den verwandten slawischen Sprachen –, war eine Frage, die unterschiedlich beantwortet wurde. Die Volkssprache als Modell war weniger populär, einerseits weil die polnischen Denker den französischen Ansätzen folgten, die auf die Verwendung eines historischen Wortschatzes pochten, andererseits weil die gesprochene Sprache regional unterschiedlich war, was praktische Probleme nach sich gezogen hätte (Mayenowa 1958).

Wurden in dieser Tradition der Purifizierung der Sprache bis etwa 1830 wissenschaftliche Traktate geschrieben, die die Basis der chemischen (Jan Śniadecki), grammatischen (Onufry Kopczyński) oder mathematischen (Jędrzej Śniadecki) Terminologie im Polnischen bildeten, änderte sich die Situation, als man sich zusehends von den französischen Ansätzen (vor allem Condillacs) abkehrte und sich der Volkssprache als Modell zuwandte, wofür insbesondere Herder und der deutsche Idealismus als Vorbild fungierten. Nun hatte sich aber auch die politische Situation geändert – Polen-Litauen war unter drei Mächte aufgeteilt – und die Kommunikation deutlich erschwert, vor allem seit das Russische Imperium 1830 nach dem Novemberaufstand eine verstärkte Zensur einführte und polnische Bildungsanstalten liquidierte. Für den neuen Purismus seien an dieser Stelle nur zwei Beispiele genannt. Bronisław Trentowski, ein messianistischer Philosoph, der an der Warschauer Universität studiert hatte, ehe er nach 1830 aus politischen Gründen nach Freiburg übersiedelte, verfasste in den 1840er Jahren eine Reihe von Traktaten, die auf der Sprachebene den vermeintlich einzig wahren Weg zur Erkenntnis in der weder durch den französischen Realismus noch den deutschen Idealismus verunreinigten Sprache des Volkes suchten. Dies resultierte in einer Vielzahl an Neologismen und Paläolo-

gismen, die bis zu einem Drittel des Wortschatzes seiner Texte ausmachten. Auch wenn Trentowski sich bemühte, seine Wörter zu explizieren, fanden sie nur bei den Dichtern eine Aufnahme und seine Werke gerieten, trotz ihrer gedanklichen Originalität, wegen sprachlicher Obskurität in Vergessenheit, ehe sie, schon mit langen Indizes versehen, in den 1970er Jahren neuentdeckt wurden (Surman 2016). In der Freien Stadt Krakau bildete sich in den 1830er Jahren rund um die Universität unter den Medizinern ein ähnlicher Ansatz heraus, der den medizinischen Wortschatz aus der Volkssprache zu extrahieren und durch Artikel, Bücher und Wörterbücher zu kodifizieren suchte. Doch blieb auch dieser Zugang ein kurzlebiger und nur wenige dieser Wörter setzten sich durch. Einer der Gründe dafür war, dass die Wörter aus der im Umfeld von Krakau gesprochenen Sprachvarietät des Polnischen stammten und für Mediziner aus den anderen Zentren der polnischsprachigen Medizin, Warschau oder Vilnius, schwer verständlich waren. Zudem wurden die Publikationen wegen der Zensur und der erschwerten Einfuhr der Bücher über die Grenze des Russischen Imperiums hinweg nur zögerlich außerhalb Krakaus wahrgenommen (Oettinger 1881).

Die lokale Herkunft prägte die volkssprachenbasierten terminologischen Versuche der Puristen lange durch das 19. Jahrhundert hindurch, nicht nur unter den Polen, sondern auch beispielsweise unter den Ukrainern, deren »Imagined Community« und somit auch ihre »Imagined Language« durch die Grenze zwischen dem Russischen Reich und der Habsburgermonarchie getrennt war (Surman, im Druck). Um diese Grenze zu überwinden, wurden neben dem Austausch von Literatur und, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, den nun möglichen gegenseitigen Besuchen auch weitere Techniken verwendet. So schickten die Gelehrten ihre Wörterlisten auf Reisen, so dass die Varianten aus unterschiedlichen Regionen verglichen werden konnten (Kreuder-Sonnen 2014). Dennoch war hier die Problematik imperialer Grenzen weiterhin sichtbar: Was in Warschau als Russizismus galt und entfernt werden sollte, war

in Krakau oder Posen akzeptabel, denn dort wurden eher Germanismen als Problem angesehen. Konsequenterweise gab es immer wieder Streitigkeiten, welches Wort nun der bestgeeignete Ersatz sei. Die Artikel mit Diskussionen über die Alternativen, Streitschriften, konkurrierende Wortlisten und (Kurz-)Wörterbücher etc. füllten die Zeitschriften. Nun aber – und hier fanden diese Auseinandersetzungen gewissermaßen ihren Höhepunkt – waren es Ingenieure, die diese Frage beschäftigte (Rzewnicki 1926), und zwar nicht nur im Sinne der Erfindung solcher Maschinen wie derjenigen Kazimierz Obrębowicz, sondern auch als Experten bezüglich ihrer Fachsprachen. In den Naturwissenschaften wie auch der Medizin war die Entwicklung der Terminologie bereits abgeschlossen und deren Internationalisierung auf der Basis vor allem des Lateinischen setzte sich durch, während nur noch vereinzelte Stimmen eine Re-Polonisierung verlangten. Es müsste noch eingehender untersucht werden, warum gerade die Technik und das Ingenieurswesen die umkämpften Gebiete der Sprache waren. War es wegen der Praxisnähe dieser Bereiche, weshalb auch die meisten Ingenieure nicht aus dem Umfeld der Universitäten kamen, oder weil die technische Sprache um 1900 stark »verunreinigt« war? Fest steht, dass die Diskussionen auf diesem Gebiet auch nach 1918 andauerten, nur unter den veränderten soziopolitischen Umständen eines sich nationalisierenden Staates, der auf eine starke Vereinheitlichung der Sprache abzielte.

Literatur

Bensaude-Vincent, Bernadette (2010): »Lavoisier lecteur de Condillac«. In: *Dix-huitième siècle*. 42. S. 473–489.

Kreuder-Sonnen, Katharina (2014) : »Übersetzungen zwischen Bakteriologie und Nation im polnischen Königreich am Ende des 19. Jahrhunderts«. Vortrag gehalten am 22.3.2014 im Rahmen der *Dritten Tagung Deutsche Polenforschung* in Gießen.

Mayenowa, Maria Renata (1958): »Wstęp«. In: Florczak, Zofia/Pszczołowska, Lucylla (Hg.): *Ludzie Oświecenia o języku i stylu*. Bd. 1. Warszawa: Państwowy Instytut Wydawniczy, Polska Akademia Nauk. S. 5–51.

Oettinger, Józef (1881): »Przedmowa spółautora«. In: Komisja terminologiczna Towarzystwa lekarskiego krakowskiego (Hg.): *Słownik terminologii lekarskiej polskiej*. Kraków: Towarzystwo lekarskie. S. VII–XII.

Summerell, Orrin F. (2000): »Einbildungskraft und Vernunft: Die Widerspiegelung der absoluten Identität in Schellings Philosophie der Kunst«. In: Asmuth, Christoph/Denker, Alfred/Vater, Michael (Hg.): *Schelling: Zwischen Fichte und Hegel/Between Fichte and Hegel*. Amsterdam/Philadelphia: B. R. Grüner. S. 179–212.

Rzewnicki, Jan (1926): *Prace nad słownictwem elektrotechnicznem 1900–1925*. Warszawa: Stowarzyszenie Elektrotechników Polskich.

Surman, Jan (2016): »Übersetzung der Dialektik: Polnische nationale Philosophie von August Cieszkowski und Bronisław Trentowski als Übersetzung des deutschen Idealismus«. In: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung*. 65 (4). S. 531–550.

Surman, Jan (im Erscheinen): »Science and Terminology in-between Empires: Ukrainian Science in a Search for its Language in the nineteenth century«. In: *History of Science*.

Q – *Hypo, Berlin Charlottenburg*

Qualm.
Die Aromatik von Feuer und Rauch in Sprache und Chemie

Thomas A. Vilgis

Sensorik und Sprache

Wir sprechen viel über das Essen, über dessen Gesundheitsaspekte, die heilende Wirkung von vermeintlichem Superfood oder über Diäten, die uns das ewige Leben verheißen. Wenn es um das Sinneserleben der Speisen geht, fehlt es oft an aussagekräftigen Worten. Eher lassen wir Bilder sprechen, noch nie wurde so viel Essen fotografiert und über soziale Medien geteilt. Kein Wunder, denn auf die Frage »Wie hat es geschmeckt?« sind präzise Antworten eher selten. Oft werden Begriffe, die Geschmack, Geruch oder gar Textur beschreiben, durcheinandergeworfen und mit einem banalen »Das war gut« zusammengefasst. Unsere gegenwärtige Alltagssprache erlaubt es kaum, die sensorischen Eindrücke klar zu beschreiben (Olofsson/Gottfried 2015; Wnuk/Majid 2014).

Bemüht man die Naturwissenschaften, lichtet sich der Nebel ein wenig. Die fünf Basisgeschmacksrichtungen süß, sauer, salzig, bitter und umami werden ausschließlich durch wasserlösliche Substanzen wie Zucker, Zitronensäure, Kochsalz, Coffein und Glutamat ausgelöst, Gerüche meist durch fettlösliche und leicht flüchtige Aromastoffe, die Textur durch molekulare physikalische Strukturen. Offenbar bestehen die Auslöser für die Phänomene »Geschmack«, »Geruch« und »Mundgefühl« in einer Vielzahl von Molekülen, Ionen, chemischen Strukturen und Molekülverbänden sowie deren dynamischem Zusammenspiel. Um dies zu beschreiben, wurde eine »universelle, naturwissenschaftlich basierte Sprache«

entwickelt, die aus Formelzeichen besteht (vgl. Vierich/Vilgis 2017a). Ehe man aber in die Verlegenheit kam, Geschmack und Duft von Essen beschreiben zu wollen, musste erst das Kochen erlernt werden. Dies begann mit Feuer und Qualm.

Feuer und Rauch – eine einschneidende Entdeckung

Eine der größten Errungenschaften der Menschheitsgeschichte war die Kontrolle über das Feuer, die das Garen von Lebensmitteln und die Nutzung von Rauch ermöglichte (Wrangham 2009). Das Kochen begann und damit auch kulturelle und systematische Transformationen von Lebensmitteln. Standen zuvor – neben fermentierten (gegorenen oder verfaulten) – vor allem rohe Lebensmittel und Aas als Nahrungsquelle zur Verfügung, ermöglichte die Nutzung des Feuers die Entwicklung einer neuen, bis dahin unbekannten Ernährung – die »Lebensmitteltechnologie« begann. Lebensmittel wurden durch Kochen und Räuchern chemisch und physikalisch verändert – und sie dufteten und schmeckten besser. Der herzhafte Geschmack »umami« wurde entdeckt, und die Menschen feuergarten weiter. Es gibt tatsächlich Hinweise, dass die Lust auf den Umamigeschmack eine der Haupttriebfedern der Evolution war, denn das Essen, das sich die Menschen nun zubereiteten, sorgte mit hoher Proteinzufuhr und den essenziellen langkettigen mehrfach ungesättigten Fettsäuren allmählich für eine starke Vergrößerung des Gehirns (DeCasien et al. 2017). Auch die Entwicklung von sozialen Strukturen, Kunst sowie von Sprachen für die Kommunikation wird mit der Kunst des Kochens in Verbindung gebracht (Dunbar 2009). Es sei dabei nur am Rande an die Kommunikation mittels Feuer- und Rauchzeichen erinnert, die in einigen Ethnien üblich war (Seboek 2001).

Vom Qualm zu den Wörtern

Feuer ermöglichte auch neue Techniken zur Konservierung, unter anderem durch das Räuchern (Maga 2018), was sicherlich auch wegen des angenehmen, leicht würzig-süßlichen

Dufts des Geräucherten attraktiv war und ist. Bereits im Paläolithikum wurde Rauch zur Konservierung verwendet. Natürlich waren chemische Reaktionen und physikalische Vorgänge nicht bekannt, aber die Resultate aus »gekocht, geröstet, gegrillt und geräuchert« mussten benannt werden, um sie untereinander zu kommunizieren und die dafür eingesetzten technischen Errungenschaften weiterzugeben und weiterzuentwickeln. Interessanterweise sind es sogenannte Naturvölker, in deren Sprachen wir heute (noch) ein breites Vokabular für diese Empfindungen vorfinden – dazu gleich mehr [→ *Existenzfragen*].

In unserer Gegenwartssprache ist es dagegen äußerst schwierig, beispielsweise Geruch und Geschmack von Räucherwaren zu beschreiben. Meist sind vergleichende Formulierungen, etwa »das riecht nach Räucherschinken« gebräuchlich, selbst wenn es sich um ganz andere Produkte, etwa fränkische Rauchbiere, geräucherte Fische oder Käse handelt. Wie groß aber die Vielfalt und Komplexität der Raucharomen sind, kann die Chemie uns lehren (vgl. Vilgis 2011).

Die Sprache der Chemie

Die Naturwissenschaften haben »universelle« Sprachen geschaffen, zum Beispiel chemische Strukturformeln, die mehr ausdrücken als Worte. Geübte »Leser« können in den chemischen Formeln von Geruchsstoffen den jeweiligen Geruch erkennen und ihn sich vorstellen, darüber hinaus aber etwa auch Ursprung und Herkunft des Geruchs ablesen oder gar die chemischen Prozesse und Reaktionswege, wie er entstanden ist (vgl. z. B. Legrum 2011). Beim Rauch wird dies erkennbar, da beim Verglimmen aus den verschiedenen Bestandteilen des Holzes, Cellulose und Lignin, deutlich unterscheidbare Geruchstypen entstehen.

Strukturformeln für Geruchsstoffe sind für Aromachemiker tatsächlich gut funktionierende »Schriftzeichen«, die sofort in eine große Zahl von Informationen übersetzbar sind. Anders als die Schriftzeichen vieler Sprachen, die – wie auch unsere Schrift – deren einzelne Laute bezeichnen, enthält die

Geruchsstoffe aus Cellulose und Hemicellulose		
Aromaverbindung	**Chemische Struktur**	**Geruchsattribute**
Acetaldehyd		stechend, ätherisch, fruchtig, frisch, grün
Ameisensäure		stechend, essigartig, beißend, fruchtig, fermentiert, senfartig, brotartig
Formaldehyd		stechend, beißend
Maltol		süßlich, karamellartig, zuckerwatteartig, konfitürenartig, fruchtig, brotbackartig
Furan		ätherisch, röstig, erdig
γ–Butyrolacton		sahnig, ölig, fettig, karamellartig, milchig, pfirsichartig

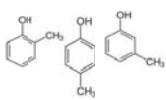
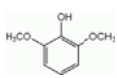
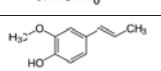
Geruchsstoffe aus Lignin		
Aromaverbindung	**Chemische Struktur**	**Geruchsattribute**
o-,m-, p-Kresol		aromatisch, animalisch, medizinisch, holzartig, lederig, moderig, erdig, rauchig
Vanillin		aromatisch, süßlich, vanilleartig, sahnig, schokoladenartig sahnig, milchig
Guajacol		aromatisch, rauchig, würzig, holzig, rauchschinkenartig, vanilleartig, medizinisch, fleischig
Syringol		rauchig, aromatisch, balsamisch, schinkenartig, süßlich, fleischartig, würzig
4-Methylguajacol		aromatisch, würzig, lederig, torfartig, gewürznelkenartig, holzig, chemisch
Isoeugenol		würzig, süßlich, nelkenartig, holzig, würzig, floral
Naphthalin		stechend, harzartig, teerartig, erdig

Tabelle 1: Kleiner Auszug aus dem chemischen Vokabular des Rauchs: Einige typische Vertreter von Raucharomen beschrieben in chemischen Formeln und in ihren Geruchsattributen. Cellulose, Hemicellulose und Lignin sind die Hauptbestandteile von Holz.

Zeichensprache der Chemie nämlich semantische Elemente, wie sie auch von chinesischen Schriftzeichen bekannt sind. An einigen Beispielen von Raucharomen soll die Übersetzung von chemischen Begriffen und Formeln in deutsche Attribute vorgestellt werden.

Die für die meisten Leserinnen und Leser sicherlich kryptischen Strukturformeln lassen die Fachleute schon auf den ersten Blick erkennen, aus welchem Holzbestandteil ein Aroma stammt. So ist der Benzolring ein gemeinsames »Bildelement« aller Formeln im zweiten Teil der Tabelle (»Geruchsstoffe aus Lignin«) und fehlt komplett in deren oberem Teil (»Geruchsstoffe aus Cellulose und Hemicellulose«). Kein Wunder, denn die obere Gruppe stammt aus Polysacchariden des Zellmaterials, deren Grundelemente, die Monomere, durchweg zuckerartige Stoffe sind, während der zweite Teil aus dem Lignin stammt, dessen Grundbausteine stets Aromaten enthalten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass beide Gruppen sich in ihren Gerüchen klar unterscheiden.

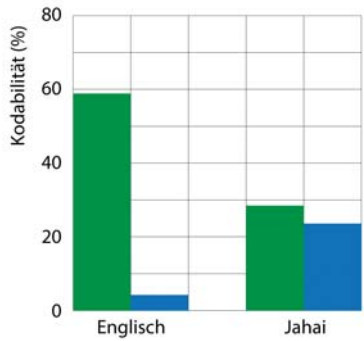
Am deutlichsten und für jeden nachvollziehbar lässt sich dies in der eigenen Küche nachstellen: Wird Haushaltszucker leicht erhitzt, breitet sich ein ganz charakteristischer »Karamellgeruch« aus, der vorwiegend durch das Molekül Maltol bestimmt ist. Dieser Geruch unterscheidet sich deutlich von dem des Vanillins oder des Eugenols der Gewürznelke, die bei der Verbrennung von Holz im Rauch vorkommen und auf das Lignin zurückzuführen sind. Damit erklärt sich auch die Veränderung des Rauchgeruchs mit Glimmtemperatur und Zeitverlauf: Die stechenden und karamellartigen Gerüche sind bei niedrigen Glimmtemperaturen oder zu Beginn der Rauchbildung zu vernehmen, die würzig-aromatischen Gerüche des stabileren Lignins erst bei höheren Glimmtemperaturen und nach längerer Zeit.

Beim Verglimmen von Lignin bilden sich unterschiedliche Geruchsstofftypen und so hat der Koch bei der Raucherzeugung eine breite Aromapalette zur Verfügung. Menschen mit guten Nasen werden diese Unterschiede sehr wohl wahrnehmen. Doch ihre sprachliche Artikulation bleibt schwierig – wie auch in der Spalte mit den Geruchsattributen in der

obigen Tabelle ablesbar ist: Allein die Häufigkeit des Adjektivs »stechend« bei höchst unterschiedlichen Molekülen legt nahe, dass hier eine Differenzierung fehlt. Tatsächlich »sticht« Ameisensäure in der Nase definitiv auf andere Weise als Naphthalin. Die Gerüche, die wir wahrnehmen können, sind weit vielfaltiger und »bunter«, als es unsere Sprache ausdrücken kann. Nicht umsonst appelliert die Sprache häufig an unser Geruchserinnerungsvermögen, wenn sie schlicht mit vergleichenden Begriffen arbeitet wie »gewürznelkenartig« oder »teerartig«.

Vokabularien der Gerüche in den Sprachen der Welt

Nicht nur im Deutschen, in den meisten westlichen Sprachen fehlen schlicht die Begriffe, um die feinen Nuancen der Gerüche zu beschreiben. In den Sprachen mancher traditional lebender Ethnien, etwa der Jahai in Malaysia, haben Forscher ungleich mehr Begriffe entdeckt, die Gerüche benennen (Majid/Burenhult 2014). Demnach gibt es für die Geruchsbeschreibung in dieser Sprache etwa fünfmal so viele sprachliche Kodierungen wie im Englischen (vgl. das Balkendiagramm). Dagegen hat das Englische etwa zwölfmal so viele Vokabeln



In westlichen Sprachen (hier Englisch) existieren deutlich mehr Worte für Farben (grün) als für Gerüche (blau). In manchen Sprachen traditional orientierter Ethnien (hier Jahai) ist die Zahl der Kodierungen für beide Phänomene vergleichbar (Majid/Burenholt 2014).

für Farben wie für Gerüche. In der Sprache der Jahai ist die Anzahl der Kodierungen für beides vergleichbar.

Die Deskriptoren in der Aromachemie

Da auch Wissenschaftler und andere Geruchsexperten nicht allein in Formeln kommunizieren können, sondern mit der Alltagssprache verwandte Wörter brauchen, um sich über ihren Gegenstand auszutauschen, bleibt nur die Wahl komplizierter »Deskriptoren«, wie sie zum Beispiel im Alltag in der Parfümerie (Ruppli 2017) oder bei der Beschreibung von Duftpflanzen (Oschatz 2011) zu finden sind: kurios erscheinende, auf den ersten Blick schwer verständliche Aromabeschreibungen, wie sie oben in der Tabelle auszugsweise wiedergegeben sind. Doch für die angemessene sprachliche Erfassung der sensorischen Wirklichkeit genügen diese Deskriptoren auch dann nicht, wenn man über ihre Umständlichkeit hinwegsieht. Denn – um es zunächst chemisch zu formulieren – die einzelnen Moleküle ergeben in Abhängigkeit von ihrer Konzentration einen unterschiedlichen Geruchseindruck. Darüber hinaus zeigen sich aber auch deutliche Unterschiede je nachdem, wie man riecht. Die Fachleute unterscheiden zwischen orthonasalem und retronasalem Riechen, also dem »Schnüffeln« der Nase an einer Geruchsstofflösung und dem »oralen Prozessieren«, bei dem der Geruchsstoff über den Nasenrachenraum an den Riechkolben gelangt. In chemischem Fachdeutsch wird dies in zwei voneinander abgetrennten Adjektivfolgen ausgedrückt. Das kann dann so aussehen (vgl. Vierich/Vilgis 2017b): »Vanillin (süßlich, vanilleartig, sahnig, schokoladenartig || vanilleartig, süßlich, sahnig, aromatisch, milchig)«.

Die ersten vier Deskriptoren sind jene, die unmittelbar orthonasal gerochen werden können, die Attribute nach dem Doppelstrich werden im Mund während des oralen Prozessierens wahrgenommen. Vergleicht man die beiden Wortfolgen, so wird deutlich, wie aufmerksam die Chemiker hier protokolliert haben, denn es geht nicht nur um neue Geruchsnuancen, die beim retronasalen Riechen gegenüber

dem Schnüffeln zur Geltung kommen, sondern wir nehmen die Facetten auch in unterschiedlicher Reihenfolge wahr. Insgesamt zeigen diese Deskriptoren erneut, welche Mühen die sprachliche Umsetzung erfordert und dass wir letztlich immer auf den Vergleich mit bekannten Sinneseindrücken angewiesen sind. Was allerdings auch einen gemeinsamen Erfahrungsschatz voraussetzt, der keineswegs immer gegeben ist: »Aromatisch« etwa, im Grunde ein Fachbegriff der Chemie, bezeichnet eine Geruchsrichtung, die nur Personen kennen, die jemals an den Lösungsmitteln Benzol oder Toluol gerochen haben.

Bei Maltol ist die Sachlage ähnlich. Die Übersetzung des Molekülsymbols in unsere Sprache liest sich so (vgl. Vierich/Vilgis 2017b): »Maltol (süßlich, karamellartig, zuckerwatteartig, konfitüreartig, fruchtig, brotbackartig || süßlich, karamellartig, zuckerwatteartig, konfitüreartig, fruchtig, verbrannt, brotartig)«.

Der Geruch ist also orthonasal und retronasal sehr ähnlich, dennoch in winzigen Nuancen unterschiedlich, wie sich in den abweichenden Reihenfolgen zeigt. Retronasal kommt ein schwacher Eindruck nach »Verbranntem« (Zucker) hinzu und das Attribut »brotbackartig«, ein Duft, der an den Brotbackprozess erinnert, wird durch den des fertigen Brotes ersetzt. Sind die Unterschiede marginal, wird der deskriptive Schwierigkeitsgrad hoch.

Einfacher wird es hingegen, wenn Qualm hinzukommt und nicht nur reine Geschmacksreize auslöst, sondern auch sogenannte trigeminale Reize wie zum Beispiel Temperaturempfinden, Brennen oder Stechen. Diese trigeminale Sensorik, weder dem Geschmack noch dem Geruch zuzuordnen, sind Reizungen des zentralen Trigeminalnervs, dessen Enden sowohl in Nase und Mundraum als auch auf der Haut zu finden sind. Ursache ist hier beispielsweise beim Rauch die Ameisensäure. Deren Profil liest sich: »Ameisensäure (stechend, essigartig || sauer, brennend, fruchtig, senfartig, brotartig)«.

Viele werden die Empfindungen kennen, die zum Beispiel entstehen, wenn man Essig in die zu heiße Pfanne gießt:

diesen sauer-beißenden Geruch und die starken stechenden Reize auf der Nasenschleimhaut. Die Augen tränen. Im Mund löst Ameisensäure, sie ist deutlich stärker als Essigsäure, den Geschmacksreiz »sauer« aus, wirkt aber brennend auf der Zunge, gibt Frucht- und Senfnoten dazu, ebenso wie einen Hauch Sauerteigbrot.

Was Generationen von Aromachemikern umständlich in der deutschen Sprache zusammengestellt haben, erinnert erstaunlich an das olfaktorische Lexikon der Maniq, einer ethnischen Gruppe im Süden Thailands, wie von Majid und Burenhult (2014) kürzlich publiziert. Dieses zu erfassen war keine leichte Aufgabe, denn die Maniq sind eine nichtliterarische Gemeinschaft. Die Beschreibungen wurden daher im triadischen Vergleich durchgeführt. Herangezogen wurden die Beschreibungen von sechs Männern und fünf Frauen, native Maniq, die auch der südthailändische Sprache mächtig waren.

Entnimmt man nach Majid und Burenhult (2014) und Wnuk und Majid (2014) daraus lediglich die Begriffe, die mit Feuer und Rauch in Verbindung stehen (siehe Tabelle 2), so erkennt man deutliche Zusammenhänge:

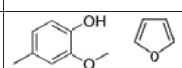
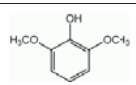
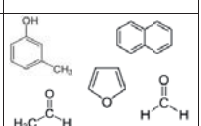
Geruchsvokabel der Maniq	**Übertragung der mit dieser Geruchsvokabel assoziierten Worte ins Deutsche**	**Sprache der Chemie**
caŋɛs	Tierhaare, verbrannte Tierhaare, verbranntes Tierfett, Sonne	
hamis	Sonne, Luft, Rauch, von der Sonne kommend	
kamloh	Rauch vom Feuer, alte Schutzhütte, baden	
miʔhuhuɸ	Schlangen, Erde, Wurzeln suchen, Wurzeln ausgraben, Pilze, Schweiß, verfaultes Holz, im Wald gehen, Feuer machen, Rauch	

Tabelle 2: Kleiner Auszug aus dem olfaktorischen Lexikon der Maniq und die (unvollständige) Übersetzung in die Sprache der Chemie in der rechten Spalte.

Beim letzten Begriff aus Tabelle 2, »miʔhuhuɸ«, kann man sich schon beim Lesen der bei diesem Geruch assoziierten Worte vorstellen, bei welcher Gelegenheit solche Düfte in die Nase steigen, die Erde, Asche und Rauch verbinden. Chemiker erkennen darin die erdigen, röstig riechenden heterozyklischen Kohlenwasserstoffe (Pyrazine, Pyrrole), Aromaten und Fettoxidationsgerüche, die beim Feuermachen auf der Erde entstehen, aber auch animalische Gerüche, die hinzukommen, wenn über diesem Feuer Fleisch gegart wird. Für die Maniq ist der Geruch offenbar ein direkter Bestandteil der Kenntnis ihres Lebensraumes, ihres »Labors«, und das Geruchslexikon ist daher ein »universelles Werk« für den Wirkungskreis aller dort lebenden Menschen. Dass sich ihr Vokabular direkt in die universelle Sprache der Chemie übersetzen lässt, ist eine überraschende Entdeckung.

Nicht nur Riechen und Schmecken wollen gelernt sein, sondern auch die Beschreibung dessen, was uns unsere Sinnesorgane erleben lassen. Dies ist in der Tat schwieriger als Chemie und Physik. Faszinierende Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten ergeben sich aber, wenn die olfaktorische Sprache mancher ethnischer Gruppen mit der Symbolsprache der Chemie verglichen wird. Kochen, das mit dem Qualm begann, Essen, Riechen und Schmecken sind die wahren Gemeinsamkeiten aller Kulturen und Sprachen. Manchmal kann es eine Naturwissenschaft sein, die diese tiefe Verbundenheit erst erkennbar werden lässt.

Anmerkung

Die Idee zu diesem Artikel ging aus der Jahresthema-Veranstaltung »Feuer, Rauch und Asche: Die Sprache des Kochens im Spiegel der Sprache der Chemie« hervor, die am 23.10.2017 an der BBAW stattfand. Der Autor dankt Prof. Dr. Matthias Drieß (Technische Universität Berlin) für die Einladung, die hervorragende Moderation des Vortrags und für die hilfreiche Unterstützung in der Chemie der Aromaten, sowie dem Sternekoch Andreas Rieger (einsunternull, Berlin) für die kreative, geschmacks- und aromareiche Umsetzung der Beispielexperimente während des Vortrags.

Literatur

DeCasien, Alex R. /Williams, Scott A./Higham James, P. (2017): »Primate brain size is predicted by diet but not sociality«. In: *Nature ecology & evolution*. 1 (5). S. 0112.

Dunbar, Robin. I. M. (2009): »The social brain hypothesis and its implications for social evolution«. In: *Annals of human biology*. 36 (5). S. 562–572.

Legrum, Wolfgang (2011): *Riechstoffe, zwischen Gestank und Duft*. Wiesbaden: Vieweg und Tebuner.

Maga, Joseph A. (2018): *Smoke in Food Processing*. Milton: CRC Press.

Majid, Asifa/Burenhult, Niclas (2014): »Odors are expressible in language, as long as you speak the right language«: In: *Cognition*. 130 (2). S. 266–270.

Olofsson, Jonas K./Gottfried, Jay A. (2015): »The muted sense: neurocognitive limitations of olfactory language«. In: *Trends in Cognitive Sciences.* 19 (6). S. 314–321.

Oschatz, Marie-Luise (2011): *Duftpflanzen und Blütenduftfamilien im Duftgarten des Botanischen Gartens der Universität für Bodenkultur Wien*. Masterarbeit Wien.

Ruppli, Sabine (2013): *Die Darstellung der Frau in Chanel N° 5 Werbespots: Entwicklung von 1970–2012.* Bachelorarbeit Université de Fribourg. München: Grin.

Sebeok, Thomas A. (2001): *Signs: An introduction to semiotics*. Toronto: University of Toronto Press.

Vierich, Thomas A./Vilgis, Thomas A. (2017a): *Aroma, die Kunst des Würzens.* Berlin: Stiftung Warentest.

Vierich, Thomas A./Vilgis, Thomas A. (2017b): *Aroma Gemüse: der Weg zum perfekten Geschmack*. Berlin: Stiftung Warentest.

Vilgis, Thomas A. (2011): »Rauch und Raucharomen, Physik, Chemie, Struktur, Funktion«. In: *Journal Culinaire*. 13. S. 42–60.

Wnuk, Ewelina/Majid, Asifa (2014): »Revisiting the limits of language: The odor lexicon of Maniq«. In: *Cognition*. 131 (1). S. 125–138.

Wrangham, Richard (2009): *Catching fire: How cooking made us human*. New York: Basic Books.

R – *Lederwaren, Berlin Lichterfelde*

Realitätenbesitzerswitwe. Ein Grabstein für die Juristensprache

Christine Windbichler

In manchen süddeutschen Gegenden war es im 19. und frühen 20. Jahrhundert üblich, auf Grabsteinen einen Hinweis auf die berufliche Tätigkeit oder sonstige Lebensstellung der Verstorbenen anzubringen. Ein solcher Hinweis ist auch die Bezeichnung »Realitätenbesitzerswitwe«, die ich einmal auf dem alten Schwabinger Friedhof gesehen habe. Was kennzeichnete die Lebensstellung der Dame außer der Witwenschaft?

Ihr Ehemann war »Realitätenbesitzer«. Realitäten im hier gemeinten Sinne kennt heute vor allem die englische Sprache, nämlich als *real estate*, den Begriff für Immobilien. Im Deutschen sind es wenige alte Wörter, die das Reale in diesem Sinn erhalten haben. Bewahrt hat sie die Sprache des Rechts. Das Realbuch ist eine alte Bezeichnung für das Grundbuch. Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) kennt auch heute noch die Belastung von Grundstücken zur Sicherung wiederkehrender Leistungen, etwa einer Rente, mit einer *Reallast* (§§ 1105–1112 BGB), die ins Grundbuch eingetragen wird.

Als Immobilienbesitzer konnte der Ehemann Grundstücke und Häuser vermieten und verpachten; von den Einkünften lebten er und seine Witwe wahrscheinlich nicht schlecht, was den Vermerk auf dem Grabstein rechtfertigte. Ohne Gefahr eines Missverständnisses sprechen wir von Grundbesitz, Aktienbesitz usw., wenn wir das Eigentum an Grundstücken oder Aktien meinen. Auch manche Gesetze tun das. § 16 des Aktiengesetzes nennt beispielsweise »in *Mehrheitsbesitz* stehende Unternehmen« solche, an denen die Mehrheit der Anteile einem anderen Unternehmen »gehört«. Ist Besitz und Eigentum also dasselbe? Mitnichten!

Da tritt bei Ihnen resolut durch die Tür ein Vertreter, der Ihnen einen neuen Kochmixer oder eine neue Religion aufschwatzen will. Er ist lästig, was machen Sie? Sie werfen ihn aus der Wohnung. Das dürfen Sie, weil Sie Besitzer der Wohnung sind ohne Unterschied, ob Sie die Wohnung gemietet oder gekauft haben, ob Sie Ihre Miete bezahlt haben oder auch nicht, ob Sie Hausgeld und Hypothekenzinsen schuldig sind oder auch nicht. Sie haben jedenfalls als Besitzer die Sachherrschaft oder *tatsächliche Gewalt* über die Sache (§ 854 BGB). Das ist eine geschützte Rechtsposition. Wohnen Sie zu zweit, dann haben Sie mit Ihrem Mitbewohner *Mitbesitz*, der Sie ebenso berechtigt, den lästigen Vertreter der Räume zu verweisen. Ihren Mitbewohner dürfen Sie aber nicht hinauswerfen (§ 866 BGB), jedenfalls nicht auf einer besitzrechtlichen Grundlage.

Wenn Sie *Housesitter*, nur zu Besuch oder die Haushalthilfe sind, sind Sie nicht Besitzer, sondern üben die tatsächliche Gewalt für den Hauptbewohner der Wohnung (Mieter, ggf. Eigentümer) aus, sind also *Besitzdiener* (§ 855 BGB). Aber auch dann dürfen Sie den Eindringling zum schleunigen Gehen bewegen, nötigenfalls mit einem Schubs (§ 859 BGB). Denn diese Verteidigungsrechte darf auch der Besitzdiener ausüben (§ 860 BGB).

Wenn die Realitätenbesitzerswitwe ein Haus vermietet, ist der Mieter also Besitzer. Ist die Witwe dann nicht mehr Besitzer? Doch, aber jetzt ist sie *mittelbarer Besitzer* (§ 868 BGB), denn der Mieter ist nur auf Zeit, das heißt für die Dauer des Mietverhältnisses, zum Besitz berechtigt. Nota bene: Das Mietverhältnis besteht auch dann noch, wenn die Miete nicht bezahlt ist. Erst Fristablauf oder eine wirksame Kündigung und Ablauf der Kündigungsfrist bringt das Mietverhältnis zum Erlöschen. Das Mietverhältnis ist zunächst eine vertragliche Beziehung, die den Vermieter verpflichtet, dem Mieter die Sache zum Gebrauch zu überlassen (§ 535 BGB). Das tut er durch die Einräumung des Besitzes, also der tatsächlichen Sachherrschaft.

Zu Lebzeiten der Realitätenbesitzerswitwe mag das Szenario einer Hausbesetzung wenig relevant gewesen sein. Dass

aber ein Nichtberechtigter sich eines Hauses bemächtigt, ist keine neue Erfindung. Ist der Hausbesetzer auch Hausbesitzer? Die »tatsächliche Gewalt« über das Haus hat er, das ist nicht zu leugnen. Also ist der Besetzer auch Besitzer. Aber: Die Witwe hat ihren Besitz am Haus aller Wahrscheinlichkeit nicht freiwillig und nach außen erkennbar aufgegeben, so wie man den Besitz an der Bananenschale aufgibt, indem man sie in den Papierkorb wirft. Das gilt auch dann, wenn der Realitätenbesitzer die Vermögenswerte verwaltete und seine Frau gar nichts über die Verhältnisse der einzelnen Häuser wusste. Denn der Besitz, obwohl keine Rechts-, sondern eine tatsächliche Beziehung zu einer Sache, ist vererblich (§ 857 BGB)! Ist die Witwe nach dem Tod ihres Mannes Erbin, tritt sie rechtlich nicht nur in die Eigentumsverhältnisse, sondern auch in den Besitz ein. Der Besetzer ist ohne ihren Willen eingezogen, hat damit *verbotene Eigenmacht* begangen, deshalb ist sein Besitz *fehlerhaft* (§ 858 BGB). Auch der Hausbesetzer darf sich eines lästigen Vertreters erwehren, kann aber selbst vom rechtmäßigen Hausbesitzer herausgeworfen werden, ggf. mit polizeilicher Hilfe.

Hier geht es um den Unterschied zwischen Eigentum und Besitz. Dies macht der Begriff des *Eigenbesitzes* deutlich (§ 872 BGB); Eigenbesitzer ist derjenige, der »eine Sache als ihm gehörend besitzt«. Das Wort »gehören« hat uns schon oben im Aktiengesetz darüber aufgeklärt, dass nicht die tatsächliche Gewalt über Wertpapiere (Aktienurkunden gibt es sowieso kaum noch) den Mehrheitsbesitz ausmacht, sondern die rechtliche Zuständigkeit. Eigentum als rechtliche Zuständigkeit an Sachen beschreibt § 903 BGB so: »Der Eigentümer einer Sache kann, soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, mit der Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen.« Die wohl wichtigste Form des Nach-Belieben-Verfahrens ist die Veräußerung. Der Realitätenbesitzer kann ein Grundstück oder ein Haus verkaufen; der Mieter kann das nicht.

Die Unterscheidung zwischen Eigentum und Besitz hat nach allem seine Berechtigung. Aber warum müssen wir uns mit solch altbackenen Wörtern wie »Besitzdiener« he-

rumschlagen? Kann man das nicht moderner und damit verständlicher fassen? Die sprachliche Anpassung von Gesetzen hat ihre eigenen Tücken. Zum einen macht das Arbeit und verbraucht Ressourcen, die vielleicht anderswo besser zum Einsatz kommen. Auch eine (nur) sprachliche Neufassung ist ein Gesetzgebungsakt, der den gesamten parlamentarischen Prozess durchlaufen muss. Das hat seine Berechtigung, denn eine sprachliche Änderung wirft sofort die Frage auf, ob nicht doch der Inhalt und die mögliche Auslegung berührt sind. Außerdem kann, was heute gängig ist, morgen schon wieder altbacken sein. Es hat auch Vorteile, Begriffe so lange nicht zu ändern, wie keine inhaltliche Änderung beabsichtigt ist. Die rein sprachliche Änderung ist dann angezeigt, wenn die alte Fassung irreführend geworden ist. Bis 2008 ließ es das Aktiengesetz zu, dass ein Aufsichtsratsmitglied für ein »behindertes« Vorstandsmitglied einspringt; nunmehr heißt es, wie von Anfang an gemeint, »verhindert«. Selbstverständlich gibt es gut und schlecht formulierte Gesetze, das ist wie alles im Leben. Die sprachlich gute Fassung ist immens wichtig und muss gepflegt werden!

Und die Witwe? Endlich ein klarer, unmissverständlicher Begriff! Der kommt allerdings im BGB nicht vor; dort ist von überlebenden Ehegatten die Rede (§ 1931 BGB).

S – *Sparkasse, Berlin Wedding*

sozudenken.
Sprach- und Schreibbewusstsein bei Uwe Johnson

Katja Leuchtenberger / Holger Helbig

Literatur ist aus Sprache gemacht, Sprache ist sozusagen das Material der Literatur. Sozusagen: Kann man das so sagen? Kann man das so schreiben? *Sozusagen* signalisiert eine Unschärfe, eine terminologische Unsicherheit, eine definitorische Hintertür, ein Gespräch, in dem es mit der Präzision nicht so genau genommen werden muss – oder eine Lage, in der es auf jedes Wort ankommt.

Das alltagstaugliche Adverb ist Wort gewordenes Sprachbewusstsein. Wer immer es benutzt, weiß, dass sich der Gedanke auch anders in Worte fassen ließe – und spricht das aus. Das liegt nicht zuletzt daran, dass mit der Wortwahl auch eine Sichtweise gewählt wird. *Sozusagen* ist eine sprachliche Brücke hin zu der Tatsache, dass sich über ein und dieselbe Sache auch ganz anders denken ließe. *Sozusagen* zeigt Aufmerksamkeit an, wendet sich an das Gegenüber, rechnet mit dessen Verständnis. Es verweist auf sprachliche Genauigkeit als Voraussetzung der Verfertigung der Gedanken.

Sozusagen ist ein geläufiges Wort, es steht seit Jahrzehnten im Duden. Sowohl in der Ausgabe von 1954 als auch in derjenigen von 2017 ist ihm in runden Klammern die Bedeutungserklärung »(gewissermaßen)« beigefügt – wobei der Duden solche Bedeutungserklärungen nur dann liefert, wenn es »für das Verständnis eines Wortes erforderlich ist […], etwa bei schwierigen Fremdwörtern, Fachtermini, umgangssprachlichen, landschaftlichen und veralteten Ausdrücken« (Duden 2017: 14; vgl. ebd.: 1037; vgl. Duden 1954: 384). In diesem Sinne ist *sozusagen* am ehesten einer alltags- und um-

gangssprachlichen Sprechweise zuzuordnen, nicht zuletzt, weil das *sagen* der zentrale Bestandteil ist. Im *Deutschen Wörterbuch* der Gebrüder Grimm [→ *Grimms Frösche*] gibt es kein Lemma *sozusagen*, aber natürlich findet sich dort ein Eintrag zum Verb *sagen*, das »zunächst von dem hervorbringen des lebendigen wortes gebraucht [wird], von mündlicher, directer mittheilung, dann aber auch in freierer anwendung« (Grimm 1854–1961: Lemma *sagen*). Im Duden-Sinn von *gewissermaßen* fällt das *sagen* in *sozusagen* unter die freiere Anwendung und ist nicht an die mündliche, direkte Mitteilung gebunden.

Der Duden gibt den Gebrauch wieder: Man kann in einem schriftlichen Text *sozusagen* sagen. Oder müsste man nicht genauer *sozuschreiben* schreiben? Dann wäre ein Bewusstsein für die Situation angezeigt: Ich schreibe, du liest. Wir denken gemeinsam. Sollte es dann nicht gleich *sozudenken* heißen?

Solche Fragen haben Uwe Johnson offenbar beschäftigt, als er 1958 die früheste heute erhaltene Typoskriptfassung seines 1959 publizierten Romans *Mutmassungen über Jakob* niederschrieb. Im Roman benutzt er an mehreren Stellen das Wort *sozusagen*, und nicht alle sind so eindeutig dem mündlichen Kontext zuzurechnen wie die erste Stelle, in der der mecklenburgische Tischler Heinrich Cresspahl am Türrahmen lehnt und »sozusagen ein letztes Wort« mit seiner Tochter Gesine »rede[t]«, bevor diese sich auf den Schulweg macht (Johnson 2017: 13). Zweimal benutzt Johnson alternativ das Wort *sozudenken* (vgl. Johnson 2017: 106, 107). Das ist eine typisch Johnson'sche Neuschöpfung. An der ersten dieser Stellen hatte er zunächst maschinenschriftlich das geläufige *sozusagen* getippt, das er dann handschriftlich in *sozudenken* änderte. An der zweiten Stelle – im selben Absatz und nur eine Typoskriptseite später – hat er von vornherein *sozudenken* getippt.

Erzählt wird in diesem Absatz davon, wie der Eisenbahner Jakob Abs sich eine wissenschaftliche Versammlung vorzustellen versucht, von der ihm der Anglist Jonas Blach erzählt hat. Jakob denkt über etwas nach, das er aus seiner beruflichen Lebenswirklichkeit nicht kennt, und er wägt dabei die Sprache seiner Gedanken ebenso sorgfältig ab,

Uwe Johnson: *Mutmassungen über Jakob*, Auszug aus Typoskript 1 (MJ[1]), mit hs. Änderung von Johnsons Hand (Uwe Johnson-Archiv Rostock, UJA/H/000350, Mappe 3, Blatt 46), mit XML-Auszeichnung.

wie er das in seiner mündlichen Rede zu tun pflegt – etwa in der Diskussion über eine Methode des Bahnwesens, in der er (so beginnt der *sozudenken*-Absatz) »[m]it Vorbedacht […] alle möglichen Benennungen aus der Sprache der Zeitungen vermieden« hatte, um seinen Gesprächspartner nicht mit Phrasendrescherei zu »verärgern« (Johnson 2017: 106).

In einem solchen sprachreflexiven Kontext gewinnt eine Neuschöpfung wie *sozudenken* ein besonderes Gewicht. Sie macht die Leser auf die semantischen Bestandteile des Ausdrucks aufmerksam. Wenn man beginnt, Sprache auf diese Weise zu benutzen, wenn man einzelne Wörter und Wortfelder in unterschiedlichen Kontexten und Bedeutungen erprobt, wenn man morphologische und syntaktische Konstruktionen jenseits des alltäglichen Gebrauchs auf ihre Tragfähigkeit hin überprüft, dann ist sprachliche Eindeutigkeit nicht mehr selbstverständlich, sondern muss neu erarbeitet werden, und zwar bis in die Syntax, die Wortbildung, die Orthografie und Interpunktion hinein.

Und genau dies tut Uwe Johnson: Seine Romane – aber auch seine Schriften und Briefwechsel – zeugen davon, wie er die Regelungen, denen Sprache und Denken unterliegen, zu nutzen versucht. Befragt nach der komplexen Struktur und der eigenwilligen Sprache seiner Romane antwortete er einmal, er habe »die Form, die grobe wie die kleine Struktur« jeweils »beziehen müssen aus dem Zustand der Geschichte. Da muss man einiges an Handwerk aufwenden, da muss man der Sprache einiges abverlangen, um die Geschichte überhaupt erst einmal haltbar zu machen« (Ketter 1974, zitiert nach: Johnson 2017: 302). Wie gründlich er dabei vorgeht, wie bedacht er die Rede seiner Figuren formt und wie sorgfältig er vermeidet, einer politisch-ideologischen Sprache auf den Leim zu gehen, lässt sich bis in die Typoskripte und Entwurfsstufen seiner Texte hinein nachvollziehen.

Dass Johnsons Bücher heute zu den herausragenden Werken der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts gehören, verdankt sich nicht zuletzt dieser besonderen sprachlichen Anstrengung. In seinen Romanen ist die deutsche Geschichte erzählerisch verdichtet, sie gelten vor allem aber auch als ein Modell für die Ausdrucks- und Erkenntnismöglichkeiten von Literatur. Mit historischer Präzision und ethischem Anspruch erzählt Johnson vom »Dreikaiserjahr« 1888, dem Nationalsozialismus, der deutschen Teilung. Weit über den deutschen Kontext hinaus verortet er das Geschehen in europäischen und globalen Zusammenhängen, von Ungarnaufstand bis Suezkrise, von Prager Frühling bis Vietnamkrieg. Vor allem aber verknüpft er die einzelnen Schicksale unauflöslich mit dem gesellschaftlichen Wandel. Zeitlebens bestand Johnson auf dem Zusammenhang von Privatem und Politischem und auf der Verantwortung, die sich für den Einzelnen daraus ergibt. Seine Reden, Essays und Vorlesungen zeigen ihn als hellsichtigen, streitbaren Intellektuellen, seine umfangreichen Briefwechsel sind ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges.

Die historisch-kritische Edition der Werke, Schriften und Briefe Uwe Johnsons (Rostocker Ausgabe), die auf 22 Bände in 43 Teilbänden konzipiert ist und auf das nahezu vollständig

erhaltene Autorenarchiv zurückgreifen kann, legt genau diese Dimensionen frei. Sie bietet in ihrer Buchausgabe jeweils kritisch edierte, verlässliche Lesetexte, die mit Blick auf den Autorwillen hergestellt und – wo nötig – auf der Grundlage der im Archiv überlieferten Textstufen rekonstruiert werden. Im Fall von *Mutmassungen über Jakob* sind das beispielsweise vier verschiedene Textträger sowie die Erstausgabe von 1959: Das erste Typoskript enthält zahlreiche maschinenschriftliche und handschriftliche Änderungen des Autors. Im zweiten Typoskript sind die meisten dieser Änderungen umgesetzt, andere sind während der Niederschrift neu dazugekommen, wieder andere wurden erst nachträglich eingearbeitet – allerdings nicht nur von Johnsons Hand, sondern beispielsweise auch von Siegfried Unseld: Der Suhrkamp-Verleger, der den Roman 1959 in sein Verlagsprogramm aufnahm, hat ganz offensichtlich einzelne Stellen mit Johnson besprochen und entsprechende Änderungen eingetragen. Der Fahnenabzug enthält den vom Verlag gesetzten Romantext unter Berücksichtigung der meisten im Typoskript 2 eingetragenen Änderungen; er wurde sowohl im Verlag als auch vom Autor selbst gründlich durchgesehen und mit handschriftlichen Änderungen und Korrekturen versehen. Der Umbruch schließlich bietet den fertig umbrochenen Text, der noch einem letzten Korrekturgang unterzogen wurde, bevor der Roman in der Erstausgabe gedruckt wurde.

Alle diese Textträger zusammen erzählen von der Textgenese des Romans, die in einer historisch-kritischen Werkausgabe rekonstruiert werden muss. Im Nachwort werden die überlieferten Textstufen genau beschrieben, die gesamte Entstehungsgeschichte wird in ihren historisch-biografischen Kontext eingebettet.

Ein textkritischer Stellenkommentar bietet mit einer Auswahl an Varianten und Korrekturen einen Einblick in die Arbeitsweise des Autors sowie in die Überarbeitungsstadien des Textes, und zwar in einer präzise beschreibenden Sprache, die es dem Leser ermöglicht, auch komplexere Eingriffe in den Text nachzuvollziehen, ohne dass er die Typoskriptstellen mit all ihren Streichungen, Einfügungen

und Ergänzungen sehen kann. Dabei geht es nicht nur darum, Johnsons Arbeit an einer genauen Sprache freizulegen, wie sie in der Änderung von *sozusagen* in *sozudenken* offenbar wird, vielmehr soll die Auswahl der kommentierten Stellen die ganze Breite von Johnsons Arbeit am Text über die verschiedenen Stadien exemplarisch nachvollziehbar machen. Das geht von Änderungen auf der Handlungsebene über die Konturierung von Figurensprachen und -perspektiven bis zu strukturellen Eingriffen in die Gliederung des Textes und zieht sich durch alle erhaltenen Textstufen.

Der Sachkommentar schließlich bietet dem Leser alles, was er zum Verständnis einzelner Textstellen braucht: von der Übersetzung fremdsprachiger oder mundartlicher Passagen über die Einordnung historischer Ereignisse, Orte, Persönlichkeiten bis zur Klärung veralteter Begriffe. »Die Sprache lebt mit der Gemeinschaft, von der sie gesprochen wird, und vergeht mit ihr« (Johnson 2017: 82), heißt es einmal im Roman, als das Berufsfeld des anglistischen Philologen Jonas Blach vorgestellt wird, und genau dies ist es, was der Sachkommentar unter anderem leisten muss: das Verständnis historisch gewordener Sprache sicherstellen. Im Fall der *Mutmassungen* ist dies etwa die politische Sprache der frühen DDR und der deutschen Teilung, aber auch die Sprache des Eisenbahnwesens der 1950er Jahre, die sich mit dem heutigen Vokabular in vielen Details nicht mehr vergleichen lässt. Zudem werden im Sachkommentar Quellen und Intertexte nachgewiesen – etwa für die gerade zitierte Textstelle, die eine Anspielung auf eine Passage aus den sogenannten »Linguistik-Briefen« Josef W. Stalins ist.[1] Johnson leiht sich hier eine fremde Stimme, mit der er das Berufsfeld seines Anglisten Blach auch gleich politisch verortet. Im Sachkommentar wird unter anderem diese intertextuelle, historische, inhaltliche Sprachvielfalt freigelegt, die in Johnsons Prosa mit seiner eigenen sprachlichen Präzision zu einem ganz eigenen, typischen ›Johnson-Sound‹ verschmilzt.

Zusätzliche medienspezifische Möglichkeiten, von denen der erfundene Anglist Jonas Blach in den 1950er Jahren noch nichts ahnen konnte, bietet inzwischen die digitale

Welt. Die digitale Johnson-Ausgabe, die jeweils um drei Jahre zeitversetzt zum Buch erscheint, zielt auf historisch-kritische Vollständigkeit und wird im Internet unter uwe-johnson-werkausgabe.de frei zugänglich sein. Hier wird jede Variante anhand digitaler Faksimiles und ihrer Transkription dokumentiert (und zu diesem Zweck in XML ausgezeichnet). Der Leser kann sich also zum Beispiel die Änderung von *sozusagen* zu *sozudenken* im Kontext anschauen; er kann überprüfen, ob der Autor an der Stalin-Anspielung eigens gefeilt hat oder ob sie von Anfang an ausformuliert war, er kann nachgewiesene Quellen mit Faksimiles aus Johnsons Quellensammlung vergleichen. Weil sich in den digitalen Stellenkommentar auch Ton- und Filmdokumente einbinden lassen, wird der Autor selbst zu hören und zu sehen sein, was zum Beispiel Gelegenheit gibt, sich im O-Ton davon zu überzeugen, wie genau die Johnson'sche Sprache auf Rhythmus und Klang gearbeitet ist. Zudem wird eine feinmaschige band- und abteilungsübergreifende Verlinkung Johnsons Arbeitsweise und die Dimensionen seiner erzählerischen Welt sichtbar machen. Über Romane, Erzählungen, Essays und Briefe hinweg hat er einen Kosmos von Figuren, Geschichten und Motiven entworfen, der in seiner Gesamtheit beansprucht, zugleich künstlerisches Werk und historisches Dokument zu sein. Es ist aus Sprache geformt, schon deshalb gilt der Sprache alle editorische Aufmerksamkeit. Sozusagen.

Anmerkung

1 In Stalins *Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft* von 1950 heißt es: »Die Sprache steht in einer wechselseitigen Beziehung zu den gesellschaftlichen Erscheinungen, die während der Existenz dieser Gesellschaft wirksam sind. Sie entsteht und entwickelt sich mit dem Entstehen und der Entwicklung der Gesellschaft. Sie stirbt mit dem Tod der Gesellschaft« (Stalin 1972: 38, zitiert nach: Johnson 2017: 389).

Literatur

Duden. Rechtschreibung (1954). Vollständig neu bearb. Ausg., 6. Nachdruck. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.

Duden: Die deutsche Rechtschreibung (2017). 27., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Berlin: Dudenverlag.

Grimm, Jacob und Wilhelm [1854–1961]: *Deutsches Wörterbuch*. Hg. von der Deutschen Akademie zu Berlin. 16 Bände in 32 Teilbänden. Leipzig, daraus das Lemma »sagen«. In: Bd. 14, Sp. 1650–1660. Online abrufbar unter URL: http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=sagen (Abruf 31.7.2018).

Johnson, Uwe [1959] (2017): *Mutmassungen über Jakob*. Rostocker Ausgabe. Historisch-kritische Ausgabe der Werke, Schriften und Briefe Uwe Johnsons, hg. von Holger Helbig und Ulrich Fries. Abt. I, Bd. 2, hg. von Astrid Köhler u. a. Berlin: Suhrkamp.

Ketter, Rolf (1974): »Uwe Johnson – in Luxemburg befragt«. Interview. Erstsendung: RTL Lëtzebuerger Programm am 7.3.1974. In: *Uwe Johnson-Archiv* Rostock, UJA/S/000123.

Stalin, Joseph W. [1950] (1972): Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft. Aus d. Russ. v. Heinz D. Becker, mit einem Vorwort von Peter Bulthaup. 2. Aufl. München: Rogner & Bernhard.

T – *Berliner Metallhütten- und Halbzeug-Werke, Berlin Adlershof*

Trällern und Tirilieren. Biologische Parallelen zwischen menschlicher Sprache und Vogelgesang

Constance Scharff

Nicht nur die Nachtigall tiriliert, auch Amsel, Drossel, Fink und Star sowie die anderen über viertausend Singvogelarten der Welt sind begnadete Trällerer. Ihre Melodien beschwingen und faszinieren uns [→ *Wonnig lallen*]. Vielleicht können wir von den Vögeln sogar etwas darüber erfahren, wie der Mensch zu seiner Sprache gekommen ist? Vor über zweitausend Jahren bemerkte Aristoteles in seinen Zoologischen Schriften bereits erstaunliche Parallelen zwischen dem Vogelgesang und der menschlichen Sprache. Auch Darwin schrieb 1871, dass der Gesang der Vögel in verschiedenen Aspekten die beste Analogie zur Sprache sei (»The sounds uttered by birds offer in several respects the nearest analogy to language.« Darwin 1871: 55).

Sprache und Vogelgesang

Aristoteles beobachtete, dass junge Singvögel ihren Gesang von erwachsenen Vorbildern erlernen. Wie erstaunlich dieser Prozess den ersten zwei Jahren unseres Lebens ähnelt, in denen wir so viel Zeit damit verbringen, das Sprechen zu meistern, hat die moderne Forschung gezeigt: Das monologische Lallen des Säuglings wird abgelöst vom Babybrabbeln, aus dem sich mehr und mehr Silben entwickeln und dann das erste Wort, das große Ereignis des ersten Lebensjahrs. Danach entstehen einfache Konstruktionen, »mehr Keks«, und schließlich ganze Sätze. Ähnlich durchlaufen auch Singvögel verschiedene Meilensteine, bis sie das Singen perfektionie-

ren: Nach den ersten Lauten im Nest, den Bettelrufen nach Futter, beginnt eine Phase, in der die oft erst gerade flügge gewordenen Jungvögel ohne Punkt und Komma brabbeln. Schon bald folgen die ersten Gesangssilben, die noch wirr durcheinander gesungen werden. Zunehmend kommt jedoch auch bei den Vögeln Ordnung und Syntax dazu und am Ende der Lernphase, wenn der Vogel erwachsen ist, hat er sein Lied gemeistert.

Sowohl für Menschen als auch für Singvögel ist der soziale Bezug während dieses Prozesses enorm wichtig. Je mehr mit Babys und Kleinkindern gesprochen wird, umso besser und schneller können sie die Sprachlaute nachahmen und benutzen. Dabei spielt der lebendige Austausch, die Kommunikation mit den Bezugspersonen eine Schlüsselrolle. Dies gilt auch für Singvögel. Sie lernen in der Interaktion mit erwachsenen Artgenossen viel besser und schneller, als wenn ihnen die zu erlernenden Gesänge nur vom Tonband vorgespielt werden. Und wer hätte gedacht, dass nicht nur Menschen ihre Sprache mit Gesten begleiten? Auch viele Singvögel koordinieren ihren Gesang mit Körperbewegungen, ein Thema unserer aktuellen Forschung (Ullrich/Norton/Scharff 2016).

Gehirn, Sprache und Vogelgesang

Weitere Parallelen zwischen Mensch und Federvieh betreffen die biologischen Mechanismen, die das Sprechenlernen bei Menschen und das Singenlernen bei Vögeln ermöglichen. Als Kinder eignen wir uns in der Regel ohne Mühe und akzentfrei eine oder mehrere Sprachen unserer sozialen Umgebung an. Singvögel sind in ihrer Jugend ebenfalls in der Lage, ihren arteigenen Gesang zu erlernen, manchmal sogar den Gesang einer anderen Art. Später, nach der Pubertät, können wir Menschen zwar weitere Sprachen erlernen, doch den meisten von uns gelingt dies nicht akzentfrei. Unsere Muttersprache drückt ihren Stempel auch auf Fremdsprachen, indem sie Rhythmus, Melodie und Aussprache beeinflusst. Laute, die in der eigenen Sprache nicht vorkommen, sind für Erwachsene meist schlecht zu meistern: Deutschen Muttersprachlern rollt

das Spanische *r* in *ferrocarril* nicht gut von den Lippen und sie tun sich oft schwer mit dem englischen *th* in *the*, *these*, *there*. Auch Singvögel lernen ihren Gesang am besten in einer begrenzten, der sogenannten sensiblen Jugendphase. Nach der Pubertät und dem damit veränderten hormonellen Milieu funktioniert das Nachahmen ihres erwachsenen Gesangstutors nur noch eingeschränkt.

Obwohl der letzte gemeinsame Vorfahre von Singvögeln und Menschen vor mehr als 300 Millionen Jahren gelebt hat, weisen sogar die Schaltkreise im Gehirn, die Menschen das Sprechen und Singvögeln das Tirilieren ermöglichen, erstaunliche Ähnlichkeiten auf. So ist eine Gehirnhemisphäre für die Sprachfähigkeit dominant, bei den meisten Menschen ist es die linke. Aus diesem Grunde beeinträchtigen Schlaganfälle in der linken Gehirnhälfte die Sprache typischerweise viel mehr als solche auf der rechten Seite. Bei Singvögeln dominiert ebenfalls eine Gehirnhälfte den Gesang. Welche die dominante Hälfte ist, variiert von Art zu Art. Bei Zebrafinken dominiert rechts, bei Kanarienvögeln links. Menschen und Singvögel ähneln einander frappierenderweise auch mehr als Menschen und Menschenaffen in der Art, wie bestimmte Gehirnregionen miteinander verbunden sind.

Sprachgene?

Schließlich gibt es sogar erstaunliche Parallelen bei Genen, die sowohl für die menschliche Sprache als auch für das Singen von Vögeln wichtig sind. Nun überrascht es zunächst vielleicht, dass Gene überhaupt für Sprache relevant sein sollen. Da das Sprechen erlernt werden muss und »genetisch« und »erlernt« fälschlicherweise oft als Gegensätze verstanden werden, ist die Auffassung verbreitet, dass Sprache keine genetische Komponente hat. Dies ist aber nicht der Fall. Gene beeinflussen alles Leben und deswegen auch das Lernen. Ob es allerdings Gene gibt, die eine spezielle Rolle für das Sprachlernen des Menschen spielen, wurde lange angezweifelt. Das lag daran, dass alle bekannten, durch Mutationen in Genen verursachten Krankheiten (»Erbkrank-

heiten«), die die Sprachfähigkeit einschränkten, auch andere mentale Fähigkeiten beeinträchtigten. Deswegen war es eine große Überraschung, als 2001 in einer englischen Sprachheilschule bei mehreren Kindern einer verzweigten Familie ohne geistige Behinderung eine Mutation im sogenannten FOXP2-Gen entdeckt wurde. Die Kinder nuschelten so stark, dass sie kaum zu verstehen waren. Genauere Untersuchungen zeigten, dass auch bei den Eltern und Großeltern ähnliche Artikulationsprobleme vorkamen, die ebenfalls durch die FOXP2-Mutation im Erbgut bedingt waren. In den darauffolgenden Jahren konnten klinische Genetiker zusammen mit Phoniatriespezialisten weltweit noch weitere Patienten mit demselben spezifischen Sprachdefizit identifizieren, bei denen ebenfalls eine Mutation im FOXP2-Gen zugrunde lag. Sie konnten auch zeigen, dass bei den Betroffenen weder die Hörfähigkeit eingeschränkt war noch eine allgemeine Muskel- oder Koordinationsschwäche existierte.

Diese Entdeckung führte zunächst zu großem Enthusiasmus bei denjenigen Linguisten, die schon seit langem postulierten, dass die menschliche Sprachfähigkeit auf einem besonderen, angeborenen Sprachinstinkt beruhe; sie argumentierten, dass ein Sprachinstinkt der Grund sei, warum trotz großer Unterschiede zwischen den Sprachen der Welt dennoch allen Sprachen gewisse universale linguistische Prinzipien gemein seien. Auch wenn diese Idee der »universellen Grammatik« bei Experten sehr umstritten war, trug sie zur Geburt des Mythos von FOXP2 als Sprachgen bei. Und da Sprache ja Kopfsache ist, wurde die Aktivität des FOXP2-Gens auch alsbald im Gehirn nachgewiesen sowie eine spezifisch menschliche Version des Gens bei Menschen entdeckt. Die Theorien, wie FOXP2 die Evolution unseres Gehirns verändert und damit die Evolution der Sprache hervorgebracht haben könnte, überschlugen sich.

Doch schon bald schlug der Enthusiasmus ins Gegenteil um, als sich herausstellte, dass die spezifisch menschliche Version des FOXP2-Gens nur ein Tausendstel der im Gen enthaltenen Information betrifft und dass alle Wirbeltiere

extrem ähnliche FOXP2-Gene in ihrem Erbgut tragen. Da Fische, Vögel, Mäuse und Ratten normalerweise nicht sprechen, war die Enttäuschung groß. Zudem wurde bekannt, dass das FOXP2-Gen nicht nur im Gehirn eine Rolle spielt, sondern auch in vielen anderen Organen, unter anderem Herz, Lunge und Darm.

Doch war die Enttäuschung gerechtfertigt? Um dies zu beleuchten, muss man die Funktion von Genen etwas genauer betrachten. Gene sind die Bauanleitung für Proteine, die Bausteine, aus denen Zellen und Gewebe zusammengesetzt sind. Genauso wie man aus Ziegeln sowohl Kathedralen als auch Supermärkte oder Einfamilienhäuser bauen kann, gibt es Proteine, die für Gehirn, Herz und Lunge gleichermaßen wichtig sind. Die Tatsache, dass FOXP2 also nicht nur im Gehirn gebraucht wird, schließt nicht aus, dass es für die Sprache besonders relevant sein kann.

Aber widerspricht die Tatsache, dass das FOXP2-Gen auch bei so vielen Tieren existiert, nicht der Möglichkeit, dass es für die menschliche Sprache spezifisch wichtig sein soll? Auch dies muss verneint werden. Man kann sich das Zusammenspiel von Proteinen auch ein bisschen wie Kochen vorstellen. Mit unterschiedlichen Zutaten und Kochmethoden können sehr verschiedene, doch jeweils einzigartige Gerichte entstehen. Eine Gruppe von Proteinen kann also beispielsweise bei Fisch und Mensch in fast unveränderter Form vorliegen, aber die unterschiedliche Art ihres Zusammenwirkens und der Einfluss zusätzlicher Faktoren können beim Fisch zur Ausbildung von Flossen führen und beim Menschen zur Entwicklung von Gliedmaßen.

Kommen wir zurück zum FOXP2-Gen und dessen besonderer Funktion für die Sprache. Welche Rolle spielt es in der Küche, in der die Sprachfähigkeit »gebacken« wird? Ist es wichtig für eine zentrale, sprachessenzielle Komponente wie die Hefe für den Hefezopf? Oder ist FOXP2 eher eine Zutat, die auch gebraucht wird, aber weniger spezifisch ist, wie die Prise Salz? Oder ist das FOXP2-Gen gar so wenig spezifisch wie der Strom, mit dem nicht nur der Backofen betrieben wird, sondern auch zig andere Geräte?

Hier schlagen wir den Bogen zurück zu den Singvögeln. Wenn FOXP2 speziell für die Fähigkeit wichtig wäre, als Baby die Sprachlaute der Umwelt zu identifizieren und dann im Laufe des ersten Lebensjahres aus den ungeformten ersten Lalllauten nach und nach durch Nachahmung die Muttersprache zu entwickeln, dann könnte FOXP2 bei Singvögeln vielleicht eine ähnliche Funktion beim Singenlernen haben? Ermutigt durch die Tatsache, dass FOXP2-Aktivität bei Zebrafinken ausgerechnet in der Gehirnregion nachgewiesen werden konnte, die bereits als Gesangslernzentrum bekannt war, haben wir in einem Experiment bei brabbelnden Jungvögeln die Aktivität des FOXP2-Gens in dieser Region reduziert. Und tatsächlich führte dies dazu, dass die jungen Vögel den Gesang ihrer erwachsenen Vorsänger, ihrer »Tutoren«, danach viel schlechter nachahmten, als dies normalerweise der Fall ist. Erstaunlicherweise ähnelten die Gesangsstörungen sogar den Sprachstörungen der menschlichen Patienten mit einer FOXP2-Mutation: Die Zebrafinken hatten ein kleineres Gesangsrepertoire als ihre Tutoren, analog zu den kürzeren, einfacheren Sätzen, die für Patienten mit FOXP2-Mutationen charakteristisch sind. Zudem war die »Aussprache« der Gesangssilben bei den behandelten Zebrafinken auch besonders nuschelig (Haesler et al. 2007). Diese Befunde unterstreichen eindrucksvoll, dass eine verminderte Menge des FOXP2-Proteins sowohl bei Menschen als auch bei Singvögeln das Erlernen von Kommunikationslauten beeinträchtigt.

Helfen uns diese Resultate nun zu verstehen, welche Bedeutung dieses Gen für die Sprache hat? Welche Funktion spielt das Gen in Gehirnzellen? Das FOXP2-Gen gehört zu den sogenannten Transkriptionsfaktoren, die regulieren, ob andere Gene aktiv »abgelesen« und dadurch in Proteine umgeschrieben werden können oder ob sie inaktiv sind. Ein einziger Transkriptionsfaktor kann hunderte anderer Gene regulieren. Im Falle von FOXP2 sind eine ganze Anzahl dieser sogenannten FOXP2-Zielgene bereits identifiziert worden durch Forschung an humanen Zellen und Geweben, an Mäusen und Singvögeln. Wir wissen auch, dass manche Zielgene wichtig für die Informationsübertragung zwischen

Nervenzellen im Gehirn sind, die das Lernen von besonders schnellen Bewegungen ermöglichen. Veränderte FOXP2-Proteinmengen beeinträchtigen beim Menschen die schnelle deutliche Aussprache, bei Mäusen schnelles, trittsicheres Rennen und bei Zebrafinken schnelles, präzises Singen. Diese Ergebnisse bieten Erklärungsansätze, warum FOXP2-Mutationen beim Menschen zum Nuscheln führen. Sie erklären aber noch nicht, warum Patienten auch Probleme mit dem Verständnis komplexer grammatischer Satzkonstruktionen haben, wie »der Bleistift, der auf dem grünen Tisch liegt, ist rot«. Die Ergebnisse erklären auch nicht, warum Menschen sprechen und Menschenaffen nicht. Um diesen Geheimnissen auf die Spur zu kommen, haben Forscher die ganz leicht abweichende Version des menschlichen FOXP2-Gens experimentell in Mäuse eingeschleust. Die Tatsache, dass Mäuse daraufhin zwar nicht zu sprechen begannen, aber gewisse Gehirnzellen anders funktionierten und auch bestimmte Lautäußerungen und das Lernverhalten verändert waren, zeigt sehr eindrücklich, dass FOXP2 nicht »*das* Sprachgen« ist, kein Zauberstab, mit dessen Hilfe Sprache plötzlich aus dem Nichts gezaubert werden kann. Vielmehr ist es ein Gen, das durch die Regulation vieler anderer Gene zur normalen Entwicklung des Gehirns beiträgt, vor allem für bestimmte Gehirnstrukturen, die Sinneseindrücke wie Hören und Fühlen in Bewegungen umsetzen. Versuche mit Singvögeln zeigen auch, dass FOXP2 auch nach der Entwicklung, also im erwachsenen Tier gebraucht wird, damit Zebrafinken ihren Gesang richtig einsetzen. Richtig einsetzen? Warum singen Vögel eigentlich?

Funktion von Sprache und Vogelgesang

Sehr viele Experimente können zeigen, dass es zwei Funktionen von Gesang gibt: die Balz und die Revierverteidigung. Der Gesang eines Vogels kann dem potenziellen Paarungspartner sehr viel Aufschluss über seine »genetische Qualität« mitteilen: Wenn zum Beispiel ein Nachtigallmännchen ein sehr großes, variationsreiches Gesangsrepertoire erlernt hat,

das es viele Nachtstunden lang laut schmettert, dann hat dieser Nachtigall-Caruso bei den Weibchen bessere Chancen als ein Männchen mit kleinerem Repertoire, dem schon nach kurzer Zeit die Puste ausgeht. Bei vielen Vögeln wird der Gesang auch zum Ausloten von Rivalitäten eingesetzt. Reviere müssen erworben und verteidigt werden, und wer der Stärkere ist, zeigt sich ebenfalls oft im Gesang. Ein klassisches Experiment mit Meisen bewies beispielsweise, dass Reviere, aus denen Meisengesang aus Lautsprechern schallte, von anderen Männchen gemieden wurden, dass also der Gesang allein schon abschreckende Wirkung für Rivalen hat. Und Weibchen hören bei Revierauseinandersetzungen zwischen Männchen oft zu und wählen dann den Gewinner eines Sängerstreits öfter als Paarungspartner als den Verlierer.

Auch wir Menschen setzen unsere Sprache zum Flirten und zum Streiten ein, aber zusätzlich können wir damit, um Wilhelm von Humboldt zu zitieren »von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen« (Humboldt 1836: 106). Wir können unser endliches artspezifisches Lautrepertoire zu Silben formen, diese zu unendlich vielen Worten verbinden und schließlich durch deren Kombination unendlich viele Sätze schöpfen. Wir können so unser Denken in Laute (oder Gebärden) umwandeln, damit die Vergangenheit beschreiben oder über die Zukunft philosophieren, wir haben die Wahl, mit Sprache wahrhaftig zu sein oder zu lügen [→ *Flunkern*]. Die Regeln der Sprache geben uns die Fähigkeit, winzige Lautunterschiede richtig zu interpretieren: »Der Mann hat die Frau umgebracht« oder »Den Mann hat die Frau umgebracht«. Tieren werden derartige Fähigkeiten im Großen und Ganzen abgesprochen, ohne dass wir dafür sehr gute Beweise hätten. Zugegeben, bisher gibt es keine Google-Übersetzungsfunktion, mit der wir erfahren können, ob Tiere sich mehr mitteilen, als dass ein Feind im Anmarsch ist, dass sie bereit sind, sich zu paaren, oder dass sie einem Rivalen den Kampf androhen. Es lohnt sich aber, darüber nachzudenken, welche Experimente zeigen können, ob beim Trällern und Tirilieren der Vögel etwas mitgeteilt wird, was wir noch nicht entdeckt haben. Ob wir die Vögel dann

allerdings besser verständen? Wittgenstein jedenfalls war skeptisch: »Wenn ein Löwe sprechen könnte, wir könnten ihn nicht verstehen« (Wittgenstein 1953: 568).

Literatur

Aristoteles (2013): *Historia Animalium. Zoologische Schriften*. Übers., eingel. und komm. v. Stephan Zierlein. Berlin: Akademie-Verlag. (Die oben wiedergegebenen Ausführungen in 504a35–504b3 sowie 536b.)

Darwin, Charles (1871): *The Descent of Man and Selection in Relation to Sex* (First ed.). London: John Murray.

Haesler, Sebastian/Rochefort, Christelle/Georgi, Benjamin/Licznerski, Pawel/Osten, Pavel/Scharff, Constance (2007): »Incomplete and inaccurate vocal imitation after knockdown of FOXP2 in songbird basal ganglia nucleus Area X«. In: *PLoS Biology*. 5 (12). S. e321.

Humboldt, Wilhelm von (1836): *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts*. Berlin: Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ullrich, Robert/Norton, Philipp/Scharff, Constance (2016): »Waltzing *Taenioygia*: integration of courtship song and dance in the domesticated zebra finch«. In: *Animal Behavior*. 112. S. 285–300.

Wittgenstein, Ludwig [1953] (1984): *Philosophische Untersuchungen*. In: Ders.: *Werkausgabe*. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

U – *Rathauspassagen, Berlin Mitte*

Umsteigovajesch' na U-zweitoj?
Russische Stimmen in Berlin

Natalia Gagarina

Russische Stimmen in Berlin haben eine lange Geschichte. Dabei gehören und gehörten sie nicht immer Russen, vielmehr stammten ihre Trägerinnen und Träger aus den unterschiedlichsten Nationen und Ethnien. Die erste russische Stimme in Berlin, von der wir wissen, erklang 1654. In diesem Jahr kam Fëdor Poroschin als Bote des russischen Zaren Alexei Michailowitsch, genannt »der Sanftmütigste«, nach Berlin mit der Bitte an Ferdinand III., Russland beim Beitritt der Ukraine zum Russischen Reich zu unterstützen. Es war die erste einer großen Reihe russisch sprechender Stimmen, die Berlin bereicherten, neue Sichten auf die Stadt formulierten und hier teilweise auch einen besonderen Klang annahmen.

Über zweihundert Jahre später, im Jahr 1789, wird in Chroniken der Schriftsteller und Historiker Nikolai Karamsin als erster offizieller russischer Tourist in Berlin erwähnt. In seinen *Briefen eines russischen Reisenden* schrieb er begeistert über den wunderbaren Rosenthaler Platz in Berlin. Karamsin ist im Laufe seines sechzig Jahre langen Lebens viel gereist: Er besuchte nicht nur mehrere Städte Zentraleuropas, sondern bereiste auch Memel (heute Klaipeda) und Tilsit (heute Sowetsk) und traf in Königsberg (heute Kaliningrad) Immanuel Kant. Außerdem war er erfolgreich wie kein anderer zeitgenössischer russischsprachiger Historiker oder Schriftsteller und bereicherte die russische Literatur und Kultur um eine neue Richtung, den sogenannten Sentimentalismus, sowie um zahlreiche neue Wörter.

Die dritte russische Stimme, die in Berlin vernommen wurde und die ich erwähnen möchte, gehörte Zar Alexander I.

Er kam im Jahre 1805 nach Berlin und wandte sich mit der Bitte, eine dritte Koalition gegen Napoleon zu schmieden, an Friedrich Wilhelm III. An ihn erinnert noch immer der Name eines der größten Plätze der Stadt, den die Berliner heute freundschaftlich »Alex« nennen.

Nicht weit entfernt davon lebte und komponierte ab 1856 in seinen letzten Lebensmonaten der Komponist Michael Glinka, dem die vierte russische Stimme gehört, die hier genannt werden soll. Noch hörbarer als seine eigene Stimme wurde jedoch die seiner Musik, unter anderem die erste russische Oper *Ein Leben für den Zaren*. Am Haus in der Französischen Straße 8, in dem er verstarb, ist heute eine Gedenktafel angebracht und auch ein großes Porträtrelief und die Straßenschilder der unweit gelegenen Glinkastraße erinnern seit deren Umbenennung im Jahr 1951 an den Komponisten.

Den Schriftsteller Iwan Turgenew möchte ich als fünfte russische Stimme in Berlin erwähnen. Da er die deutsche Sprache schon in Russland gelernt hatte und sehr von den deutschen Philosophen fasziniert war, studierte er in Berlin Philosophie. Turgenew kannte in Berlin viele Intellektuelle und Wissenschaftler, darunter Theodor Storm, Alexander von Humboldt und Felix Mendelssohn Bartholdy. Im Vorwort zur deutschen Ausgabe seines Romans *Väter und Söhne* schrieb er: »Ich verdanke zu viel Deutschland [sic], um es nicht als mein zweites Vaterland zu lieben und zu verehren« (Turgenew 1873: 6).

1917 brach die Revolution aus. Sie löste vier Emigrationswellen aus, die in etwa Zwanzigjahresschritten aufeinanderfolgten. Von ihnen berichtet Karl Schlögel (2015): Die erste Welle begann mit bzw. bald nach der Oktoberrevolution. Intellektuelle Eliten des vorrevolutionären Russlands und Aristokraten flüchteten nach Deutschland, zumeist nach Berlin, in die Sicherheit. Sie waren überzeugt, in späteren Jahren wieder in ihr altes Russland zurückkehren zu können. Sie alle verband ein starker patriotischer Geist und unternahmen daher kaum Versuche, sich dem Leben in Berlin anzupassen.

Anfang der zwanziger Jahre wurden in Berlin über 360 000 Immigranten gezählt. Roman Gul' (1984) beschreibt, wie

sich russische Schriftsteller auf den Straßen Berlins trafen und wo man ihnen begegnen konnte, etwa Maxim Gorki am Kurfürstendamm, Andrej Belyj am Victoria-Luise-Platz oder Igor' Sewerjanin in der Tauentzienstraße, aber auch Sergej Jessenin, Wladimir Nabokov, Marina Zwetajewa, Alfred Pasternak und Wiktor Schklowski waren in Berlin anzutreffen. Insbesondere in »Charlottengrad«, im Dreieck zwischen Wittenbergplatz, Nollendorfplatz und Fuggerstraße, wohnten viele russische Emigranten.

Wladimir Nabokov etwa, der Autor zahlreicher Romane, wie *Maschenka*, *König Dame Bube*, *Der Späher* oder *Lushins Verteidigung*, lebte von 1922 bis 1937 in Berlin. Weniger bekannt ist, dass der zu seiner Zeit berühmte deutsche Komponist Carl Heinrich Graun (1704–1759) und Johann Heinrich Hartung, ein Verleger und Druckereibesitzer aus Leipzig (1699–1756), zu Nabokovs Vorfahren gehörten. Nabokov war in seiner Berliner Zeit allerdings noch nicht berühmt (dies wurde er erst 1955 durch seinen Roman *Lolita*), er verdiente seinen Lebensunterhalt mit Unterrichten an unterschiedlichen Universitäten und schien in der Stadt nicht recht sesshaft zu werden: Insgesamt vierzehn Mal ist Nabokov in Berlin umgezogen. In der berühmten Pension von Elisabeth Schmidt in der Trautenaustraße, in der auch andere russische Emigranten Mieter waren, wohnte er neun Monate lang. Die Gedenktafel, die an ihn heute erinnert, findet man jedoch am Haus in der Nestorstraße 22, wo er am längsten Bleibe bezogen hatte.

Der vergleichsweise weniger bekannte russische Kritiker, Schriftsteller und Literaturtheoretiker Wiktor Schklowski, der einen deutschen Großvater hatte, lebte zwischen 1922 und 1923 in Berlin in der Kaiserallee 207, der heutigen Bundesallee. Schklowski ist durch seine Publikation *Zoo oder Briefe nicht über die Liebe* bekannt geworden. Das Buch enthält seine Berliner Briefe an die französisch-russische Schriftstellerin Elsa Triolet. Er war in sie verliebt, sie erwiderte aber seine Zuneigung nicht. So durfte Schklowski zwar an sie schreiben, jedoch das Wort »Liebe« nicht erwähnen (vgl. Urban 2003: 100 ff.). Ob seine Auffassung von der Liebe durch seinen

Aufenthalt in Berlin beeinflusst wurde, ist allerdings noch nicht untersucht.

Von 1941 bis 1945 flohen viele russische Flüchtlinge – Soldaten und Zivilisten – mit den sich zurückziehenden deutschen Truppen aus den sowjetischen Gebieten. Sie suchten Frieden, Sicherheit und ein ruhiges Leben. Zwanzig Jahre danach begann die dritte Ausreisewelle: Menschen vieler ethnischer Gruppen wie Juden, Russlanddeutsche und Armenier verließen die Sowjetunion, weil sie unzufrieden waren mit den ideologischen und politischen Realitäten des Landes (Schlögel 2015). Diese Welle umfasste Vertriebene, Ausgebürgerte, aber auch Überläufer, unter anderem zwei bekannte Autoren, die sich in ihrer Heimat nicht richtig wahrgenommen sahen: den Soziologen und Schriftsteller Alexander Sinowjew und den vor allem als Satiriker bekannten Wladimir Woinowitsch.

Im Schnelldurchgang haben wir nun russischsprachige Stimmen vom 17. bis ins 20. Jahrhundert aufgeschnappt und spannen nun den Bogen zur Gegenwart. Diese ist immer noch nachhaltig geprägt von der vierten Einwanderungswelle, die nach dem Ende der Sowjetunion Anfang der 1990er Jahre zahlreiche Menschen mit sehr unterschiedlichen Hintergründen nach Deutschland brachte, nämlich »Russlanddeutsche, Russen, Sowjetbürger und jüdische Emigranten« (Schlögel 2015). Um einen Eindruck von der Vielfalt der russischsprechenden Bevölkerung in Berlin zu erhalten, fahre ich zum riesigen russischen Supermarkt *Rossia* in den Ostteil der Stadt. Auf dem Weg dorthin sehe ich in der U-Bahn mir schräg gegenüber eine Frau asiatischen Aussehens, die in der Zeitung *Russkaja Germanija* liest. Ich setze mich zu ihr und frage, woher sie kommt – aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Abakan, in der sibirischen Republik Chakassien. Im Supermarkt treffe ich zwei Männer aus Turkmenistan, die Jesiden sind, aber nicht gerne darüber sprechen, einen jungen Mann aus Moldawien und einen aus der Ukraine sowie einen alten Wolga-Deutschen. Und Menschen vieler anderer Nationalitäten, die durch die russische Sprache auf irgendeine Weise verbunden sind und gemeinsame Wurzeln haben. Und so können deutsche Ohren, die den russischen

Akzent in ihren Stimmen hören, den Kasachen, Tscherkessen, Tartaren usw. nicht erkennen und identifizieren sie alle als Russen. Ganz falsch ist diese Annahme übrigens nicht, weil die russischen Stimmen, die ihre Seelen bewohnen, auch für ein Stück russischer Identität sprechen.

Auf der anderen Seite sind Russischsprachige in Berlin häufig gar nicht erkennbar, da viele von ihnen deutsche Namen und Pässe besitzen und in ihrem Deutsch kein oder fast kein russischer Akzent zu hören ist. So ist die Tatsache, dass sie die größte Minderheit in Deutschland darstellen – in der Bundesrepublik leben über fünf Millionen russischsprechende Menschen, Russlanddeutsche eingeschlossen (Arefiev 2017) – in der Öffentlichkeit kaum präsent.

Die gegenwärtige russischsprachige Diaspora in Deutschland ist sehr heterogen, was die Nationalitäten, Herkunftsgebiete und den sozialen Status sowie das Beherrschen der russischen Sprache betrifft (Anstatt 2008; Brehmer 2007; Gagarina 2017). Die unterschiedliche Sprachentwicklung der modernen sogenannten *Heritage Speakers* des Russischen in Berlin führt daher zu einer großen Variation der produktiven und perzeptiven Kenntnisse einerseits und der oralen und literalen Kompetenzen andererseits.

In einigen Forschungsprojekten am Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft untersuchen wir, wie das Russische dieser Kinder und Erwachsenen in Deutschland klingt und geschrieben wird. Dabei wird überprüft, welchen Einfluss unterschiedliche (auch nichtlinguistische) Faktoren und der elterliche Input auf die Sprachkompetenz im Russischen haben können. So sind gut beschreibbare, sich wiederholende systematische Veränderungen zu beobachten oder auch abweichende Verwendungsweisen. Ein – übrigens in vielen Diasporasprachen beobachtbares – Phänomen ist die Verwendung sogenannter *light verbs*, also von Verben mit wenig semantischer Bedeutung wie »machen« (*delat'*): Im Vorschulalter produzieren Kinder den Ausdruck *pričjosyvat' volosy*, »Haare kämmen«, während mit steigendem Alter und der steigenden Dominanz des Deutschen daraus **delat' volosy*, »Haare machen«, wird. Darüber hinaus werden einige

deutsche Nomen und Verben wie beispielsweise *Termin*, *U-Bahn*, *sich anmelden*, *umsteigen* usw. »russifiziert«, indem man sie nach dem morphologisch reichen System des Russischen beugt. So wird beispielsweise der Fragesatz »Steigst du um in die Linie U2?« auf Russisch zu *Umsteigovajesch' na U-zweitoj?* oder »(ich) habe mich angemeldet« zu *zamel'dovalas''* oder »mit den Terminen« zu *s terminami.* Eine Veränderung erscheint mir besonders interessant: So wird unter vielen Russischsprechenden in Deutschland aus dem Wort für das Verlieren im Spiel *proigrat'* (wörtlich: »verspielen«) das weniger spielerische Wort *poterjat'* (»verlieren«). Erscheint den Sprechenden das Leben in Deutschland womöglich sachlicher, oder ist es so, dass die stärkere Präsenz des Deutschen das muttersprachliche Russisch der *Heritage Speaker* mit der Zeit blasser werden lässt? So hinterlässt nicht nur das Russische in Berlin seine Spuren über die Jahrhunderte, sondern die vielfältigen russischen Stimmen, die sich Berlin als Heimat gesucht haben, werden auch ein klein wenig deutscher. Wie wohl zu früheren Zeiten die sprachliche Annäherung zwischen Deutschen und Russen stattgefunden haben mag?

Literatur

Anstatt, Tanja (2008): »Russisch in Deutschland: Entwicklungsperspektiven«. In: *Bulletin der deutschen Slavistik*. 14. S. 67–74.

Arefiev, A. L. (2017): *Actual State and the Tendencies of Spread of the Russian in the World. (Sovremenoje sostojanie i tendenzii rasprostranenija russkogo jazyka v mire)*. Osipov, G. V. (Ed). Moscow: Higher school of Contemporary Social Sciences of the Moscow State Lomonosov University.

Brehmer, Bernhard (2007): »Sprechen Sie Qwelja? Formen und Folgen russisch-deutscher Zweisprachigkeit in Deutschland«. In: Anstatt, Tanja (Hg.): *Mehrsprachigkeit bei Kindern und Erwachsenen. Erwerb, Formen, Förderung*. Tübingen: Narr. S. 163–186.

Gagarina, Natalia (2017): »Monolingualer und bilingualer Erstspracherwerb des Russischen: ein Überblick«. In: Wulff, Nadja/Witzlack-Makarevich, Kai (Hg.): *Handbuch des Russischen in Deutschland: Migration – Mehrsprachigkeit – Spracherwerb*. Berlin: Frank & Timme. S. 393–410.

Gul', Roman B. (1984): *I took Russia. Apology emigration.* Bd. 1. New York: Most.

Karamsin, Nikolaj [1791/92] (1980): *Briefe eines russischen Reisenden*. Übers. von Johann Richter. Ausgew. u. hrsg. von Gudrun Ziegler. Stuttgart: Reclam.

Schklowski, Wiktor B. [1922] (1965): *Zoo oder Briefe nicht über die Liebe*. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Alexander Kaempfe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schlögel, Karl (2016): »Stiefmütterchen Berlin. Russen in Deutschland«. In: *Zeit Online*. 13.1.2016. URL: https://www.zeit.de/zeit-geschichte/2015/04/russen-in-deutschland-berlin-charlottenburg-russlanddeutsche-wuensdorf (Abgerufen: 28.9.2018).
Turgenew, Iwan (1873): *Väter und Söhne*. Vom Verfasser autorisierte u. mit einem Vorwort versehene Fassung. 2. Aufl. Mitau: E. Behre's Verlag.
Urban, Thomas (2003): *Russische Schriftsteller im Berlin der zwanziger Jahre*. Berlin: Nicolai.

V – *Versicherungen, Berlin Mitte*

Vicos *linguistic turn*.
Ein italienischer Philosoph macht alles anders

Jürgen Trabant

Giambattista Vicos Philosophie ist der erste »linguistic turn« in der Geschichte der europäischen Philosophie – vor demjenigen Wilhelm von Humboldts [→ *Humboldts Projekt*] und lange vor dem der aktuellen analytischen Philosophie. Diese sprachliche Wende ist zentrales Element einer radikalen Wende der Philosophie insgesamt. Vicos Hauptwerk *Prinzipien einer neuen Wissenschaft*, die *Scienza nuova*, 1725, 1730 und 1744 in drei verschiedenen Ausgaben erschienen, steht quer zu den Mainstreams der europäischen Philosophie. Vico fragt, wie Descartes und später Kant, nach dem, was wir wissen können bzw. wie wir »sichere Kenntnisse« – und das meint »Wissenschaft« (*scienza*) – erwerben können. Seine Antwort schlägt einen radikalen *turn* der Philosophie vor: Er wendet die Philosophie von der Natur auf die menschliche Welt, die er *mondo civile* nennt. *Mondo civile* meint alles, was der Mensch, der ein *cives* ist, Bewohner einer *civitas* (oder *polis*), geschaffen hat oder schafft, und wird auf Deutsch vielleicht am besten mit »gesellschaftliche« oder »politische Welt« wiedergegeben. Es ist »Kultur« im weitesten Sinne dieses Worts. Vico kennt diesen Ausdruck aber noch nicht, bei ihm ist *coltura* noch die Landwirtschaft.

Scienza, wahres Wissen, finden wir in der wissenschaftlichen Betrachtung des *mondo civile*. Das ist insofern eine radikale Wende, als der *mondo civile* bis dahin als nicht wissenschaftsfähig angesehen wurde. Die Welt der Menschen ist das chaotische Gewühl menschlicher Einrichtungen, Tätigkeiten und Werke, die sich in Zeit und Raum ständig verändern. Allenfalls das Gedächtnis, die *Memoria*, – und die Philologie –

hatten dies alles bisher erfasst, nicht aber wissenschaftlicher Geist, die *Ratio*, und damit die Philosophie. Diese hat sich mit der Natur beschäftigt, der eine ewige Ordnung zugrunde liegt. Aber von der physischen Welt zieht Vico nun den wissenschaftlichen Geist ab und lenkt ihn auf die menschliche, politische Welt. Aus der Meta-Physik wird Meta-Politik.

Der Grund für diese radikale Wende der Philosophie ist Vicos epistemologische Überzeugung, dass man nur das erkennen kann, was man selbst gemacht hat. Die Natur haben wir nicht selbst gemacht, die hat Gott gemacht, der allein sie daher auch erkennen kann. Den *mondo civile* aber, unsere Gesetze, politischen Einrichtungen, Zeichen und Sprachen, die haben wir selbst gemacht. Deswegen können wir gerade in ihnen wahres Wissen finden. Das ist Vicos berühmtes *Verum-factum*-Prinzip: Nur der Macher kann sicheres Wissen, Wissenschaft, *scienza*, finden in dem, was er gemacht hat.

Vico versteht »Wissenschaft« ganz traditionell aristotelisch als Suche nach ewigen und universellen Gesetzen: *scientia debet esse de universalibus et aeternis*. Und diese findet Vico in den ewigen und universellen Gesetzen der politisch-sozialen Organisation einerseits und der geistigen Entwicklung des Menschen andererseits, die er als »ewige ideale Geschichte« (*storia ideale eterna*) erzählt. Das Politische und das Kognitive sind die beiden eng zusammengehörenden Dimensionen des *mondo civile*. Vico ist davon überzeugt, dass Menschen – bei aller evidenten Verschiedenheit (*diversità*) – auf der ganzen Welt, in verschiedenen Ländern und Zeiten, ihr Zusammenleben und ihr Denken nach strukturell identischen Gesetzmäßigkeiten organisieren. Universell entfalten die Menschen aus einer tierhaften barbarischen Vorwelt sowohl ihre politischen wie auch ihre kognitiven Formen in drei Stufen, im göttlichen, heroischen und menschlichen Zeitalter: politisch als Theokratien, Aristokratien und Volksherrschaften, kognitiv in Gebärden, Bildern und Wörtern. Diese Verkörperungen des Denkens manifestieren sich parallel in zwei Medien – als visuelle und als lautliche Zeichen.

In der Theorie und Geschichte des Denkens vollzieht Vico nun seine zweite philosophische Wende, die sprachliche

Wende der (cartesischen) Philosophie des reinen Geistes. Dieser erste »linguistic turn« ist genauer ein »semiotic turn«, denn es geht nicht nur um Sprache im engen Sinne. Vico entdeckt nämlich, dass die Menschen ursprünglich »Poeten« gewesen sind, die in »poetischen Charakteren« sprechen, anders gesagt: dass menschliches Denken sich in fantastischen Figuren, Zeichnungen und Gebärden körperlich manifestiert. »Poeten« sind bei Vico ganz etymologisch »Macher« (von griechisch *poiein*). Die Menschen sind Erzeuger ihres Denkens in Zeichen und Mythen, aus einer noch ganz körperlichen Geisteskraft, aus ihrer Fantasie nämlich. »Charaktere«, *caratteri*, sind, entsprechend der griechischen Etymologie dieses Wortes, Einritzungen, Zeichnungen, aber auch Figuren einer Geschichte, eines Mythos, eines Dramas. Dieses wilde, körperliche, zunächst vor allem visuell-gestische Denken des Anfangs in poetischen Charakteren erhebt sich erst allmählich zur Sprache und zur Rationalität, löst sich aber niemals ganz von seiner ursprünglichen »Korpulenz«. Vico weiß, dass diese Einsicht in das Sprachlich-Poetische des Denkens seine eigentliche »Entdeckung« ist, seine *discoverta*, sein origineller Beitrag zur europäischen Philosophie. Er widmet daher auch ein ganzes Buch der *Scienza nuova* dem Poeten Homer, dem Schaffer poetischer Charaktere, der selbst ein poetischer Charakter ist, ein fantastischer Mythos der griechischen Nation.

Obwohl die Zeichen des Anfangs primär visuell sind (Gebärden und animierte Gegenstände), vollzieht sich die Genese des menschlichen Denkens in poetischen Charakteren medial sowohl visuell als auch lautlich: Gebärden und Wörter entstehen als Zwillinge: *naquero esse gemelle*. Der lautliche Zwilling des Anfangs ist eine Lautgebärde, ein »Gesang« (*canto*), der den Laut des Donners nachahmt – IOUS – und damit den ersten Gedanken des Menschen, nämlich »Gott«, schafft. Der Gesang des Anfangs entwickelt sich in den drei Epochen der menschlichen Geschichte zu Wörtern (Vico denkt auch diese stimmlich: *voci*), die in der letzten Epoche, der menschlichen, im Denken dominieren. Wie dieser Transformationsprozess vom nichtartikulierten Gesang in artikulierte Lautsequenzen vonstatten geht, ist unklar. Klar aber

ist, dass die lautlichen Wörter des dritten, »menschlichen« Zeitalters, auch wenn sie »willkürlich« (*a placito*), das heißt nicht abbildlich erscheinen, ihren mimetischen Charakter beibehalten: Die Wörter sind nicht arbiträr, hält Vico – wie später Humboldt – der aristotelischen Sprachtheorie Europas entgegen. Wie in anderen Sprachursprungsszenarien des 18. Jahrhunderts gibt es auch bei Vico eine diachronische Entwicklung der Wortarten von den Interjektionen, Pronomina, Artikeln, Präpositionen über die Nomina zu den Verben.

Entscheidend an Vicos Sprach- oder Zeichenphilosophie sind die drei fundamentalen Einsichten, dass Sprache und Zeichen primär eine kognitive Funktion haben, dass das menschliche Denken-Sprechen sich in der Kreativität der Fantasie in poetischen Charakteren niederschlägt und dass diese sich in zwei medialen Formen zugleich – als Gebärde und Wort – manifestieren.

Die Entfaltung des menschlichen Denkens in der (fantastischen) Verkörperung in poetischen Charakteren ist heute der aktuellste Aspekt der Vico'schen Philosophie. Vicos Zeichenphilosophie ist eine antikartesische Philosophie des *Embodiment*, und vieles, was derzeit in naturwissenschaftlichen Szenarien des Anfangs menschlichen Denkens und Sprechens imaginiert wird, findet sich bei Vico formuliert, manches sogar besser, auf jeden Fall aber »poetischer«.

W – *Spedition Harry W. Hamacher, Berlin Tiergarten*

Wonnig lallen.
Wie Vögel zu uns sprechen

Jochen Brüning

Wenn von »wonnigem Lallen« gesprochen wird, mag man wohl am ehesten an ein Kleinkind denken, das mit offenbarer Lust unverständliche Lautkombinationen hervorbringt. Auch wenn diese Wendung ungebräuchlich geworden ist, bleibt doch mindestens das Wort »lallen« vertraut, zumal es häufiger mit dem kräftigen Genuss »geistiger« Getränke einhergeht. Tatsächlich sind beide Phänomene verwandt: Das Kleinkind arbeitet sich an die richtige Artikulierung der von den Eltern gesprochenen Worte heran, während der Freund des Weines den umgekehrten Weg geht; in jedem Fall entsteht eine Karikatur der zugrunde liegenden Sprache. »Lallen« leitet sich von dem lateinischen Wort *lallare* (beziehungsweise von dessen indogermanischer Wurzel) ab und bezeichnet ursprünglich das In-den-Schlaf-Singen des Kleinkindes, wozu häufig nur die Silbe *la* benutzt wird; dies verrät sich auch durch das eng verwandte Wort »einlullen«, im Englischen *to lull* mit dem Subjekt *lullabye*.

Jeder kennt wohl das unangenehme, bisweilen sogar quälende Gefühl, das entsteht, wenn man in einem Gespräch aufgrund von äußeren Störungen den Gesprächspartner nicht gut versteht. Es ist jedoch erstaunlich, wie wenig Information nötig ist, um einen stark gestörten gesprochenen Text im Wesentlichen zu verstehen. Diese wichtige Leistung unseres akustischen Systems führt nun auch dazu, anderen Lautquellen als den menschlichen einen sprachlichen Sinn zu unterlegen. In besonderem Maße gilt das für Tierstimmen, unter denen wiederum die Vogellaute eine herausgehobene Rolle spielen.

Seit den ältesten Zeiten wird es deshalb für möglich gehalten, dass Menschen die Sprache der Vögel verstehen können. Das ist freilich nicht selbstverständlich, zumindest nicht für Erwachsene. Den noch unbewussten Kindern traute man das eher zu, vielleicht weil ihr »wonniges Lallen« dem Vogelgesang ähnlich schien, wie er besonders eindrucksvoll von Rotkehlchen, Amsel, Singdrossel, Misteldrossel, Lerche, Nachtigall und Pirol vorgetragen wird [→ *Trällern und Tirilieren*]. So drückt es Friedrich Rückert aus in dem Gedicht »Aus der Jugendzeit«:

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

Im Grimm'schen Märchen *Der Zaunkönig* heißt es umfassender: »In den alten Zeiten, da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung… Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand, jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen und bei einigen wie Musik ohne Worte.«[1] Hier klingt ein Verlustbewusstsein an, das real ist in unseren hastigen Zeiten, denen das Naturerlebnis im alten Sinn verloren gegangen ist. Rettungsarbeiten sind jedoch vielfach im Gange[2], und es gibt weltweit zahlreiche Gruppen von Ornithologen, denen die Vogellaute und -gesänge ihrer Umgebung in allen Nuancen vertraut sind. Unter ihnen findet man auch viele Laien, die in mancher Beziehung ausgezeichnete Kenner sind. Deren Sprachverständnis hat jedoch eine andere Form angenommen, auf die wir noch zurückkommen werden.

Das Erlernen der Vogelsprache wurde auch dem Erwachsenen zugetraut, aber nur unter dem Einsatz magischer Mittel, insbesondere dem Verzehr von Schlangen- oder Drachenfleisch oder dem Trinken ihres Blutes. Aus der antiken Überlieferung kommt Rückerts Anspielung auf Salomo, der die Vogelsprache verstanden haben soll, aus der nordischen Sagenwelt stammt der Wagner'sche »wonnige

Laller«. Im dritten Teil des *Ring des Nibelungen* tötet Siegfried den in einen Drachen verwandelten Riesen Fafner und leckt dessen Blut von seinem Finger ab, weil es ein brennendes Gefühl erzeugt. Augenblicklich versteht er nun die Sprache des Waldvogels, der ihm seine glückliche Zukunft – ohne das bittere Ende – weissagt. Das schöne Waldvogelmotiv ist deutlich von Vogellauten angeregt, so wie Vogelstimmen in der Musik seit je eine bedeutende inspirative Rolle gespielt haben.[3]

Diese Vorstellungen bezeugen die Bedeutung der Vogelstimmen, denn die Auskünfte, die beispielsweise Salomo oder Siegfried erhielten, waren von großem prophetischen Gewicht. Von diesem Glauben zeugen Sagen und Märchen aus aller Welt, bis hin zu Andersens *Chinesischer Nachtigall*. Tatsächlich sind die Vögel ihrer Umwelt für die Menschen seit sehr langer Zeit von vielfältiger Bedeutung gewesen: als melodische Sänger, als Haus- und Jagdtiere[4], als Wächter und Warner (man denke nur an die kapitolinischen Gänse) und als Künder von schönen ebenso wie von schweren zukünftigen Ereignissen[5] – und nicht zuletzt wegen ihrer überaus beneidenswerten und für lange Zeit unverstandenen Fähigkeit zu fliegen. Ihretwegen lag es nahe, auch im Vogelflug ein Instrument der Götter zu sehen, an dessen besonderen Ausformungen der Kundige Zukünftiges erkennen konnte. Bekannt ist das römische Staatsamt der Auguren (zu denen zum Beispiel Cicero zählte), der Deuter des Vogelflugs, die bei wichtigen politischen Entscheidungen zu Rate gezogen wurden; sie konnten aber wohl nur selten ein markantes, die anstehende Entscheidung bestimmendes »Zeichen« beobachten. Beeindruckend ist der Vogelflug aber sicherlich auch jenseits dieser Bedeutungszuschreibungen, nämlich in den ästhetisch und flugtechnisch wohlgeordneten Zugformationen der Kraniche und der Gänse, während die schiere Masse von Individuen beim Zug der Greifvögel überwältigt.[6]

Kehren wir zurück zu den Stimmen der Vögel mit der Frage, welche ihrer Aspekte zu der Vorstellung einer eigenen, wenn auch kaum verständlichen Sprache geführt haben könnten. Zunächst fällt einem geduldigen Beobachter auf,

dass die meisten Vögel über mehrere Stimmregister verfügen. Man kommt zum Beispiel nicht leicht auf die Idee, dass ein fortwährend laut tschilpender Sperling ein Singvogel ist, aber bei einem »Familientreffen«, zumeist in einem Gebüsch, hört man sehr angenehme gesangsartige Töne von deutlich geringerer Lautstärke. Noch krasser ist der Registerunterschied bei Rabenvögeln wie Elstern, Dohlen oder Nebelkrähen, die zunächst nur durch ihre unangenehm krächzenden Laute, um nicht zu sagen Schreie, auffallen. Im Umgang mit dem normalerweise lebenslangen Partner und dem Nachwuchs ertönen jedoch leisere und durchaus angenehme Laute, die sich zwar vom Krächzen ableiten, aber in einem deutlich anderen Register vorgetragen werden.

Ein zweiter Punkt von wissenschaftlicher Bedeutung ist die Dialektbildung bei Vögeln, die erst in jüngerer Zeit erforscht wurde. Am Beispiel des Buchfinken konnte nachgewiesen werden, dass sich deutsche, französische und italienische Buchfinken tatsächlich in ihrem Gesang durch einen je eigenen und charakteristischen Akzent unterscheiden. Und schließlich fällt auch dem Laien die Imitationsfähigkeit einiger Vogelarten auf, allen voran die der Papageien, die sehr verständlich Sprachfloskeln in allen möglichen Idiomen artikulieren können. Das können auch unsere einheimischen Raben, was heute weniger bekannt ist, weil sie nicht mehr in Käfigen gehalten werden dürfen. Gut bekannt weil viel beschrieben ist jedoch die Lernfähigkeit der Amseln, deren Gesang sich zu einem Teil aus feststehenden, zum anderen aus erlernten Elementen zusammensetzt. Zu diesen gehören bevorzugt die Klingeltöne von Mobiltelefonen, aber auch eingängige von Menschen geschaffene melodische Phrasen, die mitunter von vielen Amseln eines Reviers gesungen werden. Im Zusammenhang der Sprachähnlichkeit spielt zudem das schon erwähnte menschliche Bedürfnis eine Rolle, den Vogellauten einen sprachlichen Sinn zu unterlegen, wie beim »kiwitt – wo bliew ick« des Kiebitz und dem selteneren »up-up – auf-auf« des Wiedehopf. Alle diese Phänomene haben dazu beigetragen, den Vögeln und ihren Lautäußerungen einen Sprachcharakter zuzusprechen.

Tatsächlich haben die Vogelstimmen in einem anderen Sinn den Jägern und Sammlern der Vergangenheit sehr gute Dienste geleistet, nämlich dann, wenn sie gelernt hatten, die Warnrufe der Vögel zu verstehen. Da Menschen und Vögel mit ähnlichen Feinden zu kämpfen hatten, waren die Vögel der Umgebung willkommene Wächter, und dies umso mehr, je komplexer die Umgebung gestaltet war. Damit könnte sich erklären, dass die indigenen Stämme Neuguineas für fast alle in ihrer Umgebung vorkommenden Vogelarten spezifische Namen hatten, während die in wüsten- oder steppenartigen Landschaften lebenden australischen Ureinwohner nur Gruppen von Vogelarten mit eigenen Namen bezeichneten.

Rachel Carson hat 1962 das Buch *Silent Spring* veröffentlicht, das heute als ein Gründungsdokument des Umweltschutzes gilt. Darin entwirft sie das Szenario eines Frühlings ohne Vogelstimmen, als Folge der Vergiftung unserer ländlichen Umwelt durch Insektizide. Zu den schon erwähnten Rettungsarbeiten gehört deshalb natürlich auch die taxonomische Erfassung unserer Biosphäre. Doch wir müssen uns heute eingestehen, dass womöglich viele Lebensformen – und darunter auch zahlreiche Vogelarten – schneller aussterben, als wir sie erfassen können. Die vielen Projekte, die sich heute mit der Registrierung des Lebens beschäftigen, haben die Einbindung des *Citizen Scientist* in ihre Arbeit als sehr wertvoll zu schätzen gelernt und nutzen nun auch die bereits erwähnten spezifischen und häufig sehr guten Kenntnisse indigener Stämme [→ *Existenzfragen*]. Angesichts der vielfach bedrohten Lebensräume bemühen sich die Ornithologen dieser Welt intensiv um deren Rettung und um ein immer besseres Verständnis der Vogelwelt und ihrer Bedürfnisse. Ihre Ergebnisse sind bemerkenswert, aber noch nicht befriedigend. Doch alle Mühen werden aufgewogen durch die schiere Freude an der Vogelwelt und ihrer immer noch überwältigenden Artenvielfalt. Ein besonderer Zauber geht aus vom Vogelgesang, der das Bedürfnis weckt, das wonnige Lallen zu »verstehen«, jenseits der biologischen Tatsachen. Aber das bleibt wohl ein Traum, wenn auch ein hartnäckiger.

Anmerkungen

1 Gemeint ist, dass in alten Zeiten jedem regelmäßig gehörten Klang eine sprachliche Fassung unterlegt wurde, natürlich auch den Vogellauten; vergleiche dazu auch das Grimm'sche Märchen *Rohrdommel und Wiedehopf*. Die Grimm'schen Märchen sind zitiert nach der Ausgabe des Verlags Elwert, Marburg 1922, mit Illustrationen von Otto Ubellohde.

2 Als ein schönes und einschlägiges Beispiel sei das Buch *Singt der Vogel, ruft er oder schlägt er? Handwörterbuch der Vogellaute* genannt, 2017 herausgegeben von Peter Krauss und Judith Schalansky bei Matthes und Seitz in Berlin.

3 Man denke beispielsweise an Respighis *Gli Ucelli* oder an Vivaldis *Il Gardellino* (der Distelfink) und natürlich an den Vogelstimmenkomponisten Olivier Messiaen.

4 Goethe [→ *Otahitischer Mistfink*], gewiss kein Ornithologe im heutigen Sinn, soll den Nutzen der Vögel auf die schlichte Formel gebracht haben: »Es gibt nichts Schöneres auf Erden, als morgens eine Lerche zu hören und mittags eine zu essen.«

5 Davon kann man sich überzeugen im *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens,* 1927–1942 in zehn Bänden herausgegeben von Eduard Hoffmann-Krayer und Hanns Bächtold-Stäubli, unter dem Stichwort »Vogel«.

6 Zwei berühmte Beobachtungsorte sind Falsterbo an der Südwestspitze Schwedens und Batumi an der Schwarzmeerküste von Georgien. Auf dem Weg zum Winterquartier in Ägypten ziehen im Herbst mehr als eine Million Greifvögel, aufgeteilt in achtundzwanzig Arten, durch den »Flaschenhals von Batumi«.

X – *Textil, Berlin Wedding*

XY ungelöst.
Die Geschlechterfrage zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Sprache

Antje Baumann

Zur Einstimmung ein Fragebogen zu Sprache und Geschlecht, inspiriert von den Fragebögen Max Frischs (Frisch 1979):

1. Sind Männer und Frauen in unserem Land Ihrer Meinung nach gleichberechtigt?
2. Sollten sie es sein?
3. Verstehen Sie sich als Mann oder als Frau oder weder als Mann noch als Frau?
4. Mit wie viel Energie setzen Sie sich für die Gleichberechtigung ein?
5. Haben Sie bei Ihrem Einsatz dafür schon einmal auf Privilegien verzichtet? Oder sind für Ihren Einsatz angegriffen worden? Oder belohnt?
6. Meinen Sie, dass man mit Hilfe der Sprache Männer und Frauen gleichstellen kann?
7. Halten Sie sich für einen guten Sprachbenutzer? Für einen Sprachbewahrer? Oder für einen Spracherneuerer?
8. Warum? Stichworte genügen.
9. Wenn Sie einen Beruf haben: Hat sich die Bezeichnung dafür vielleicht im Laufe der Zeit verändert? Weil sich der Beruf geändert hat oder weil ihn jetzt nicht mehr nur Männer ausüben oder aus anderen Gründen?
10. Meinen Sie, dass der Beruf beispielsweise des Lehrers ein anderer ist als der der Lehrerin?
11. Wäre eine nach Geschlechtern getrennte Ausbildung also angebracht oder sogar zwingend?
12. Wollten Sie jemals jemand anderes sein? Auch mit einem anderen Geschlecht? Warum (nicht)?

13. Glauben Sie, das Geschlecht ist mit der Geburt festgelegt? Oder schon früher?
14. Wie wird ein Mensch zur Frau?
15. Können Sie sich an eine Situation in Ihrem Leben erinnern, nach der Sie sich gefragt haben, ob sie ebenso verlaufen wäre, wenn Sie ein anderes Geschlecht hätten?
16. Was hat Sie zu Ihrem derzeitigen Sprachgebrauch hinsichtlich des geschlechtergerechten Formulierens bewogen?
    a. Ausbildung?
    b. Eigene Entscheidungen?
    c. Rücksicht auf die Karriere?
    d. Die Erfahrung, dass ein abweichender Sprachgebrauch zu Nachfragen, Erstaunen, Konflikten etc. führt?
    e. Die Meinung, geschlechtergerechte Formen seien eine Modeerscheinung?
    f. Die Überzeugung, mit Sprache könne man die Welt (nicht) ändern?
17. Welcher Wortschöpfung aus dem Bemühen, sich den Geschlechtern gegenüber gerecht zu verhalten, wären Sie lieber nie begegnet? Warum?
18. Lieben Sie die deutsche Sprache? Oder eine andere Sprache? Oder Sprache überhaupt?
19. Und woraus schließen Sie das?
20. Sind Sie sicher, dass Sie die Erhaltung der deutschen Sprache, wenn Sie und alle Ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert?
21. Hätten Sie von sich aus den Duden oder eine Sprachnormierungseinrichtung erfunden?
22. Wann haben Sie aufgehört zu meinen, dass Sie hinsichtlich der Geschlechterfrage und hinsichtlich der Strukturen und Funktionen von Sprache klüger werden, oder meinen Sie's noch? Angabe des Alters.

Warum sollten Sprache und Geschlecht bzw. das eine in Bezug auf das andere beachtenswert sein? Sprache dient – ebenso wie andere Kommunikationsmittel wie etwa Bilder, Formeln und Musik auch – verschiedenen Zwecken. Anders

als jene Zeichensysteme ist Sprache jedoch ein Werkzeug, das fast jeder jeden Tag gebraucht, das also nicht der Kunst oder der Wissenschaft vorbehalten ist. Ein Werkzeug, mit dem der eine dem anderen etwas über die Welt sagt – und zugleich auch immer etwas über sich selbst (vgl. das Organon-Modell, Bühler 1934).

Mit Hilfe der Sprache drücken wir aus, was wir für mitteilenswert halten, und wir handeln dabei: Indem wir etwas beschreiben oder behaupten, indem wir Fragen stellen, zu etwas auffordern, etwas unterstellen, ironisieren etc., machen wir es zum Gegenstand gemeinsamer Betrachtung, zum Gegenstand einer Unterhaltung, von Kunst oder Wissenschaft – und handeln dabei auch Normen aus.

Auch bei der Benennung einer Person geschieht genau das: Durch die Wahl der Personenbezeichnung gewährt man Einblick in das komplexe Verhältnis zwischen der angesprochenen oder besprochenen Person, sich selbst und der (sonstigen) Welt. Ob man also *Uli*, *Herr Schmidt*, *Oma Edi*, *Schatz*, *Frau Dr. Peters*, *die Wähler*, *deine Mutti*, *Liebe Studierende*, *das Großmaul*, *der Oberschenkelhalsbruch von Zimmer 8* etc. sagt – immer wird etwas von jenem veränderlichen Verhältnis offenbar. Personenbezeichnungen könnte man also auch als spezielle Verhältniswörter betrachten.

Kein Wunder also, dass gerade um die »richtige« Personenbezeichnung immer wieder neue Diskussionen entstehen, man denke an heute nicht mehr akzeptable Personenbezeichnungen wie *Fräulein*, *Neger*, *Krüppel*, *Missgeburt* etc. Aktuell geht es oft um das sogenannte geschlechtergerechte Formulieren und auch hier werden alte Normen nicht ohne Kämpfe (diskursiv: Debatten) aufgegeben und neue nicht undebattiert etabliert.

Im Fragebogen klangen vielleicht schon einige Faktoren an, die dabei eine Rolle spielen, denn auch diese Debatte wird nicht losgelöst von anderen Auseinandersetzungen geführt und kann sich nicht vollständig und auf Dauer Erkenntnissen aus anderen Lebens- und Wissenschaftsbereichen entziehen. So ist beispielsweise schon lange klar, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt. Das Preußische Landrecht

von 1794 sprach von »Zwittern«, die damals im Erwachsenenalter selbst wählen konnten, ob sie als Mann oder Frau leben wollten. Nur bei rechtlichen Streitigkeiten sollte das überwiegende Geschlecht von Sachverständigen, etwa von Hebammen oder Ärzten, festgestellt werden (Allgemeines Landrecht 1794: §§ 19–24). Dieser – zumindest in rechtlicher Hinsicht – aufgeklärte und entspannte Umgang mag erstaunen, bedenkt man, wie unsicher wir heute noch sind, wenn wir jemanden nicht eindeutig (und möglichst sofort) als Mann oder Frau erkennen. Auch sprachlich zeigt sich die Unsicherheit: »Zwitter« und »Hermaphrodit« werden meist als diskriminierend empfunden, aber welche neue Bezeichnung ist dann die richtige?

Diese Frage betrifft nicht nur ganz wenige Menschen. Nach der Geburt eines Kindes wird die Familie als erstes gefragt: »Ist es ein Junge oder ein Mädchen?« – Was aber, wenn das gar nicht eindeutig ist? Zwar liegen keine belastbaren Statistiken vor, aber es wird geschätzt, dass etwa eines von zwei- bis siebentausend Neugeborenen kein eindeutiges Geschlecht hat – bei 785 000 geborenen Kindern (2017) sind das in Deutschland 110 bis 390 Neugeborene im Jahr. Einige Experten gehen davon aus, dass hierzulande bis zu 160 000 intersexuelle Menschen leben, andere meinen, ihr Anteil in der Gesamtbevölkerung liege bei 20 von 1 000. Die Schwankungen kommen auch durch unterschiedliche Definitionen von Intersexualität zustande, denn diese hat viele Formen (Ainsworth 2015). Ein Baby kann bei der Geburt zum Beispiel wie ein Mädchen aussehen, aber einen männlichen Chromosomensatz haben. Andere Menschen haben innere männliche und weibliche Geschlechtsorgane. Lange galt uns Laien die Genetik als sicheres Instrument, jedem Menschen ein (und nur ein) Geschlecht zuzuordnen: Männlich, wenn unter seinen 46 Chromosomen ein X- und ein Y-Chromosom sind, oder weiblich, wenn zwei X-Chromosomen dazu zählen. Außer durch die Chromosomen (XY oder XX) wird das biologische Geschlecht jedoch auch durch Sexualhormone und Keimdrüsen beeinflusst. So gibt es viele Varianten von geschlechtlicher Differenzierung. Medizinisch werden

nicht eindeutige Ausbildungen meist unter »DSD« gefasst, der Abkürzung der englischen Bezeichnung *Disorders of Sexual Development*, »Störung der Geschlechtsentwicklung/sexuellen Differenzierung«. Die Begriffe zeigen die Sichtweise: Mit Störung bzw. Unordnung wird hier bezeichnet, was von der Norm abweicht und daher als krank gilt. So verwundert es auch nicht, wie oft »geschlechtsfestlegende« Operationen vorgenommen werden, obwohl die Betroffenen später oft mit der aus ihrer Sicht verfrühten Festlegung Probleme haben. Grundlage ist ein Geschlechterbild, das aus Mann oder Frau und sonst gar nichts besteht. Diese Norm wirkt so stark, dass Erkenntnisse aus den Natur- und Sozialwissenschaften weiterhin oft ignoriert werden.

Nachdem das Bundesverfassungsgericht 2017 beschlossen hat, dass der Gesetzgeber im Geburtenregister eine dritte Kategorie schaffen muss, können Intersexuelle künftig die Bezeichnung »divers«, »inter« oder eine andere »positive Bezeichnung des Geschlechts« erhalten (siehe dazu z. B. Schabram 2017). Das ist nicht nur ein politisches Signal, sondern zieht weitere rechtliche Änderungen nach sich, da Geschlecht in etlichen Gesetzen eine Rolle spielt. In deutschen Gesetzen beispielsweise ist an hunderten Stellen von Frauen, Männern, Müttern oder Vätern die Rede. Damit betrifft der Beschluss nicht nur das Geburtenregister im Personenstandsgesetz, sondern wohl auch andere Bereiche, deren Struktur die Unterscheidung zwischen Männern und Frauen nutzt, etwa das Passgesetz oder das Abstammungsrecht, mit dem geregelt wird, Personen welchen Geschlechts Eltern eines Kindes sein können.

Ein Blick über die Grenzen zeigt, dass viele Länder schon weiter zu sein scheinen in Bezug auf die rechtliche Anerkennung des sogenannten dritten Geschlechts: Den Geschlechtseintrag »X« gibt es beispielsweise in Kanada, Australien, Kolumbien, Argentinien, Malta, Bangladesch, Nepal, Pakistan, Neuseeland, Dänemark und Indien längst.

Während der Umgang mit Intersexualität noch relativ neu und mit entsprechenden Unsicherheiten behaftet zu sein scheint, beschäftigen wir uns offenbar gern und aus-

giebig mit der Gleichberechtigung von Frauen. Die hat einen langen Vorlauf (Wahlrecht ab 1918, grundgesetzlich geregelte Gleichberechtigung seit 1949), so dass schon jeder mehr als nur davon gehört hat; sie findet institutionalisierte Entsprechungen unter anderem durch Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragte und nun auch in der Sprache ihren Niederschlag, wie es so schön heißt. Diverse Leitfäden weisen den rechten Weg, beschäftigen sich also mit erwünschten und unerwünschten Sprachformen, Bücher und Beiträge bestätigen oder bezweifeln den eingeschlagenen Weg (z. B. aktuell: Meinunger/Baumann 2017).

Im Wesentlichen geht es bei der Debatte über das geschlechtergerechte Formulieren immer zugleich um (mindestens) zwei Fragen: Wie wird das Verhältnis von Genus und Sexus gesehen oder verstanden? Und: Sieht man einen veränderten Sprachgebrauch als sinnvolles Mittel an, um die Gleichberechtigung zu befördern?

Bei Personenbezeichnungen in Form sogenannter generischer Maskulina (*der Wähler*, *der Gläubiger*, *ein Auszubildender*, *ein Gesunder* etc.) stellt sich die Frage so: Dient die grammatische Kategorie Genus hier dazu, auf das natürliche Geschlecht dieser Person Bezug zu nehmen, oder kann sie hier auch nur den Zweck haben, alle Personen unabhängig von deren natürlichem Geschlecht (Sexus) zu bezeichnen, die die Tätigkeit ausüben oder die Rolle bzw. die Eigenschaft haben, die der Wortstamm ausdrückt – also alle, die wahlberechtigt, in einem Schuldverhältnis Gläubiger sind, sich in einer Ausbildung befinden oder gesund sind? Das Verhältnis zwischen Genus und Sexus ist kein einfaches. So gibt es auch sehr viele Sprachen ohne die Kategorie Genus, Sexus hingegen gilt als Universalie – das natürliche Geschlecht von Menschen kann also in jeder Sprache ausgedrückt werden, auch in denen ohne Genus (siehe dazu z. B. Corbett (2013) im wunderbaren *World Atlas of Language Structures Online*). Es ist daher wohl nicht die (einzige) Funktion der Kategorie Genus, das natürliche Geschlecht (Sexus) auszudrücken.

Die zweite der oben umrissenen Fragen betrifft das Verhältnis von sprachlicher und tatsächlicher Gerechtigkeit. Hier

werden weltanschauliche Positionen verhandelt (etwa: »Die Sprache bestimmt das Denken, ist also geeignetes Mittel, um die Wirklichkeit zu verändern« oder aber »Das Sein bestimmt das Bewusstsein, Sprache allein wird die Wirklichkeit nicht ändern« bzw. diverse Mischformen). Nach der erstgenannten Auffassung müsste die Gleichberechtigung in Ländern mit Sprachen ohne Genussystem (wie das Türkische oder das Englische) quasi automatisch fortgeschrittener sein – was nicht belegbar sein dürfte.

Allein aus diesen Gründen ist nachvollziehbar, warum die Debatte beispielsweise um das generische Maskulinum (*Lehrer*), die Paarform (*Wählerinnen und Wähler*), das Binnen-I (*SchülerInnen*), Partizipialformen (*Studierende*), den Unterstrich (*Professor_in*) und den Genderstern (*Antragsteller*in*) oft heftig geführt wird. In dieser Debatte stehen sich verschiedene Akteursgruppen gegenüber, die verschiedene Weltanschauungen und Motivationen haben: diejenigen, die die Emanzipation der Schwachen auch mit Hilfe der Sprache unterstützen wollen, diejenigen, denen generelle Sprachgebrauchsregeln zu weit in individuelle Freiheiten eingreifen, und diejenigen, denen jegliche Debatte um Geschlechter zu weit geht, weil sie Bestehendes (klare Rollenverteilung von Mann und Frau, Ehe nur für diese, inkl. konservativem Sprachgebrauch etc.) angreift.

In der außersprachlichen Wirklichkeit hat sich in den letzten Jahrzehnten vieles verändert: Frauen bekleiden Spitzenpositionen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, es gibt eine sexuelle Freizügigkeit, die auch Pornografie umfasst, uneheliche Kinder wurden ehelichen rechtlich gleichgestellt, Prostitution wurde legalisiert, Homosexuelle dürfen heiraten – um nur einige Beispiele zu nennen. Dennoch gibt es weiterhin Bereiche, in denen noch keine faktische Gleichstellung erreicht ist. Und die Debatte um den sprachlichen Umgang mit den Geschlechtern wird weitergehen. Wie wichtig sie ist, wie groß das Informations- und Bekundungsbedürfnis ist, hat auch das *Schülerlabor Geisteswissenschaften* zu Sprache und Geschlecht gezeigt, das die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften innerhalb ihres Jahresthemas

»Sprache« angeboten hat. Wie bei sonstigen Diskursteilnehmern zeigten sich auch unter den ca. 200 von Mai bis Juli 2017 Eingeladenen unterschiedlichste Wissensstände in Bezug auf Sprache oder Recht und unterschiedliche Haltungen zu Formen und Zielen des geschlechtergerechten Formulierens.

Akteure aus Wissenschaft, Politik, Gesellschaft werden weiterhin neue Erkenntnisse verbreiten, diskutieren und damit Einfluss nehmen auf die Fortentwicklung der Rechte der Geschlechter und auf den sprachlichen Umgang mit ihnen. Welche Sprachformen bevorzugt werden, wird sich zeigen. Wenn künftig nicht mehr nur zwei biologische Geschlechter, sondern jenseits des binären Modells von männlich und weiblich auch andere geschlechtliche Identitäten und Lebensformen (LGBTQ oder LSBTTI* …) berücksichtigt werden sollen, dürften Paarformen und alle anderen paarigen Formen (wie Binnen-I, Schräg- und Unterstrich- sowie (Singular-)Partizipialformen) wohl ausscheiden, denn sie betonen implizit allesamt die angegriffene zugrundeliegende binäre Vorstellung.

Wenn der Genderstern wirklich eher ein Signal sein soll, bei einer Bezeichnung nicht nur an Männer, sondern an alle Geschlechter und Geschlechtsidentitäten zu denken, dann könnte er sich zu einem Denk-auch-an-die-anderen!- oder einem Denk-an-alle!-Stern entwickeln. Er müsste dann aber auch ohne die Movierungen (meist mit dem Suffix *-in*) gebraucht werden, also: *Wähler** statt *Wähler*innen* etc. So würde der Denk-mal!-Stern die erwünschte generische Interpretation signalisieren, müsste dann aber auch an allen anderen Personenbezeichnungen hängen, die alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht bezeichnen sollen, also auch: *Wirt**, *Person**, *Flüchtling**, *Waise** etc. Vielen Argumenten würde so die Grundlage entzogen, die Debatte könnte klarer werden.

Und spätestens wenn die tatsächliche Gleichberechtigung erreicht ist, wenn Hellblau nicht mehr nur für männliche Babys und Rosa nicht mehr nur für weibliche reserviert wäre, wenn gleicher Lohn für gleiche Arbeit gezahlt würde, wenn einfache technische Berufe nicht mehr höher bewertet und bezahlt würden als Pflege- oder Erziehungsberufe, wenn

wirklich alle gleiche Chancen in der Arbeitswelt hätten, wenn wir beim Wort *Pilot** nicht mehr nur an Männer denken würden – dann, ja spätestens dann wären diese Denk-mal!-Sterne nicht mehr nötig – und die vielen, vielen Sterne würden vom Worthimmel herunterregnen …

Literatur

Ainsworth, Claire (2015): »Die Neudefinition des Geschlechts«. In: *Spektrum*. 5.3.2015. URL: https://www.spektrum.de/news/die-neudefinition-des-geschlechts/1335086 (Abgerufen: 11.9.2018).

Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten [1794] (1996): Mit einer Einf. v. Hans Hattenhauer und einer Bibliographie von Günther Bernert (3., erw. Aufl.). Neuwied: Luchterhand. (Online ist der Gesetzestext verfügbar unter der URL http://opinioiuris.de. Abgerufen: 29.9.2018)

Karl Bühler [1934] (1999): *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 3. Auflage. Stuttgart u. a.: UTB.

Corbett, Greville C. (2013): »Sex-based and Non-sex-based Gender Systems«. In: *WALS Online – The World Atlas of Language Structures Online.* Hg. v. Dryer, Matthew S./Haspelmath, Martin. Leipzig: Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology. URL: http://wals.info/chapter/31 (Abgerufen: 11.9.2018).

Meinunger, André/Baumann, Antje (Hg.) (2017): *Die Teufelin steckt im Detail. Zur Debatte um Gender und Sprache.* Berlin: Kadmos.

Frisch, Max (1979): *Das Tagebuch 1966–1971*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schabram, Greta (2017): *»Kein Geschlecht bin ich ja nun auch nicht«. Sichtweisen intergeschlechtlicher Menschen und ihrer Eltern zur Neuregelung des Geschlechtseintrags*. Hg. v. Deutschen Institut für Menschenrechte e.V., Berlin. URL: https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/ANALYSE/Analyse_Kein_Geschlecht_bin_ich_ja_nun_auch_nicht_bf.pdf (Abruf am 7.9.2018).

Y – *Hypo, Berlin Charlottenburg*

YouTube und Rostra. Redebühnen im Wandel der Zeiten

Olaf Kramer

Redebühnen, historisch und modern

In der Rede wird Sprache öffentlich, wandelt sich vom privaten Gedanken in ein kommunikatives Angebot an andere Menschen, die dadurch, dass zu ihnen gesprochen wird, potenziell zu einer Kommunikationsgemeinschaft werden. Wenn eine Rednerin oder ein Redner ihre oder seine Gedanken öffentlich macht, nicht nur privat mit jemandem spricht, sondern sich zu einer öffentlichen Rede aufschwingt, die geeignet ist, eine soziale Gemeinschaft zu formieren und zu lenken, dann geschieht dies auf einer Redebühne. »Der Redner braucht«, so Eckart Olshausen (2005: Sp. 1061), »um seiner Rede die gewünschte Wirksamkeit zu sichern, eine äußere Position, die ihn akustisch und visuell als den Redner kennzeichnet, die Menge um ihn bzw. vor ihm als sein Publikum zu erkennen gibt.« Er braucht, wie es bei Cicero heißt, einen ›locus superior‹ (Cicero 1995: 364), eine natürliche oder künstliche Erhebung, damit man ihn sehen und hören kann.

Die Stätten der Rede haben für eine Gesellschaft eine herausragende Bedeutung: Die Agora in den griechischen Städten, das römische Forum Romanum mit der Rostra, die Parlamente und Versammlungsräume der Moderne sind immer auch Orte, an denen eine soziale Gemeinschaft über sich selbst reflektiert und sich im Medium der Rede formiert. Die Rostra auf dem Forum Romanum kann man heute noch in ihren Konturen erkennen und noch immer vermittelt sich etwas von ihrer einstigen Imposanz. Neben dem Grab des Romulus, geziert von Schiffsschnäbeln erbeuteter Seeschiffe,

verwies diese Redebühne auf die Historie und die Macht Roms und war geeignet, den Rednern, die dort agierten, einen besonderen Nimbus zu verleihen.

Die modernen Foren der Rede sind Parlamente und Gerichte, Hochschulen und Veranstaltungsräume, aber oft auch öffentliche Plätze. So wuchtig und eindrucksvoll wie die Rostra sind die dortigen Redebühnen meist nicht. Vielmehr findet sich der oder die Sprechende meist an einem Rednerpult wieder. Auch dieses Pult hat freilich eine lange Tradition: Schon seit der Antike kennt man das Katheder als Ort der akademischen Lesung, das in vielen Aspekten dem Rednerpult, wie wir es heute noch kennen, ähnelt. Über Jahrhunderte bildete dieses Pult den Mittelpunkt rednerischer Performanz. Es erfüllt sehr praktische Aufgaben: Meist steht es, wie von Cicero gefordert, ein wenig erhöht, damit der Redner besser zu sehen ist. Durch die von seinem Bau geforderte aufrechte Position des Sprechenden wird der Resonanzraum der Stimme vergrößert, so dass er oder sie auch akustisch weithin wahrnehmbar ist. Das Pult bietet zudem die Möglichkeit, das Manuskript abzulegen, und fokussiert die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Gestik und Mimik der Rednerin, definiert sie und ihre Zuhörer im Raum, ist also außerordentlich funktional, wenn jemand zu direkt anwesenden Zuhörern spricht.

Im 20. Jahrhundert werden die Rednerpulte häufig durch ein Mikrofon ergänzt, das die Reichweite der Rede vergrößert und neue performative Möglichkeiten schafft. Der Redner erhält damit zusätzliche Kontrolle und das Mikrofon dient als Ausweis seiner Autorität, wird zu einem Gegenstand, der zur Inszenierung der Sprechsituation beiträgt: Die auditive Signalverstärkung des Mikrofons zielt auf eine Verstärkung der Intensität der Rede – die nun beispielsweise auch einen dringlichen Flüsterton annehmen kann – wie der Autorität der Sprechenden. Doch im 20. Jahrhundert wurden die Redebühnen noch weiter verändert, um den Redner wirksam in Szene zu setzen: Sei es in der politischen Rede, die inzwischen auf die massenmediale Verbreitung ausgerichtet ist, wo die Redebühne und das Pult fernsehgerecht gestaltet und

beleuchtet werden und der Teleprompter das Manuskript ersetzt, um den Eindruck einer freien Rede aufrechtzuerhalten (Kramer 2014). Sei es in der akademischen Rede, die sich durch neue technische Möglichkeiten ebenso verändert wie durch das Vorbild von Slams und TED-Talks. Insbesondere ist an die Stelle der rein verbalen akademischen Rede die Präsentation getreten. Bilder, Modelle, Visualisierungen und Filme begleiten den Sprechertext und viele Zuhörerinnen und Zuhörer sind mittlerweile irritiert, wenn eine Redebühne ohne Leinwand und technische Geräte auskommen soll.

Redebühnen, virtuell

Radikaler noch als Powerpoint oder der Slam hat das Internet die Redebühnen verändert. YouTube verwandelt Kinder- oder Jugendzimmer, Zimmer in Studentenwohnheimen und Apartments in Orte öffentlicher Rede, an denen »Influencer« ihre Meinung propagieren. Die Bekanntesten unter ihnen erreichen ein Millionenpublikum, wie es über eine traditionelle Redebühne bisher allenfalls mit Hilfe von Massenmedien und Fernsehen gelingen konnte. Interessanterweise verzichten diese Inszenierungen aber zumeist auf die Betonung des tradierten Charakters einer Redesituation, der sichtbaren Gegenüberstellung des einen Sprechenden und der vielen Zuhörenden in einem öffentlichen Raum. Vielmehr suggerieren die neuen Redebühnen vor allem Intimität und Authentizität. Wir sehen eine Rednerin in ihrer privaten Umgebung, sie erreicht ein Millionenpublikum, aber ihre Redebühne erlaubt es, das Gefühl zu erzeugen, als habe man Teil an ihrem Alltagsleben. Der Gestus ist nicht der einer Rede, sondern eher eines Gesprächs unter Freunden – oder der eines Rapsongs, denn in vielen Videoblogs werden auch musikalische Elemente als sprachliche Gestaltungsmittel eingesetzt: Es wird mit Rhythmen, Reimen, Sprechgeschwindigkeit und Lautstärke gespielt. Am authentischen Wohn- und Lebensort der Redner findet sich nicht selten eine erstaunlich artifizielle Sprache, die den Text emotional verstärkt. Oft hat sich freilich auch schon

herausgestellt, dass sich das vermeintliche Jugendzimmer in der Werkhalle einer Produktionsfirma befand und hinter dem Blogger ein professionelles Studio mit einem ganzen Team stand, welches alle kommunikativen Akte minutiös geplant hatte.

Auch im akademischen Kontext spielen zunehmend andere Bühnen als der traditionelle Vorlesungssaal eine Rolle. Neue Kommunikationsformate wie Podcasts, Webinare, Slams oder TED-Talks setzen sich durch und sie dehnen die akademische Rede auf bisher dafür ungewohnte Orte wie Kneipen oder Bars aus, vor allem aber auch auf virtuelle Szenarien. Die unmittelbar anwesenden Zuhörer sind dabei oft eher eine Kulisse für die crossmediale Vermarktung der Rede als deren direkte Adressaten – eigentlicher Aufführungsort des Textes ist das Internet. Die Folgen für das Vorgetragene sind weitreichend: Der argumentative Duktus akademischer Rede scheint nicht mehr recht zur angestrebten Authentizität zu passen, scheint Interaktion zu erschweren und den Unterhaltungsaspekt solcher Formate zu gefährden. Wir sehen daher immer häufiger Rednerinnen und Redner, die sich eher alltäglich inszenieren, eher erzählen als argumentieren und sich häufig selbst zum Protagonisten einer Narration machen. Bei den meisten Science-Slams ist auch das Pult verschwunden, die Rednerin steht frei im Bühnenraum, um direkten Kontakt mit den Zuhörenden zu bekommen. Die Inszenierung ähnelt – wie bei den Poetry-Slams auch – eher einem Rockkonzert als einer traditionellen Rede. Entsprechend finden Science-Slams in jugendkulturell geprägten Räumen statt, die Assoziationen in Richtung Freizeit und Unterhaltung sind dabei gewünscht. Zur Inszenierung gehören Scheinwerfer sowie meist ein Handmikrofon, das es erlaubt, den Bühnenraum als ganzen zu bespielen, zudem wird der Slam in fast allen Fällen visuell durch eine Präsentation begleitet. Alles läuft auch hier auf die Inszenierung von Spontaneität, Authentizität und Nähe hinaus: direkter Blickkontakt zu den Zuhörenden, physischer Kontakt mit einzelnen Adressaten und die häufige Überschreitung der Grenzlinie zwischen Bühnen- und Zuschauerraum. Es geht

nicht darum, die Überlegenheit des Redners zu transportieren, sondern ihn zu einer Identifikationsfläche für die Zuhörer zu machen. Der authentische und »natürliche« Gestus vermittelt hier besondere Wahrhaftigkeit. Dabei sind die intensiven Kontakte mit dem Publikum Teil der Inszenierung, die sich gleichwohl häufig eher an die YouTube-Nutzer der Videos als an die Zuhörenden im Raum wendet.

Auch der TED-Talk ist ein meisterhaftes Beispiel für den Eventcharakter von aktuellen Redeformaten und die Verlagerung der Rede auf virtuelle Räume. TED-Talks sind zeitlich auf achtzehn Minuten begrenzte Vorträge [→ *KISS*] zu den drei namengebenden Themenfeldern »Technology«, »Entertainment« und »Design«, die um die Mitte der 2000er Jahre immer populärer wurden. Mittlerweile haben TED-Videos mehr als vier Milliarden Zuschauer gefunden, Bücher wie *Talk Like TED* führen die amerikanischen Bestsellerlisten an und selbst im Videoprogramm mancher Fluggesellschaft sind inzwischen TED-Talks zu sehen (Gallo 2014). »Professoren als Popstars« titelte die FAZ mit Blick auf die immer populärer werdenden TED-Conferences (Budras 2016). In der Tat haben wir hier einen Überwältigungscharakter, der noch viel weiter geht als bei den Slams. Während die Inszenierung dort ja eher die Stilmerkmale alternativer Independentkultur trägt, ist hier das große Popkonzert mit allen technischen Möglichkeiten das Vorbild. Frei von dem ironisch-unernsten Spiel des Science-Slams wird hier mit viel Pathos die Zukunft zelebriert (Rasulo 2015: 262). Die Inszenierung nutzt alle Errungenschaften moderner Bühnentechnik, Batterien von Scheinwerfern, große Videoleinwände, moderne miniaturisierte Mikrofontechnik usw. Meist finden wir eine kreisrunde Bühne, die in den Zuschauerraum hineingebaut ist. Diese Inszenierung sorgt wiederum für das Herausstellen von Nähe, obwohl diese hier noch viel weniger gegeben ist als beim Slam. Die Suggestion von Nähe durch die Platzierung zwischen den Zuhörern, direkte Ansprache und dialogische Elemente verstärkt letztlich die Überhöhung der redenden Person. Hinzu kommt eine professionelle Bühnenbeleuchtung mit Verfolgern, zum Teil der Einsatz von

Hairlights, die auch im klassischen Hollywoodkino als Mittel zur Überhöhung der Schauspieler genutzt werden – ein Aufwand, der für die Zahl der Anwesenden unökonomisch erscheint. Tatsächlich ist alles darauf angelegt, auf Video eingefangen und in den sozialen Medien und im Internet geteilt zu werden. Zur Inszenierung gehört der rote, runde Teppich, der den Bühnenraum strukturiert und ein klar definiertes Aktionsfeld für den Redner schafft. Damit ist dessen gute Ausleuchtung garantiert, was besonders vor dem Hintergrund der ansonsten dunklen Bühne die Aufmerksamkeit auf ihn oder sie fokussiert. Ein weiteres Element ist oft eine große Videoleinwand an einer Seite der Bühne, auf der das Geschehen dupliziert erscheint. Die – ebenfalls gut ausgeleuchteten – Zuhörenden in den vorderen Reihen bilden mit ihrer Anteilnahme einen integralen Bestandteil dieser Verdopplung, meist mit Fokus auf emotional reagierende Zuschauer, die den anderen quasi vorleben, welche Reaktionen erwünscht sind. Die großen TED-Conferences arbeiten mit Teleprompterm oder Stagevideos, so dass die Redner ständigen Blickkontakt zu den Zuhörern halten, sich gleichzeitig frei im Raum bewegen und trotzdem einen sehr genau geplanten Text präsentieren können, der lebendig und spontan daherkommt.

Der private Raum, die alternative und die professionelle Eventlocation, das sind prototypische Redebühnen des Internetzeitalters. Sie sind darauf angelegt, in den sozialen Medien Resonanz zu erzeugen und dort ein möglichst großes Publikum zu erreichen. Diese Redebühnen lassen die Rednerin oder den Redner authentisch erscheinen, obwohl sie eigentlich Authentizität und Autorität ebenso mit inszenatorischen Mitteln herstellen wie den Dialog mit dem Publikum. Es sollte also klar sein: Nicht alles, was auf den Redebühnen des Internets authentisch erscheint, ist deshalb vertrauenswürdig und echt. Vielmehr ist auch die öffentliche Rede in den sozialen Medien von strategischen Zielen gekennzeichnet, so dass die Akteure auf den neuen Redebühnen nicht immer die Sache des Zuschauers betreiben, sondern oft einer Agenda folgen, die in ihrem eigenen Interesse liegt. – Die

Analyse der Architektur der Rostra wie die der Redetexte durch die wissenschaftliche Rhetorik zeigt: Schon immer lebte die öffentliche Rede von der Inszenierung der Autorität der sprechenden Person. Auch heute sollten wir uns weder von der professionellen Inszenierung auf der großen Bühne noch vom Auftritt in einem vermeintlich privaten Raum blenden lassen und die verschiedenen Redebühnen stets mit aufmerksamem Interesse, aber auch kritischem Verstand beobachten – wie sich das schon einst für die Rostra empfohlen hat. Die große Herausforderung, der wir uns stellen müssen, wird es sein, einen solchen kritischen Verstand der Zuhörer und Zuschauer zu schulen und die virtuellen Redebühnen in Orte eines aufgeklärten und lebendigen Diskurses zu verwandeln, in Orte, an denen die Gesellschaft über sich selbst reflektiert.

Literatur

Budras, Corinna (2016): »Ted Talks: Professoren als Popstars«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. 15.2.2016. Online verfügbar unter der URL: http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/ted-konferenzen-machen-wissenschaft-populaerer-14069016.html (Abgerufen: 26.09.2018).

Cicero, Marcus Tullius (1995): *Die Reden gegen Verres – In C. Verrem*. Hg. u. übers. v. Manfred Fuhrmann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Gallo, Carmine (2014): *Talk Like TED: The 9 Public-Speaking Secrets of the World's Top Minds*. New York: St. Martin's Press.

Kramer, Olaf (2014): »Politik zwischen Gegenwart und Zukunft. Das *genus deliberativum* in der Mediokratie«. In: Ueding, Gert/Kalivoda, Gregor (Hg.): *Wege moderner Rhetorikforschung. Klassische Fundamente und interdisziplinäre Entwicklung*. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 681–701.

Olshausen, Eckart (2005): »Rednerbühne«. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hg. v. Gert Ueding. Bd. 7. Tübingen: Niemeyer. Sp. 1061.

Rasulo, Margaret (2015): »Ted Culture and Ideas Worth Spreading«. In: Balirano, Giuseppe/Nisco, Maria Cristina (Hg.): *Languaging Diversity. Identities, Genres, Discourses*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Printing. S. 262–278.

Z – *Otto Ebeling Zeichenbedarf, Berlin Charlottenburg*

Zwanzig Jahre.
Was wird aus der deutschen Orthografie?

Peter Eisenberg

Erinnern Sie sich noch? Seit dem 1. August 1998 ist die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung in Kraft. Ihr Inkrafttreten erregte schon damals viel weniger Aufmerksamkeit als die zwei Jahre zuvor in Wien beschlossene Absichtserklärung zur *Neuregelung der deutschen Rechtschreibung* (Rechtschreibung 1996), weil diese unmittelbar zu einer Welle von Umsetzungen der neuen Regeln in vorauseilendem Gehorsam geführt hatte. Eine Reihe von Kultusministerien, Schulbuchverlage, die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Wörter- und Jugendbuchverlage – allen voran der Duden – hatten es mit der Umsetzung eilig.

Offiziell ist die Reform nun seit zwanzig Jahren gültig, aber was zum 1. August 2018 in dieser Angelegenheit in der Presse zu lesen und zu hören war, machte allenfalls den Eindruck von Pflichtgemäßheit, häufig nicht einmal das. Es gab gelangweilte, distanzierte, aber auch zynische oder überhebliche Kommentare betreffend *Majonneese*, *Ketschap* und *Tollpatsch*. Kaum jemand wollte sich noch einmal erregen oder die Sache auch nur halbwegs ernst nehmen. Dabei sind wir weit davon entfernt, die materiellen und sozialen Folgen der Rechtschreibreform hinter uns zu lassen.

Im Folgenden wird der unzeitgemäße Versuch unternommen, dem etwas abzuhelfen und ein paar Fakten zu präsentieren, die erklären können, warum die Gemeinschaft der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen die neue Orthografie nicht angenommen, sondern sich ihr allenfalls unter Druck in einigen Teilen geöffnet hat. Der wichtigste

Grund ist, dass die Neureglung aus politischen und nicht aus sachlichen Gründen durchgeführt wurde.

Schon seit Kriegsende gab es fortlaufend Reformvorschläge, natürlich in der Bundesrepublik mehr und offener als in der DDR, was durchaus bedeutsam werden sollte. Im Mittelpunkt stand die Abschaffung der Substantivgroßschreibung, die es seit der Umstellung in Dänemark (1948) nur noch im Deutschen gab. Die meisten Bezugssprachen hatten im Kern eine Eigennamengroßschreibung, begrifflich bekannt als gemäßigte Kleinschreibung. Die DDR vertrat sie mit Verve, für die Bundesrepublik wurde sie von der politisch verantwortlichen Konferenz der Kultusminister (KMK) ausgeschlossen. Man verstand sie wie die gesamte Neuregelung als Politikum und wollte daher der DDR keinesfalls folgen.

Die Reformdebatte dümpelte vor sich hin und wäre wohl zum Lied ohne Ende geworden, hätte nicht der Leiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik, Egon Bahr, im Auftrag seiner Regierung im Herbst 1973 bei den Vertretern der DDR angefragt, was man dort von einer gemeinsamen Orthografiereform halte. Die DDR ging sofort auf den Vorschlag ein und setzte ihre bereits existierende Reformkommission auf die gemeinsame Schiene. Schon zwei Jahre später lag eine umfangreiche DDR-Publikation zur Reform mit Schwerpunkt Groß- und Kleinschreibung vor (Nerius 1975).

Was als eher harmlose und wenig kostenintensive kulturpolitische Initiative im Rahmen der neuen Ostpolitik angestoßen wurde, stellte sich bald als politisch abgründig heraus. In aller Kürze: Die frühen Arbeiten zur Neuregelung der Orthografie folgen unmittelbar der Bewegung »vernünftiger schreiben«, die sich den soziolinguistischen Debatten zum Thema Sprache und soziale Schicht der 68er-Bewegung verdankt. Beispielsweise war man dort der Meinung, die Großschreibung der Substantive sei ein Mittel zur Unterdrückung der Arbeiterklasse im Spätkapitalismus (Drewitz/Reuter 1974). Die Erwartungen an eine Erleichterung des Orthografieerwerbs mit einem Absinken der Rechtschreibfehlerquote waren hoch, eine politische Einhegung des Vorgangs wurde unmöglich.

Im bereits »real existierenden« Arbeiter- und Bauernstaat DDR hatten solche Thesen selbstverständlich keinen Platz. Das führte nach einigem Hin und Her dazu, dass die Politik dort keine wirkliche Umsetzung der Neureglung mehr wollte. Stellt man noch in Rechnung, was aus Österreich und besonders der Schweiz an Wirrungen zur Thematik beigetragen wurde, dann folgt der im Einzelnen gut begründbare Schluss, dass es ohne die deutsche Vereinigung niemals eine Neureglung der Orthografie gegeben hätte. Das Zwischenstaatliche der vier Länder und das politisch korrekt DDR-Berücksichtigende wurden lange Zeit zum Wert an sich, der das Unternehmen am Laufen hielt – bis zur politischen Wende in der DDR. Die meisten Reformkritiker hatten nun erwartet, man werde jetzt wichtigere Probleme zu lösen haben, aber sie haben das politische Gewicht des Vorgangs unterschätzt.

Genauso wichtig für ein Verständnis der gegenwärtigen Lage ist die inhaltliche Seite der Maßnahme. Auch sie hat entscheidend zur Nichtakzeptanz der neuen Orthografie in der Sprachgemeinschaft beigetragen:

Nach dem politischen Ausschluss der gemäßigten Kleinschreibung standen die Neuregler vor der Aufgabe, im überkommenen Schreibusus etwas Veränderungswürdiges zu finden. Das war nicht leicht, zumal das Deutsche – etwa im Vergleich zum Französischen, Englischen oder Polnischen – über eine besonders transparente und leicht lernbare Orthografie verfügt. Die Reaktion im Ausland auf den Gigantismus der Neureglung bestand deshalb vor allem aus Kopfschütteln. Das habe ich selbst in vielen Auslandsgermanistiken und besonders intensiv dort erfahren, wo dem geschriebenen Wort hohe Bedeutung beigemessen wird, etwa in muslimischen Ländern (Iran, Ägypten, Indonesien), aber ebenso in Frankreich, Japan oder China. Dem Ansehen des Deutschen als Lernersprache wurde Schaden zugefügt.

Bei der Suche nach Veränderbarem stieß man dann bald auf die Getrennt- und Zusammenschreibung. Bekannt ist ja, dass das Deutsche hier – nämlich an der Grenze von Morphologie und Syntax – grammatisch besonders viel-

fältig strukturiert ist. Die Morphologie als Lehre von der Wortstruktur weist zahlreiche Übergänge zur Syntax auf, die Syntax als Lehre von der Phrasen- und Satzstruktur weist zahlreiche Übergänge zur Morphologie auf. Das war bekannt und teilweise gut erforscht. Ebenfalls bekannt war, dass sich so ein funktional hochentwickeltes Hin und Her zwischen zwei Hauptmodulen der Grammatik niemals in einfache Regeln würde pressen lassen.

Ausdruck fand dieser Tatbestand in einer auffälligen Kürze und Unbestimmtheit der vorreformatorischen Regelung mit der Folge, dass in diesem Bereich kaum Rechtschreibfehler angestrichen wurden (Duden 1991: 62–65). Es bestand Konsens, dass jede Form von Rigorosität zu vermeiden sei. Der Konsens wurde von den Neureglern aufgekündigt. Man setzte sich zum Ziel, die Getrennt- und Zusammenschreibung vollständig »durchzuregeln«, um »Ordnung zu schaffen«: Das Regelwerk wurde um ein Vielfaches länger, aber es wurde auch unverständlich, widersprüchlich und inkonsistent. Sprachwissenschaftlich hauptverantwortlich war die Einseitigkeit der Regeln. Man regelte den Übergang von der Syntax zur Morphologie und nicht auch die andere Richtung. Das führte zu der berüchtigten Grundregel, im Zweifelsfall sei stets getrennt zu schreiben, die ihrerseits zu vielen absurden Schreibungen führte: Schon im Regelwerk selbst wurden Getrenntschreibungen wie *fertig stellen, kennen lernen, Wasser abstoßend* erzwungen und damit viele hundert Wörter einfach beseitigt. Dazu kamen abenteuerliche Schreibungen aufgrund von Fehlinterpretationen der Regeln von *Blut befleckt* bis *Teil nehmen.*

Es gab andere konzeptionelle Fehler im Regelwerk von 1998. Beispielsweise wurde sowohl die Groß- als auch die Kleinschreibung geregelt, wo doch im Deutschen prinzipiell kleingeschrieben und nur unter klaren Bedingungen Großschreibung gilt. Sie allein ist regelungswürdig und hätte diesen Regelteil fast auf die Hälfte verkürzt. Oder es wurde bei der berüchtigten alten Regelung des Kommas beim Infinitiv (über dreißig Regeln) nicht etwa nach einer einfacheren Formulierung gesucht (die durchaus möglich ist), sondern

das Komma war generell freigestellt. So konnte man etwa *Das Wetter droht, schlecht zu werden* mit Komma und *Er befragte Merkel um Klarheit zu bekommen* ohne Komma schreiben. Jetzt gab es weniger Kommafehler, wie die Neuregler stolz feststellten, was aber zu Recht als Zynismus gegeißelt wurde. Und auch das Komma bei Nebensätzen begann zu wackeln.

Einige der größten Schwächen der amtlichen Regelung wurden nach dem Kompromisskonzept der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (2003) halbwegs ausgebügelt, aber vieles blieb zu tun. Deshalb fasste der 2004 gegründete Rat für deutsche Rechtschreibung am Ende seiner ersten Amtszeit im Jahr 2010 den Beschluss, das amtliche Regelwerk insgesamt einer gründlichen Revision zu unterziehen.

Der Rat für Rechtschreibung ist mit seinen vierzig Mitgliedern, unter denen sich nur eine kleine Minderheit von ausgewiesenen Sprachwissenschaftlern findet, allenfalls bedingt arbeitsfähig. Seine Aufgabe ist, den Schreibgebrauch zu beobachten und notwendige Veränderungen bei den Wortschreibungen und am Regelwerk vorzunehmen. Der Beschluss zur Revision des Reformregelwerks wurde jedoch später (2012) unter dem Einfluss der Beharrungskräfte im Rat wieder gekippt. Man murkelt bis heute an Details herum.

Zu den gravierenden Folgen der Neureglung von 1998 gehört, dass die Zahl der Rechtschreibfehler, soweit sie in der Schule sichtbar wird, nicht gesunken, sondern um mindestens 20 Prozent gestiegen ist. Dazu verfügen wir über solide Kenntnisse (z. B. Grund 2016). Man entkommt dem Befund nicht durch den Hinweis, eine Abnahme von Rechtschreibfähigkeiten bei der jungen Generation habe viele Gründe und trete ähnlich auch in Ländern auf, in denen es keine Neuregelung des Ausmaßes wie bei uns gegeben hat.

Es liegt nicht im Trend, heute das Lied vom Nutzen einer Sprachnorm zu singen. Das ist dem Autor wohl bewusst. Die Verteilung der Schüler auf die Schultypen hat sich grundlegend geändert, die Zahl der Schüler aus sogenannten bildungsfernen Schichten mit und ohne Migrationshintergrund ebenso [→ *Migrantensprache*], der Einfluss des Lesens und Schreibens mit neuen Medien ist enorm. Dennoch bleibt auch

wahr: Will man den Orthografieunterricht verbessern, will man, was seinen Umfang, seine inhaltliche Ausgewiesenheit und den gesamtgesellschaftlichen Konsens über das zu Vermittelnde betrifft, wenigstens das vorreformatorische Niveau zurückgewinnen, dann benötigt man die kodifizierte Norm als gemeinsamen Bezugspunkt für Lehrende und Lernende. Ein den Multiplikatoren verständliches Regelwerk bleibt unerlässlich, ihm kommt eine Schlüsselrolle zu. Das amtliche Regelwerk wird den Anforderungen jedoch nach wie vor nicht gerecht, es ist und bleibt insgesamt ein Untext, der nicht nur umständlich, widersprüchlich und inkonsistent, sondern einfach auch unverständlich ist.

Werfen wir zum Schluss noch einen Blick auf die beiden anderen für unsere Orthografie wichtigen Institutionen, den Duden und die KMK:

Die Rolle des Duden als Träger der wichtigsten kodifizierten Sprachnorm des Deutschen hat sich grundlegend verändert. Weil mit der Neuregelung das sogenannte Dudenprivileg fallen musste (als Gegengewicht zum DDR-Duden wurde dem Westduden im Jahr 1955 von der KMK die Letztentscheidung von Zweifelsfällen überlassen), suchte der Duden nach einem Alleinstellungsmerkmal unter den konkurrierenden Wörterbüchern, die nach 1996 in größerer Zahl erschienen waren. Man verfiel auf die Idee, bei Varianten genau eine durch Gelbunterlegung als »Dudenempfehlung« auszuzeichnen (z. B. *leer machen* als Empfehlung gegenüber *leermachen, leer gefegt* als Empfehlung gegenüber *leergefegt*). Dadurch wurde aber die freie Entwicklung des Schreibgebrauchs untergraben. Eine entsprechende Rüge des Rechtschreibrates steckte der Duden locker weg.

Inzwischen ist das Unternehmen in bedrohliche ökonomische Bedrängnis geraten. Die mächtige Dudenredaktion wurde auf einen kleinen Bruchteil ihrer alten Stärke reduziert. Man ist darauf angewiesen, auch Werke zu verlegen, die sich nicht mit dem ehemals verbindlichen Normbegriff vereinbaren lassen, etwa eine Broschüre zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch [→ *XY ungelöst*] oder eine andere zu politisch korrekter Sprache. Der Duden stützt sich auch

wieder verstärkt auf Ressourcen des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim, einem mit öffentlichen Mitteln geförderten Leibniz-Institut. Ihm bleibt ökonomisch gar keine Wahl. Die klare Trennung der beiden Institutionen galt seinerzeit (in der zweiten Hälfte der 60er Jahre) als großer Fortschritt. Es drängt sich daher mehr und mehr der Gedanke auf, den Duden als öffentlich finanzierte Stiftung fortleben zu lassen. Sie wäre verantwortlich für eine Sprachnorm, die auf einem modernen, von Partikularinteressen unabhängigen Normbegriff ruht.

Bleibt nach Rechtschreibrat und Dudenredaktion als dritte und politisch letztlich für die Orthografie im öffentlichen Bereich verantwortliche Institution die Konferenz der Kultusminister der Länder. Die KMK hat sich von Anfang an für eine Neuregelung der Orthografie stark gemacht, wenn auch nicht überall aus denselben Gründen. Der Glaube an eine bildungspolitisch sinnvolle Neuregelung stand ebenso Pate wie die Unterstützung der neuen Ostpolitik gegenüber der DDR. Noch am zögerlichsten waren »konservative« Länder wie Bayern oder Schleswig-Holstein, die dem Trend aber auch nicht widerstehen konnten.

Es hat fast zehn Jahre gedauert, bis die KMK begriff, dass sie mit der Neuregelung schlecht beraten worden war und sich selbst gefährdet hatte. Klares Anzeichen dafür wurde die Entlassung der 1997 gegründeten Zwischenstaatlichen Kommission für deutsche Rechtschreibung im Jahr 2004 und die darauf folgende Einrichtung des schon genannten Rates für Rechtschreibung, dessen vordringliche Aufgabe darin bestand, die öffentliche Debatte zu beruhigen. Die KMK selbst will mit der Sache nichts mehr zu tun haben und hat dem Rat sogar das Recht übertragen, in einfachen Fällen die Rechtschreibnorm zu ändern, ohne die sonst gebetsmühlenartig berufenen »zuständigen staatlichen Stellen« zu beteiligen.

Auch dieser letzte Akt zeigt: Die Neureglung der deutschen Orthografie ist eine durch und durch politische Angelegenheit, die lehrt, was passieren kann, wenn der Staat sich Sprachregelungen anmaßt. Das sollte er sich zu Herzen

nehmen, denn so kompliziert wie in den vergangenen zwanzig Jahren muss es gar nicht sein. Besserung ist möglich, wenn die drei genannten Institutionen zusammenarbeiten: Der Rat entwickelt ein brauchbares Regelwerk. Der Duden druckt es ab und setzt es vollständig in seinem Rechtschreibwörterbuch um. Die KMK setzt sich für seine Durchsetzung an den Schulen und in der Lehrerbildung ein. Dann kann es mit einem sichtbaren Erfolg ganz schnell gehen.

Literatur

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Hg.) (2003): *Zur Reform der deutschen Rechtschreibung. Ein Kompromissvorschlag*. 2. Auflage. Göttingen: Wallstein.

Drewitz, Ingeborg/Reuter, Ernst (Hg.) (1974): *vernünftiger schreiben. reform der rechtschreibung*. Frankfurt/Main: Fischer Verlag.

Duden (1991): *Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache.* Herausgegeben von der Dudenredaktion auf der Grundlage der amtlichen Rechtschreibregeln. 20. Auflage. Mannheim u. a.: Dudenverlag.

Grund, Uwe (2016): *Orthographische Regelwerke im Praxistest. Schulische Rechtschreibleistungen vor und nach der Rechtschreibreform*. Berlin: Frank & Timme.

Nerius, Dieter (1975): *Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Orthographie*. Berlin: Akademie Verlag.

Rechtschreibung (1996): *Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis*. *Text der amtlichen Regelung*. Tübingen: Verlag Gunter Narr.

Zyselmaus.
Tausendundelf japanisch-deutsche und deutsch-japanische Wörterbücher

Jürgen Stalph

Die Zyselmaus. In der frühen deutsch-japanischen Wörterbuchschreibung erlangte sie eine gewisse Berühmtheit, denn sie stand, wenn sie denn stand, an exponierter Stelle, unmittelbar vor dem Ende nämlich. So zum Beispiel in dem 1872 aufgelegten *Handwörterbuch der Deutschen Sprache für Japaner nebst gebrauchlichsten Fremdwörtern*, in dem Tokio noch »Tokei« hieß und in dessen Vorwort der als Genie geltende Lehrer und Dolmetscher Shiba Ryōkai das Studium der deutschen Sprache unter anderem deshalb empfahl, weil das Deutsche an »Wortreichthum, Bildsamkeit und Geschmeidigkeit die meisten anderen lebenden Sprachen« übertreffe »und die deutsche Wissenschaft in fast allen ihren Theilen hochgeachtet von den Gelehrten aller Länder« dastehe. Shiba, berichtete ein gutes halbes Jahrhundert später der Philosoph Inoue Tetsujirō in der Berliner Zeitschrift *Nippon*, beherrschte die deutsche Sprache so gut, dass der damals in Japan tätige Arzt Leopold Müller »erstaunt erklärt haben soll: ›Meine Frau ist Französin und mit mir seit 11 Jahren verheiratet, aber sie kann nicht so fließend Deutsch sprechen wie Sie.‹« Jedenfalls war die Übersetzung des Wortes *Zyselmaus* bzw., genauer, die Wahl eines entsprechenden japanischen Terminus, nie ein Problem, weder zu Shibas Zeiten noch in den vielen Jahren und Jahrzehnten danach, während derer das »schmucke, eichhornähnliche Tierchen« (Brehm) zunächst seinen angestammten Platz als Stichwortschlusslicht an *Zyste*, *Zytoplasma* und *z. Zt.* abgeben musste, bevor es als »Ziesel, der, österr. meist: das« um mehrere Seiten nach vorne sprang: Stets hieß es *yama·ne*.

Andere Wörter, und gerade die vermeintlich weniger speziellen, hatten ein eher schweres japanisches Los. Zum Beispiel das *Ballkleid*. In der frühen Meiji-Zeit, als festliche Veranstaltungen, die solcherlei Gewand verlangen, allenfalls bei Fremden oder am Hofe ausgerichtet wurden, war die einzige Ballkonnotation eben die sportliche und das zugehörige Kleid mithin »Kleidung, die man beim Ballspiele trägt (*mari·asobi ni kiru ifuku*)«.

Definitorische Schönheiten wie diese sind selten geworden. Seit der Romanist Murakami Eishun Mitte des 19. Jahrhunderts den holländischen Teil seines *Sango benran* betitelten Viersprachenglossars durch das Deutsche ersetzte und auf diese Weise das erste in Japan erstellte und im Druck erschienene Wörterverzeichnis produzierte, das Deutsch und Japanisch enthält (*Futsu-Ei-Doku sango benran*), ist das lexikografische Fundament kontinuierlich breiter und stabiler geworden, haben sich nach allerlei Irrtümern, hübschen und weniger hübschen, auf vielen Gebieten Standards herausgebildet. Die Rückverfolgung dieses hundertfünfzig Jahre langen Weges, auf dem man für Bedeutungseinheiten wie »Käse« sinojapanisch *kanraku* aufgriff und verwarf, um sich schließlich für *chīzu* (< engl. *cheese*) zu entscheiden, auf dem man, um beim Japanischen zu bleiben, »Messer«, »Gabel«, »Freiheit«, »Recht« und »Luftballon« zu erfinden hatte, ist nicht nur sprachgeschichtlich interessant. Immer spielten auch extralinguistische Faktoren eine Rolle, praktische, verlegerische, finanzielle, politische, die in der Gesamtschau sowohl historische und kulturelle Besonderheiten spiegeln als auch wesentliche Stationen der deutsch-japanischen Beziehungen markieren. So finden wir in der lexikografischen Anfangsphase ein deutliches Schwergewicht auf Soldatischem, ein Gebiet, auf dem »die Deutschen damals den Japanern als führend galten« (Bruno Lewin). Schon die älteste japanische Publikation zur deutschen Sprache überhaupt, das 1862 erschienene *Kanpan Doitsu tango-hen* (»Amtliche Veröffentlichung. Verzeichnis deutscher Wörter«), widmete ein stolzes Siebtel seines Umfangs der Sachgruppe »Kriegswörter«. Später kamen zivilere Bereiche hinzu, die

Philosophie, die Jurisprudenz und vor allem die Medizin. »Jeder wissenschaftlich gebildete Japaner, jeder Offizier, Jurist, Mediziner, Ingenieur usw. muß heutzutage Deutsch gelernt haben«, schrieb kaum fünfzig Jahre nach Erscheinen der ersten, bescheidenen Vokabelsammlungen Fujisawa Rennosuke im Vorwort des deutsch-japanischen Teils seines *Taschenwörterbuches der japanischen Umgangssprache* (1914). Für alle diese Fachleute und Gebiete wurden Terminologien, Glossare und bald umfangreiche Wörterbücher angelegt, allein für die Medizin weit über hundert.

Natürlich gehören zum lexikografisch gespiegelten Weltgeschehen auch die dunkleren deutschen und japanischen Jahre. So sollte, um nur zwei Beispiele anzuführen, Richard Kunzes 1938 in Nagoya erschienenes *Praktisches Zeichenlexikon chinesisch-deutsch-japanisch* nicht nur sprachlich-etymologisch von Nutzen sein, sondern auch »den deutschen Volksgenossen« im Fernen Osten »im Daseinskampf und Aufwärtsstreben zu Deutschlands Größe im Neuen Reich« (Widmung) zur Seite stehen, und so hatte Katayama Masao 1937 einen Nachtrag zu seinem hervorragenden *Großen Deutsch-Japanischen Wörterbuch* (zuerst 1927) herauszubringen, um insbesondere den neu aufgekommenen nationalsozialistischen Wortschatz abbilden zu können.

Japanischerseits finden wir Ähnliches, dazu Spuren von nahezu jeder der vielen Sprach- und Schriftreformen. Besonders folgenreich war in diesem Zusammenhang der in den dreißiger Jahren innerhalb und außerhalb von Kommissionen erbittert geführte Streit, wie das Japanische zu transkribieren sei. Das ministeriell verordnete und zeitweilig bevorzugt eingesetzte *Kunrei*-System, das, streng an der *Kana*-Schreibung orientiert (*ha hi hu he ho*, *ta ti tu te to*), den heiligen Dreitausender-Konus als *Huzi* (Hepburn: *Fuji*) und die Untergrundbahn als *tikatetu* (*chikatetsu*) verschriftet, führte, von gewissen Verwirrungen abgesehen, zu immensem lexikografischen Mehraufwand: Neuauflagen alphabetisch eingerichteter Wörterbücher konnten nicht einfach umgeschrieben, sondern mussten völlig neu geordnet werden [→ *Nachschlagen*]. Auch Kimura Kinji,

dessen 1937 erschienenes *Wa-Doku daijiten* für den Rest des 20. Jahrhunderts das einzige große japanisch-deutsche Sprachlexikon war, über das die Japanforschung verfügte, brachte 1940 als Kimura Kinzi eine entsprechend gestaltete Taschenbuchversion auf den Markt.

Heute spielen die meisten umschriftlichen Sonderwege und abweichenden Ordnungsprinzipien, beispielsweise das *Iroha*, keine Rolle mehr, durchgesetzt haben sich Hepburn, Alphabet und *Aiueo*. Und nachschlagen lässt sich, wie die als Band 5 der Bibliographischen Arbeiten aus dem Deutschen Institut für Japanstudien erschienene, vom Verfasser dieses Beitrags und Harald Suppanschitsch zusammengetragene Bibliografie *Wörterbücher und Glossare* dokumentiert, fast alles: Tausendundelf einschlägige Werke vermitteln, wie »Abfangjäger«, »Ablativ« und »Asphyxie« ins Japanische, wie *beni·bato*, *bibun·hōteishiki* und *zaisan·zōkazei* ins Deutsche zu übersetzen sind, geben – zum Teil multilingual – architektonisches, gastronomisches, mathematisches und wissenschaftstheoretisches Fachvokabular, ordnen und erläutern Schriftzeichen, versammeln Grundwortschätze, Sprichwörter und Sprechblasenonomatopoetica. Dabei zeigen, wie nicht anders zu erwarten, auch die Autoren und die Zeiten ihr Gesicht. Wir finden Enthusiasmus neben missionarischem Eifer, Beharrlichkeit neben Verbohrtheit, Erfindungsreichtum neben linguistischer Inkompetenz, dazu gute Unterhaltung neben pädagogischer und politischer Langeweile.

Die Masse dieses, um Emerson zu beleihen, *Lese*stoffes – »neither is a dictionary a bad book to read« – stammt aus japanischer Feder, ein Umstand, der die lexikografisch am häufigsten vertretene Richtung Deutsch-Japanisch erklärt. Umgekehrt, Japanisch-Deutsch, ist das Diktum, dass sich fast alles nachschlagen lässt, nicht nur erheblichen Einschränkungen unterworfen – hier wird das »Fast« zur beherrschenden Größe, das »Alles« wird alt und klein. Keines der 29 bis 1999 jemals herausgegebenen japanisch-deutschen Allgemeinwörterbücher ist auf der Höhe der Zeit, und nur drei verdienen das Epitheton »groß«, eines davon, denn es blieb Torso, ehrenhalber. Gemeint ist das erste japanisch-deut-

sche Wörterbuch überhaupt, August Pfizmaiers nurmehr wissenschaftshistorisch interessantes Monument einsamer japanologischer Gelehrsamkeit aus dem Jahre 1851. Bei den verbleibenden beiden großen Werken handelt es sich um das 1877 unter Mitarbeit von Rudolf Lehmann entstandene *Woerterbuch der japanischen und deutschen Sprache*, das in exzellenter Weise den japanischen Wortschatz der späten Edo- und frühen Meiji-Zeit erschließt, und eben den erwähnten *Kimura*, der zeitlich nahtlos bis in die frühe Shōwa-Zeit, das heißt den Beginn der dreißiger Jahre führt. Damit klaffte japanisch-deutsch eine lexikografische Lücke von siebzig, achtzig Jahren, die von den wenigen Nachfolgepublikationen Kimuras nur notdürftig und nur in Teilbereichen überbrückt werden konnte. 1998 übernahmen das Deutsche Institut für Japanstudien in Tokio und – in dessen Nachfolge – die Freie Universität Berlin die Aufgabe, mit einer zuverlässigen und detailgenauen Dokumentation des Gegenwartsjapanischen, also der Sprache des 20. und 21. Jahrhunderts, diese Lücke vollständig zu schließen. 2009 erschien der 2500 Seiten starke erste Band A–I des *Großen japanisch-deutschen Wörterbuches*, 2015 der ebenso umfangreiche zweite (J–N). Im dritten, kurz vor dem Abschluss stehenden Band O–Z ist selbstverständlich auch *yama·ne* vertreten, allerdings mit einer Berichtigung, die diesem kleinen Säugetier aus der Familie der Bilche und Schläfer *recte* gebührt: »der Japanische Schläfer (*Glirulus japonicus*)«. Die Zieselmaus, die in der zoologischen Nomenklatur zwar als »Langzehiger Ziesel (*Spermophilopsis leptodactylus*)« geführt wird, genau genommen aber kein Ziesel (*Citellus* bzw. *Spermophilus*), sondern ein Borstenhörnchen ist, das die Sandwüsten von Turkestan, Nordpersien und Afghanistan bewohnt, rückt damit gut tausend Seiten vor, zu *tsumenaga·hatarisu*. Und dort erscheint sie in Erinnerung an *Yamane*-Zeiten natürlich auch in ihrem alten orthografischen Kleid: als Zyselmaus.

Anmerkung

Edo-Zeit: 1603–1867; Meiji-Zeit: 1868–1912; Shōwa-Zeit: 1926–7.1.1989. – *Kana*: die japanischen Silbenschriften. – *Iroha*, *Aiueo*: lexikografische Ordnungsprinzipien. – *Kunrei*-Umschrift: Phonemisches, an den Besonderheiten der japanischen Silbenschrift(en) orientiertes, durch Kabinettsorder (*kunrei*) 1937 als offizielles System zur Transkription des Japanischen mit lateinischen Buchstaben verabschiedetes System. – *Hepburn*(-System): Von dem amerikanischen Missionar J. C. Hepburn (1815–1911) entwickeltes phonetisches, am Englischen orientiertes Transkriptionssystem. – Brehm bezieht sein »schmuckes, eichhornähnliches Tierchen« auf *Citellus* bzw. *Spermophilus*, nicht auf die Zieselmaus; die Epitheta mögen hier dennoch gelten.

Literatur

Emerson, Ralph Waldo [1870] (1922): *Society and Solitude*. Boston: Houghton Mifflin Company.

Inouye, Tetsujiro [Inoue, Tetsujirō] (1935): »Die Anfänge des Studiums der japanischen Sprache in Japan«. In: *Nippon – Zeitschrift für Japanologie* (Berlin). 1 (1). S. 18–32.

Lewin, Bruno (1988): »Die Anfänge der deutschen Sprachkunde in Japan bis zur Meiji-Zeit«. In: *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung*. 11. S. 6–9.

Lexikon der Biologie in fünfzehn Bänden (1999–2004). Heidelberg: Spektrum.

Stalph, Jürgen/Suppanschitsch, Harald (1999): *Wörterbücher und Glossare. Eine teilannotierte Bibliographie japanisch-deutscher und deutsch-japanischer Nachschlagewerke.* München: Iudicium (= Bibliographische Arbeiten aus dem Deutschen Institut für Japanstudien 5).

Stalph, Jürgen/Hijiya-Kirschnereit, Irmela/Schlecht, Wolfgang E./Ueda, Kōji (Hg.) (2009; 2015): *Großes japanisch-deutsches Wörterbuch*. Band 1: A–I. Band 2: J–N. München: Iudicium.

Strassen, Otto zur (Hg.) (1914): *Brehms Tierleben*. Elfter Band. Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage. Leipzig: Bibliographisches Institut.

Autorinnen und Autoren

Nils Bahlo
Studium der Fächer Deutsch und Geschichte an der Freien Universität Berlin. Promoviert wurde er 2012 mit einer Arbeit über das sprachliche und soziale Selbstverständnis Berliner Jugendlicher. Seitdem koordiniert er das Centrum Sprache und Interaktion an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Mehrfach war Nils Bahlo als Gastprofessor an der Université Omar Bongo in Libreville/Gabun/West-Afrika tätig.

Antje Baumann
Studium der Germanistik, Anglistik und Amerikanistik in Berlin. 2004 promovierte sie mit einer diskursanalytischen Arbeit zur Darstellung von Leni Riefenstahl und Marlene Dietrich in deutschen Zeitungen. Sie ist im Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz in Berlin Sprachwissenschaftlerin in der Gesetzesredaktion.

Jochen Brüning
Professor *emeritus* der Mathematik der Humboldt-Universität, beschäftigt sich mit Forschungsfragen der Mathematik und mit ihrer Rolle in der wissenschaftlichen Kultur im Allgemeinen. Sein Interesse gilt auch Sammlungen und dem Sammeln, vor allem im universitären Bereich, und nicht zuletzt pflegt er eine Leidenschaft für die Vogelwelt.

Gerd-Rüdiger Burmester
Studium der Medizin an der Medizinischen Hochschule Hannover. 1978 promovierte er dort zur Charakterisierung von aktivierten Zellsystemen bei der rheumatoiden Arthritis. Er ist an der Charité-Universitätsmedizin Berlin Inhaber des rheumatologischen Lehrstuhls und Direktor der Medizinischen Klinik mit Schwerpunkt Rheumatologie und Klinische Immunologie.

Norbert Dittmar
Seit der Promotion 1973 an der Universität Konstanz Soziolinguist aus Leidenschaft, Zwischenstation als »Pidgin-Deutsch«-Forscher in Heidelberg. Seit 1979 Professor an der Freien Universität Berlin mit den Schwerpunkten Soziolinguistik, Grammatik und Pragmatik der gesprochenen Sprache, Zweitspracherwerb und Diskursanalyse. Seit 2008 *emeritus* im Unruhestand.

Peter Eisenberg
Professor *emeritus* für Deutsche Philologie an der Universität Potsdam; 1990–92 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft. 1996 Deutscher Sprachpreis der Henning-Kaufmann-Stiftung, 2007 Konrad-Duden-Preis und 2015 Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa. Er ist seit 1998 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und hat zwischen 2008 und 2013 dem Rat für deutsche Rechtschreibung angehört.

Constanze Fröhlich
Studium der Frankreichwissenschaften in Berlin und Lyon; anschließend wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanische Philologie der Freien Universität Berlin. 2012 Promotion zum Werk des französischen Dramatikers Valère Novarina. Sie ist wissenschaftliche Koordinatorin des Jahresthemas 2017|18 »Sprache« an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Natalia Gagarina
Studium der russischen Philologie und Psychologie an der Staatlichen Pädagogischen Herzen Universität in St. Petersburg. Sie promovierte dort 1997 und habilitierte sich 2011 an der Humboldt-Universität zu Berlin. Im Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft (ZAS) leitet sie den Forschungsbereich »Sprachentwicklung & Mehrsprachigkeit« und ist Gastprofessorin an der Universität Uppsala.

Alexander Geyken
Studium der Linguistik, Mathematik und Computerlinguistik in München, Freiburg und Paris. Promotion 1998, Habilitation an der Universität Potsdam 2017 mit dem Thema »Die Zukunft allgemeinsprachlicher Referenzwörterbücher«. Er ist Arbeitsstellenleiter des Langzeitvorhabens »Digitales Wörterbuch« an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und Privatdozent an der Universität Potsdam im Strukturbereich Kognitionswissenschaften.

Martin Grötschel
Seit 2015 Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, davor u. a. Mathematikprofessor an der TU Berlin, Präsident des Zuse-Instituts und Generalsekretär der International Mathematical Union. Die Förderung von Digital Humanities sieht er als eines seiner zentralen Anliegen als BBAW-Präsident.

Holger Helbig
Inhaber der Uwe Johnson-Professur für Neuere deutsche Literatur an der Universität Rostock, Leiter des Uwe Johnson-Archivs und der Arbeitsstelle »Uwe Johnson-Werkausgabe« der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften an der Universität Rostock.

Maren Jäger
Promotion 2006 über *Die Joyce-Rezeption in der deutschsprachigen Erzählliteratur nach 1945*. 2002 bis 2017 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten in Mainz, Essen und Flensburg und ist seit 2017 mit ihrem Projekt: *Brevitas – Kürze zwischen Ökonomie und Ästhetik* Postdoktorandin im Graduiertenkolleg »Literatur- und Wissensgeschichte kleiner Formen« an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Wolfgang Klein
war von 1980 bis 2015 Direktor am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik. Er arbeitet über alles, wozu er Lust hat, meistens aber über Zweitspracherwerb, Textstruktur, den Ausdruck von Raum und Zeit und neuerdings viel über Lexikographie. Er ist seit 1995 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, seit 2008 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und hat 1996 den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) erhalten.

Olaf Kramer
Studium der Allgemeinen Rhetorik, Philosophie und Germanistik in Tübingen, Frankfurt am Main und den USA. Er ist am Seminar für Allgemeine Rhetorik der Universität Tübingen Inhaber des Lehrstuhls für Rhetorik und Wissenschaftskommunikation und Leiter der Forschungsstelle Präsentationskompetenz. Er ist Herausgeber des *Science Notes Magazins* und Mitherausgeber der Buchreihe »Moderne Rhetorik«.

Manfred Krifka
Direktor am Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft (ZAS) und Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er erforscht die Bedeutung und Verwendung sprachlicher Ausdrücke. Zu sozialen Normen im Sprachgebrauch forscht er in einem vom Europäischen Forschungsrat geförderten Projekt zu Sprechakten in Grammatik und Diskurs.

Katja Leuchtenberger
Promotion zum Frühwerk Uwe Johnsons 2002. Nach Stationen im Theodor Fontane-Archiv, Potsdam, im Deutschen Literaturarchiv Marbach und im Akademie Verlag, Berlin, seit 2014 stellvertretende Leiterin der Arbeitsstelle »Uwe Johnson-Werkausgabe« der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften an der Universität Rostock.

Michael Niedermeier
Studium der Germanistik, Anglistik und Pädagogik. 1983 Promotion zu Goethes Romanen an der Humboldt-Universität zu Berlin;

Forschungs- und Lehraufenthalte an den Universitäten Budapest, Wien, Madison (WI), Dumbarton Oaks (Harvard); 2007 Habilitation an der Technischen Universität Berlin, seit 2000 Leiter der Arbeitsstelle »Goethe-Wörterbuch« an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Constance Scharff
Studium der Biologie in Marburg und an der Adelphi University, New York. Promovierte an der Rockefeller University, New York, zu den neurobiologischen Grundlagen des Gesangslernens bei Vögeln. Inhaberin des Lehrstuhls Verhaltensbiologie an der Freien Universität Berlin. Forschungsschwerpunkt ihrer Gruppe sind die evolutionären Voraussetzungen für die Entwicklung von Sprache und Musik.

Sarah Schmidt
Studium der Philosophie und Germanistik, Promotion über Friedrich Schleiermachers Philosophie der Wechselwirkung. Sie arbeitet im Projekt »Schleiermacher in Berlin 1808–1834. Briefwechsel, Tageskalender, Vorlesungen« an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften als Mitherausgeberin des Briefwechsels und der Vorlesungen zur philosophischen Ethik.

Frank Seifart
Studium in Berlin und Bogotá, 2005 Promotion in Nimwegen, 2016 Habilitation in Köln. Zurzeit tätig am Centre national de la recherche scientifique (CNRS) in Lyon und als Gastwissenschaftler am Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft (ZAS) in Berlin. Forschungsschwerpunkte: Amazonassprachen Bora und Resígaro, Sprachdokumentation, vergleichende Grammatik und Sprachgeschichte.

Melanie Siegel
Studium der Linguistik in Bielefeld, Promotion 1996 und Habilitation 2007 in Bielefeld mit Arbeiten zum automatischen Verstehen japanischer Sprache. Weitere Stationen: Deutsches Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz (DFKI) Saarbrücken, Acrolinx GmbH Berlin. Sie ist Professorin für Informationswissenschaft an der Hochschule Darmstadt.

Michael Solf
Sprachwissenschaftler und Jurist, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Jürgen Stalph
Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Freien Universität Berlin. Studium der Anglistik, Allgemeinen Sprachwissenschaft und Japanologie in Bonn, Bochum und Tokyo. 1989 Promotion mit einer Arbeit zur

Grammatik der sinojapanischen Schrift. Übersetzer u. a. von Kōbō Abe, Haruki Murakami, Kō Machida, Dazai, Tanizaki. Seit 1998 Mitherausgeber des *Großen japanisch-deutschen Wörterbuchs*.

Christian Stein
Studium der Germanistik und Informatik in Braunschweig. 2012 promovierte er unter dem Titel *Primat der Sprache* zu Leitmotivik und Topologie bei Arno Schmidt. Er arbeitet am Exzellenzcluster »Bild Wissen Gestaltung« der Humboldt-Universität zu Berlin als Leiter des Schwerpunkts »Architekturen des Wissens«, ist Mitglied der Jungen Akademie und hat den interdisziplinären und internationalen Studiengang Open Design mit aufgebaut.

Jan Surman
Studium der Soziologie und Geschichte in Wien. 2012 promovierte er zur Universitätsgeschichte der Habsburgermonarchie 1848–1918. Derzeit forscht er an der Higher School of Economics in Moskau zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in Zentral- und Osteuropa sowie zur Geschichte der Wissenschaften in der Sowjetukraine.

Jürgen Trabant
1980–2008 Professor für Romanische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin. 2008–2013 Professor für Europäische Mehrsprachigkeit an der Jacobs University Bremen. Seit 2010 Mitglied von Forschergruppen an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist seit 1992 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Thomas Vilgis
1984 Promotion in Physik an der Universität Ulm, Habilitation im Fach Theoretische Physik und seit 1996 Professor an der Universität Mainz. Am Mainzer Max-Planck-Institut für Polymerforschung leitet er eine Arbeitsgruppe zur statistischen Physik sowie eine experimentelle Gruppe zur »soft matter food science«. Vilgis ist Herausgeber des *Journal Culinaire – Zeitschrift für Kultur und Wissenschaft des Essens*.

Christine Windbichler
Jurastudium in München und Berkeley (USA). 1976 promoviert und 1988 habilitiert mit Arbeiten zum Arbeits-, Gesellschafts- und Kartellrecht. Prof. a. D. an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie arbeitet rechtsvergleichend über Corporate Governance in Verbindung mit Arbeits- und Kapitalmarktrecht und Rechnungslegung.